



# Karl May Jahrbuch 1926

Herausgegeben von Prof. Dr. Ludwig Gurlitt und Dr. E. A. Schmid

9. Jahr

Radebeul bei Dresden 1926 / Karl-May-Verlag

## Inhalt

<a href="#">Das neunte Jahr</a> . Von Prof. Dr. Ludwig Gurlitt (Anacapri)	7
<a href="#">Der siebzigjährige Ludwig Gurlitt</a> . Von Emmy Gurlitt (Anacapri)	11
<a href="#">Zehn Minuten Karl May</a> . Von Adolf Volck (Hannover)	18
<a href="#">Was er mir war</a> . Von Dr. Heinrich Lhotzky (München)	24
<a href="#">Die Kunst des Erzählens</a> . Von Geheimrat Prof. Dr. Alfred Biese (Frankfurt a. M.)	29
<a href="#">Die Indianerschlacht am Little Bighorn</a> . Von Patty Frank (auf Reisen)	© 32
<a href="#">Buch und Werbekunst</a> . Von Prof. Dr. jur et theol. Emil Sehling (Erlangen)	53
<a href="#">Im Reich der Schelme</a> . Von Ministerialdirektor Dr. Erich Wulffen (Dresden)	63
<a href="#">Mensch und Maske</a> . Von Lisa-Barthel-Winkler (Berlin)	© 131
<a href="#">Die Spaltung des Ich</a> . Von Dr. Ernst Altendorff (Meißen)	140
<a href="#">„Das Geldmännle“</a> . Von Otto Titus Elkan (Berlin)	© 186
<a href="#">Sprich Deutsch!</a> Von Prof. Dr. Eduard Engel (Bornim bei Potsdam)	198
<a href="#">Die Vorgeschichte der Münchmeyer-Romane</a> . Von Dr. E. A. Schmid	223
<a href="#">„Waldröschen“</a> . Von Dr. E. A. Schmid, Leiter des Karl-May-Verlags	238
<a href="#">Die verfälschte Handschrift</a> . Von Dr. E. A. Schmid, Leiter des Karl-May-Verlags	245
<a href="#">Sprechende Tiere</a> . Von Universitätsprofessor Dr. Konrad Guenther (Freiburg)	© 257
<a href="#">Der Indianer</a> . Von Redakteur Walter Heise (Hamburg)	276
<a href="#">Kunst und Kritik</a> . Von Prof. Dr. Ludwig Gurlitt (Anacapri)	278
<a href="#">Ein kleiner Gernegroß</a> . Von Prof. Dr. Ludwig Gurlitt (Anacapri)	289
<a href="#">Der Trompeter auf verlornem Posten</a> . Von Tono Kaiser (München)	299
<a href="#">Zu Mays Lyrik</a> . Von Studienrat Dr. Max Finke †	316
<a href="#">Ist May Lyriker?</a> Von Eisenbahninspektor Alfred Biedermann (Heidelberg)	© 322
<a href="#">Das Wirtshaus im Spessart</a> . Von Dr. Wilhelm Matthießen (Bonn)	© 333
<a href="#">Über dem „Goldenen Horn“</a> . Von Ingenieur J. Goebel (Wernigerode)	345
<a href="#">Rosen aus dem Süden</a> . Von Klara May	354
<a href="#">Von Hassan el Kebihr bis Hadschi Halef Omar</a> . Von Kaplan Franz Kandolf (München)	357
<a href="#">Eine Kinderfrage</a> . Von Studienrat Dr. Otto Rudert (Wurzen)	© 369
<a href="#">Mein liebstes Buch</a> . Von Seminaroberlehrer Fritz Prüfer (Dessau)	372
<a href="#">Gesundung</a> . Von Thea Kaiser-Query (München)	376
<a href="#">Der Büßer</a> . Von Redakteur Otto Eicke (Dresden)	384
<a href="#">Andacht</a> . Von Pastor Selmke (Werne, Kr. Bochum)	391

<a href="#">Im Schutzgebiet der Schoschone-Indianer</a> . Von Karl Budde (Ogden-Utah, U.S.A.)	394
<a href="#">Zeitenfolge und Wahrheitsgehalt der amerikanischen Erzählungen</a> Von Gustav Urban (Wien)	© 411
<a href="#">Zum Aufbau des Romans "Winnetou"</a> . Von Kooperator Joseph Höck (Kirchberg, Tirol)	© 423
<a href="#">Opfer</a> . Von Marine-Oberzahlmeister a. D. Adalbert Stütz (Bischleben bei Erfurt)	© 438
<a href="#">Von Sam Hawkens zur Modenschau</a> . Von Otto Gottstein (Leipzig)	446
<a href="#">Erdbeben</a> . Von Ingenieur Hermann Rönninger (Passau)	© 452
<a href="#">Erfrischungsquell</a> . Von Geh. Regierungsrat H. Cumme (Osterode)	469
<a href="#">Wie denkt man in Indien über Karl May?</a> Von Theodor Baltrusch (Makassar auf Celebes)	471

---

## Verzeichnis der Abbildungen

Frontispiz	Ludwig Gurlitt
Nach S. 48	General G. A. Custer
Vor S. 49	Patty Frank als Cowboy in Buffalo Bills Truppe
Nach S. 80	Sitting Bull (Sioux) – Rain in the Face (Dakota)
Vor S. 81	Shot in the Eye (Dakota) – Red Cloud (Ogallala)
Nach S. 112	Ishay nishus (Nord-Chayenne) – Pizi (Hunkpapa)
Vor S. 113	Three fingers (Cheyenne) – Curley (Scout bei Custer)
Nach S. 160	Plan der Schlacht am Little Bighorn
Vor S. 161	Indianische Leinwand-Zeichnung von der Schlacht
Nach S. 208	Skalpe aus der Sammlung Patty Frank (Außenseite)
Vor S. 209	Skalpe aus der Sammlung Patty Frank (Innenseite)
Nach S.256	Begräbnisplatz General Custers und seiner Soldaten
Vor S. 257	Red Tomahawk (indianischer Polizist) – Mrs. Spotted Horn Bull.
Nach S. 304	Die Indianerschlacht am Little Bighorn (nach dem Gemälde)
Nach S. 352	Der Bosphorus / Am Goldenen Horn
Vor S.353	Zwei Ansichten von Stambul
Nach S. 400	Gruppe von Schoschone- und Arrapahu-Indianern
Vor S. 401	Nochmals Gruppe von Schoschone- und Arrapahu-Indianern
Nach S. 432	Neuzeitliches Wigwam der Schoschone-Indianer / Schule
Vor S. 433	Blick über die Reservation hinweg nach den vorgelagerten Bergen

[Die Bilder der Einschalttafeln wurden an passender Stelle in den Fließtext eingefügt.]

[Am Seitenende getrennte Wörter wurden auf die Anfangsseite vorgezogen.]

[Ergänzungen/Kommentare sind mit deutlich kleinerer Schrift in [ ] eingefügt.]

[ [Lebensdaten der Autoren](#) ]

## Das neunte Jahr

Von Prof. Dr. Ludwig Gurlitt

Weshalb ich die Mitherausgabe des Jahrbuchs übernommen habe?

Wenige Wochen vor seinem Tode hat Karl May meine Hilfe angerufen zur Abwehr seiner Neider und Verkleinerer. Ich habe ihm meine Waffenbrüderschaft versprochen und will ihm das Wort halten, solange ich ihm und seinem Nachruhm dienen kann.

Er selber hat meine Erziehungslehre als eine ihm geistesverwandte Kulturarbeit anerkannt. Unabhängig voneinander haben wir für die Befreiung der deutschen Jugend aus den Banden eines starr gewordenen Formalismus gekämpft. Die Schüler spürten diese innere Verwandtschaft und lasen bei Wanderungen der Wandervögel Karl Mays und meine Schriften umschichtig. May hatte es mit denselben Gegnern zu tun wie ich. Er nannte sie „eine Hammelherde von Neidern“. Auch meine Gegner haben nicht immer mit ehrlichen Waffen gekämpft: auch bei mir versuchten sie es „hintenherum“, das heißt mit Verdächtigungen und mit Verächtlichmachung des Charakters. Sehr richtig sagt einmal Emerson: „Die ganze Menschheit ist verschworen gegen die Mannhaftigkeit des Einzelnen.“ Mit anderen Worten: Jeder Reformator trägt sein Martyrium. Das beliebteste [8] und zugleich gemeinste Mittel, mit dem man ihn unschädlich machen will, ist der Verdacht der Verlogenheit: das soll alles nur aus Eitelkeit und aus dem Bestreben kommen, von sich reden zu machen. Und wie feierlich nehmen sich die Tugendwächter selbst, wenn sie ihre eigene unbestechliche Wahrhaftigkeit ins hellste Licht stellen! Wie stolz waren gewisse Schulmeisterlein, als sie ihre Schmähartikel gegen den „Schundschriftsteller und Jugendverderber“ Karl May in ihren Fachblättchen gedruckt sahen, und wie wohl war gewissen Oberlehrern, als sie gegen mich den Vorwurf der Unwahrhaftigkeit in die Presse gebracht hatten! Die urteilslose Masse gibt auf Konferenzbeschlüsse mehr als auf das Zeugnis eines Mannes und stellt sich gerne auf die Seite der Ankläger. Es sind oft gerade die aufrichtigsten, mannhaftesten und tapfersten, die den Vorwurf der Verlogenheit, Falschheit und Unredlichkeit zu tragen haben. Mit der Zeit aber wandelt sich auch oft das Urteil und auf das „Crucifige!“ folgt das „Hosianna!“

Es war derselbe Rechtsanwalt in Berlin, der May und auch mich in Prozessen gegen den Vorwurf der Unwahrhaftigkeit zu verteidigen hatte, derselbe Rechtsanwalt, der auch die äußere Verbindung zwischen uns herstellte. Mir mußten meine Ankläger vor Gericht einen Vergleich anbieten, um nicht wegen ungerechter Beschuldigungen verurteilt zu werden, und für Karl Mays dichterisches Recht auf freies Phantasiespiel treten jetzt die zuständigsten Richter mit überzeugenden Gründen ein.

Ich glaube, daß kein zweites Volk so undankbar [9] und boshaft gegen seine geistigen Neuerer vorgeht wie das unsere. Bei uns werden die führenden Männer erst zu Tode gemartert und bekommen dann ihre Denkmäler. In anderen Ländern freut man sich jedes neuen aufstrebenden Talentes, weil es einen Zuwachs an der geistigen Kraft des ganzen Volkes bedeutet, und rühmt sich seiner. Wir müssen uns unsere großen Männer erst vom Ausland empfehlen lassen.

Woher das kommt? Die Antwort darauf erforderte eine gründliche Darstellung. Ich gebe sie hier mit wenigen Worten: Wir sind zur Spießerei und Korrektheit erzogen worden und erbitten uns die Erlaubnis zum Denken erst von unseren vorgesetzten Behörden. Ich verbürge mich für die Tatsache, daß der Direktor eines humanistischen Gymnasiums in Preußen seinen Primanern wiederholt eingeschärft hat: „Vor dem 40. Lebensjahr haben Sie keine eigenen Gedanken zu denken, sondern nur die Gedanken großer Männer nachzudenken.“

Indem wir hier für die Ergründung von Karl Mays Leben und für eine gerechte Würdigung seiner Werke eintreten, tun wir etwas Vorbildliches und ermutigen damit alle Künstler aller Art, die sich in ihrem ehrlichen Streben mißverstanden und verfolgt sehen. Deutschland darf eine so niedrige Hetze, wie sie May zu erdulden hatte, nicht wieder erleben, denn das wäre beschämend für unser ganzes Volk. Unsere Arbeit soll den Beweis liefern, daß deutsche Künstler nicht weiterhin wie Freiwild behandelt werden dürfen und daß der Sinn für Gerechtigkeit und Anstand die Herrschaft gewinnen muß.

[10] Auch eine Dankespflicht habe ich an Karl May noch abzutragen: ich muß es dem deutschen Volke noch mehr zum Bewußtsein bringen, daß er sein Wohltäter war und noch immer ist. Er hat Millionen von

Lesern das Gewissen und den Blick geschärft für die sittlichen und moralischen Güter des Lebens, sie aus den Niederungen einer gefräßig und gemein gewordenen Gesellschaft und aus den Verlockungen einer vielfach lüsternen und sexuell verwilderten Literatur emporgehoben und ihnen bewiesen, daß es auch andere und höhere Güter gibt als den Bierkeller, das Kitschkino und den Tingeltangel. Er hat unzähligen Jugendlichen hinweggeholfen über die gefährlichen Jahre der sexuellen Nöte, nicht durch Aufklärung, die oft mehr schadet als nützt, sondern durch Ablenkung, indem er ihre Seele mit hohem Streben und ihren Geist mit bewegten und bunten Bildern aus fernen Welten erfüllte.

Ich behaupte, daß kein Berufserzieher innerhalb der letzten fünfzig Jahre so Großes an der deutschen Jugend geleistet hat, wie dieser „Schundschriftsteller“. Man nenne mir einen besseren, wirksameren! Es ehrt ihn, daß sich unser nach reiner Höhenluft verlangendes Volk diesen Mann zum Führer auserkoren hat, ehrt ihn und ehrt das Volk noch mehr.

Es ist eine der wichtigsten Aufgaben dieser Jahrbücher, wohl tatsächlich die wichtigste, diese Gedanken gründlich zu bearbeiten, zu prüfen und das Ergebnis unserm Volke zu klarem Bewußtsein zu bringen.

Das ist auch ein Grund, und der entscheidende Grund für mich gewesen, mit in die Schriftleitung einzutreten.

## Der siebzigjährige Ludwig Gurlitt

Von seiner Lebensgefährtin



Ludwig Gurlitt

Ludwig Gurlitt hat am 31. Mai 1925 seinen 70. Geburtstag begangen. Ein reiches Leben voller Kampf, Enttäuschung und Erfolg steht im Zenit; da mag es mir als seiner Kameradin vergönnt sein, den Verehrern und Freunden Ludwig Gurlitts sein Charakterbild zu zeichnen.

Es ist der Sohn des bedeutenden Landschaftsmalers Louis Gurlitt und der fünfte von sechs Söhnen, die zumeist auf dem Gebiet der Künste zu Bedeutung gelangt sind. Sein Vater hielt ihn für den künstlerisch befähigsten. Ludwig hatte auch von klein auf eine unwiderstehliche Neigung zum Zeichnen und beklagt es noch heute, daß ihn der Zug der Lateinschule von der Kunst abgelenkt und in die Wissenschaft getrieben hat. Er sollte es aber nicht beklagen, denn gerade seine künstlerische Natur hat der im Formalismus und im Gedächtnisdrill erstarrenden deutschen Schule unschätzbare Dienste geleistet und die Reform mit herbeigeführt, die jetzt ihren Siegeslauf über die ganze Erde hält.

Sein äußeres Leben ist schnell erzählt. Als Fünfjähriger zog er von Wien mit seinen Eltern nach Gotha; Herzog Ernst, der für die Kunst des alten Gurlitt begeistert war, trug der Familie ein herrliches [12] Asyl an in dem nahe gelegenen Schloß

Mönchshof in Siebleben. In diesem Schloß und dem weiten Park hat Gurlitt mit seinen Geschwistern eine freie Kindheit genossen, seinen Natursinn entfaltet und sich eine Kenntnis der Flora und Fauna angeeignet, die noch heute seine Umgebung in Staunen setzt. Er kennt jeden Vogel, jede Raupe, jeden Schmetterling unsrer Heimat. Nach zweijährigem Besuch der Volksschule in Gotha, auf der ein böses Prügelsystem herrschte, kam er auf das Gymnasium in Gotha und quälte sich mühsam durch die Klassen, bis er mit seinen Eltern nach Dresden umzog (1871), um dort auf dem Gymnasium zum Heiligen Kreuz die letzten Klassen zu erledigen. Die alten Schriftsteller hatten sein Herz gewonnen; sonst aber blieb ihm der ganze Schulbetrieb ein Greuel, weil seine künstlerischen Bedürfnisse dabei darben.

Dann bezog er die Universität Göttingen, promovierte dort und machte sein Staatsexamen. Er wurde Probekandidat an der Gelehrtenschule des Johanneums in Hamburg und blieb dort auch als Hilfslehrer noch zwei Jahre, nahm dann eine Hilfslehrerstelle am Falk-Realgymnasium in Berlin an, bis er an das Progymnasium in Steglitz berufen wurde, das sich bald zum Gymnasium entwickelte. Dort wirkte er fast zwanzig Jahre, aber mit immer wachsendem Widerstreben. Den Geist und die Methoden unsrer Schulen erkannte er bald als fehlerhaft; und er war der erste staatliche Lehrer, der öffentlich gegen die so hochverehrte und so selbstgefällige Schule aufzutreten wagte. Das war eine Mannestat. Ein fürchterlicher Sturm brach los, von seinen Kollegen, seinen Vorgesetzten [13] und einem Teil der Elternschaft in Steglitz gegen ihn entfesselt.

Gegen ein wahres Heer von Widersachern führte er jahrelang seinen Kampf mit aller Kraft und ohne Wanken, bis er körperlich zusammenbrach und 1906 seinen Abschied erbitten mußte.

Was er als Pädagoge und als klassischer Philologe geleistet hat, das soll hier nur angedeutet werden: er war der erste deutsche Gymnasiallehrer, der den seltenen Mut fand, den ganzen geistigen Inhalt der damaligen Schule offen anzugreifen und das gerade in einer Zeit, in der die Hüter dieser Schulen einen idealen und dauerhaften Zustand geschaffen zu haben glaubten. Wie erregend und aufrüttelnd seine Schriften: „Der Deutsche und sein Vaterland“, „Der Deutsche und seine Schule“, „Erziehung zur Mannhaftigkeit“ und andere um die Wende des Jahrhunderts gewirkt haben, das ist an deren Erfolg zu ersehen; denn die heutigen deutschen Schulen haben sich schon in dem von ihm geforderten Sinn stark

gewandelt, und fast die ganze moderne pädagogische Literatur bewegt sich in den Gedanken seines Geistes.

Seine philologischen Arbeiten erstreckten sich vorwiegend auf die reiche Briefliteratur Ciceros, der er sich über zwanzig Jahre lang widmete; sodann auf den römischen Lustspieldichter Plautus, dessen nachgelassene einundzwanzig Komödien er anerkannt meisterhaft ins Deutsche übertragen hat. Damit hat er, wie die wissenschaftliche Kritik zugegeben hat, dem deutschen Volke „einen neuen Klassiker geschenkt“. Mit seiner lebensprühenden, unmittelbar wirkenden Uebersetzerkunst hat er gezeigt, was er **[14]** unter der von ihm immer wieder geforderten Lebendigmachung und unter dem künstlerischen Erfassen des klassischen Altertums verstanden wissen will. Von gleichem Geist erfüllt ist seine im Propyläen-Verlag Berlin erschienene Petronius-Uebersetzung. Alle diese philologischen Arbeiten konnten nur von einem Manne geleistet werden, der wissenschaftliche und künstlerische Kräfte in sich vereint.

Hier aber soll nicht die Rede sein von seinen Werken, sondern von seiner Persönlichkeit; denn sein Bild ist von den Gegnern – teils unbewußt, teils mit bewußter Bosheit – arg entstellt worden.

Die einen nennen ihn einen Reaktionär, die andern einen Anarchisten und wieder andre einen Mann von unsicherer politischer Haltung. Keines stimmt. Ludwig Gurlitt hat sich einer Partei nie verschrieben, auch nie behauptet, Politiker zu sein. Sein vornehmster Zweck war, in dem Gefüge unseres Staates der Gewissensfreiheit und der freien persönlichen Entwicklung der Jugend Bahn zu brechen. Deshalb hat er auch immer und immer wieder laut erklärt, daß es für ihn weder eine monarchische noch ein republikanische Erziehung gäbe, sondern nur eine rein menschliche, daß Politik in der Schule nichts zu suchen habe, weil sie der Entwicklung der Kinder vorgreife, sie in Fesseln schlage und den Charakter verderbe. Man fand infolgedessen seine Schriften bald in sozialistischen Reden und Aufsätzen, bald in konservativen Zeitungen mit Beifall zitiert und schloß daraus auf eine politische Unzuverlässigkeit des Verfassers. Auch sonst ist mit seinem Namen viel Mißbrauch getrieben worden, so besonders anlässlich **[15]** des Münchner Universitätsputsches [1915]. Man hat ihn sogar als dessen Anstifter bezeichnet. Es gibt gewiß im deutschen Reich noch Unzählige, die ihm deshalb zürnen. In Wahrheit hatte er mit diesem Putsch nichts zu tun; er selber erfuhr von ihm erst durch Zeitungsmeldungen. Wer das trotzdem bezweifelt, der sei an das Dekanat der Münchener Universität verwiesen; dieses hat ihm nämlich ein Dokument zugestellt, das ihn von jeder Teilnahme an diesem studentischen Unternehmen freispricht und es für unzutreffend erklärt, wenn sein Name damit in Zusammenhang gebracht wird.

Das unverfälschte Bild seiner Persönlichkeit, das die Leser des Karl-May-Jahrbuches sicherlich begrüßen werden, läßt sich mit wenigen Strichen zeichnen. Und weshalb mit wenigen Strichen? Weil es schlicht und einheitlich ist.

Außer seinen Geschwistern wird niemand so gut wie ich imstande sein, seinen Charakter darzustellen; denn wir Frauen haben für Manneswerte einen scharfen Blick. Die Grundzüge seines Wesens sind Kraft, Wahrhaftigkeit und Treue. Ich habe ihn nie in einer Lebenslage unsicher und schwankend gesehen. Wer auf ihn baut, der ist nicht betrogen. Nüchterne Geister, die seinem Gedankenflug nicht folgen konnten, haben ihn der Uebertreibung geziehen und das Wort Uebertreibung als Unwahrhaftigkeit verstanden wissen wollen. Aber was ihm damals im Kampf gegen die Schule als Uebertreibung gedeutet wurde, das vertreten jetzt die deutschen Schulbehörden als Norm – eine Norm, die von den Lehrern **[16]** als für sie verbindlich anerkannt werden muß. Man nenne mir übrigens einen Reformers aus der Weltgeschichte, dem nicht von seinen Zeitgenossen der gleiche Vorwurf gemacht worden wäre!

Ohne Begeisterung und Leidenschaft ist kein Fortschritt zu erzwingen. Auch spiegelt sich die Welt in jedem Geist anders, und niemand hat das Recht, einer Künstlernatur, die Großes in sich erlebt, mit polizeilicher Nüchternheit das rechte Maß seiner Stimmungen vorzuschreiben. Wo sollte auch ein Erzieher tiefer erregt werden als bei dem Anblick einer staatlichen Menschenherrichtung, die mit wahrer Erziehung fast nichts zu tun hatte? Wo wäre Begeisterung eher am Platz als im Kampf für ein neues Erziehungswesen, das jedem einzelnen Kinde eine freie Entfaltung seiner eingeborenen Persönlichkeit ermöglicht und sicherstellt? Sollte Ludwig Gurlitt Rücksicht nehmen auf Behörden und Amtsgenossen, oder gar auf die urteilslose Menge, wo es sich um die Erfüllung so hoher Aufgaben handelte? Sein gleicher Wahrhaftigkeitsdrang hat sich auch auf religiösem Gebiete bewährt. Er verehrt, wie Goethe, „schweigend das Unerforschliche und Heilige“.

Ueberall und stets hat er sein Fühlen und Denken frei und offen bekannt; er ist so stark und sicher, daß er der Verstellung und Lüge nicht bedarf. Er hat auch längst alle Menschenfurcht abgelegt. Wen sollte er fürchten? Seine Gradheit und Offenheit mag Formenmenschen verletzen, ist aber der natürliche Ausdruck seiner schlichten, frohen, wahrheitsliebenden Natur. Was man ihm mit Recht vorwerfen könnte, das ist ein gewisses Draufgängertum und die Freude **[17]** am Kampf. Diese sind aber nicht aus prahlerischer Raufsucht, sondern aus Ritterlichkeit geboren. Ritterlichkeit ist freilich selten geworden in unserer Zeit, in der jeder nur für sich eintritt und nicht den Mut findet, sich auch um die gequälte Kreatur ringsum zu kümmern, einer Zeit, in der jeder vor Aergernis zurückschreckt und nichts wagen will, wenn es gälte, mit seinem Namen und seinem ganzen Ich gegen das Unrecht aufzutreten.

Auch Karl May wußte sehr wohl, weshalb er sich in der Bedrängnis an Ludwig Gurlitt wandte; eine ganze Meute von Verkleinerern und Neidern hatte sich über Karl May hergemacht, doch keine Feder rührte sich, dem schon fast zu Tode Gehetzten beizustehen. Er hat sich nicht vergeblich an meinen Mann gewandt, obgleich er ihm nicht verhehlte, daß dieser durch ein Eintreten für ihn die ganze Meute der May-Gegner auf sich ziehen werde. Doch das war für meinen Mann eher ein Ansporn als eine Hemmung. Wie ritterlich er den Kampf für Karl May geführt hat und noch heute führt, das brauche ich den Lesern des Karl-May-Jahrbuches wohl nicht zu erzählen.

Anacapri.

Emmy Gurlitt.

## Zehn Minuten Karl May

Rundfunk-Vortrag<sup>1</sup>

In einer erzgebirgischen Weberhütte, in der die Sorge bei der vielköpfigen Familie ständig zu Gast war, wurde Karl May am 25. Februar 1842 geboren. Das armselige Weberdorf Hohenstein-Ernstthal bot nur geringe Möglichkeiten für den geistig überraschend regsamen Knaben; trotzdem ließ ihn der Vater unter großen Opfern für den Lehrerberuf vorbereiten. Mit guten Zeugnissen, die in einem Aufsatz vom Seminaroberlehrer Prüfer im Karl-May-Jahrbuch 1925 wiedergegeben sind, verließ er das Seminar. Doch war ihm vom Schicksal kein gleichmäßiger Weg beschieden; wie er in seiner Selbstbiographie darlegt, mußte er bitter kämpfen, bevor er den Weg nach der Menschheit Höhen fand; diesem Weg hinauf ist er dann auch unentwegt gefolgt bis an das Reich, wo aller Neid und Haß ein Ende hat.

Es war ein Dornenpfad, wie ihn nur wenige Menschen gehen. Und oft hatte er nur eine Trösterin, nur eine Führerin zur Seite: seine Kunst des schlichten Erzählens, seine Kunst, mit einfachen Worten die Seelen der Menschen aufzuschließen und ihnen [19] Ruhe und Erlösung von den Sorgen des Alltags zu bringen.

Im Jahr 1876 erschienen die „Geographischen Predigten“, in denen May den Plan entwarf, den er in allen seinen Reiseerzählungen eingehalten hat, und den er später in folgenden Worten zusammenfaßte:

„Geographie und Predigten! Kenntnis der Erde und ihrer Bewohner und Aufschau nach einer lichterem Welt!“

Und wahrlich! Er hat den Plan treulich durchgeführt bis zum letzten Federstrich. Er hat es verstanden, seine hohen Anschauungen vom Leben und Sterben in bunte Bilder und spannende Abenteuer zu verweben. Gleichzeitig wirkt er belehrend durch naturwissenschaftliche und volkskundliche Betrachtungen bei geographischer Genauigkeit.

Die seit dem Jahr 1918 erscheinenden Karl-May-Jahrbücher geben in Wort und Bild Aufschluß über das Leben und Streben des im Jahr 1912 heimgegangenen Dichters. Künstler, Gelehrte, Geistliche, Beamte, kurz, Angehörige aller Stände, zum großen Teil Männer mit bedeutenden Namen, sind bemüht, dem Toten wieder die Stellung zu verschaffen und zu wahren, die ihm gebührt, die er auch einst im deutschen Volk besaß, die aber ihm, dem Lebenden, zu Beginn dieses Jahrhunderts aus Mißverständnis und Mißgunst geraubt werden sollte.

Aber das deutsche Volk hat im Laufe der letzten Jahre bewiesen, daß es sich „seinen May“ nicht nehmen läßt. Peter Rosegger schrieb kurz nach dem Ableben des Radebeuler Erzählers:

[20] „Karl May ist ein ganz prächtiger Mensch, der in seine Erzählungen einen guten ethischen Kern, Vaterlandsliebe, Humanität und einen gesunden Nationalstolz legte. Ich bin der Ansicht, hätten wir ihn nicht, so müßten wir nach einem, der ihm zumindest ähnlich ist, auf die Suche gehen!“

Und selbst Avenarius<sup>2</sup>, einer seiner schärfsten und neidvollsten Gegner, konnte nicht umhin, im Kunstwartheft 9 des Jahres 1918 zu erklären: „... Geradezu unheimlich stark ist die Nachfrage nach Karl May. Alte und junge Leute, mitunter die frischesten und prächtigsten Kerls, kennen nichts Höheres und geben sich ungern mit etwas anderem zufrieden ...“

Also nicht allein die Jugend erbaut sich an den spannenden Erzählungen. Viele Zeugnisse von Geistesarbeitern höheren Alters beweisen, daß auch für sie Mays Werke ein Erquickungsborn sind, aus dem sie immer wieder Spannkraft zu neuer Arbeit schöpfen.

Besonders bezeichnend ist es, daß gerade Naturforscher und Weltreisende sich auf ihren Fahrten gern der Schriften Karl Mays erinnern und mit Freuden den Beweis erbringen, wie gut es dem Dichter geglückt ist, Land und Leute zu schildern. Die einen schreiben begeistert Aufsätze über ihre Reisen für die Karl-May-Jahrbücher, in denen sie die Richtigkeit seiner Schilderungen erläutern, die andern begnügen sich damit, in Zuschriften immer wieder festzustellen, daß ihnen Mays Schriften nicht nur Anregung zu ihrem Beruf gewesen sind, sondern auch in so manchen anderen Fällen genützt haben.

<sup>1</sup> Der vorliegende, von unserm Mitarbeiter Adolf Volck verfaßte Aufsatz darf beliebig, auch ohne Quellenangabe, abgedruckt oder vorgetragen werden. Die Herausgeber.

<sup>2</sup> [ stimmt so nicht: Autorin des angegebenen Zitats (1. Septemberheft 1918) war Rose von Aichberger; Avenarius war der Herausgeber des „Kunstwart/Deutscher Wille“ und hatte noch kurz vorher (2. Juliheft 1918) scharf gegen Karl May geschrieben. Auch damals galt: Beiträge unter Verfassernamen entsprechen nicht unbedingt der Meinung der Redaktion. ]



Die Werke des toten Dichters sind heute zu einer Sammlung vereinigt, die vom Karl-May-Verlag in [21] Radebeul bei Dresden herausgegeben wird. Sie umfaßt die eigentlichen Reiseerzählungen, die in der „Ich“-Form geschrieben sind, ferner eine Anzahl abenteuerlicher Geschichten, die einst den „Guten Kameraden“ so lesenswert machten, seine Selbstbiographie im Band „Ich“ mit Aufschlüssen über seine Reisen, kleinere Geschichten aus dem Erzgebirge und dem Leben des „alten Dessauers“, den Gedichtband „Himmelsgedanken“ mit dem Drama „Babel und Bibel“, sowie Nachlaßschriften und Neubearbeitungen einer Anzahl vielbändiger Romane, die uns in bunten Abenteuern durch aller Herren Länder führen.

Wie aus den Ankündigungen des Verlags hervorgeht, steht noch eine Reihe weiterer Neuerscheinungen aus Karl Mays Nachlaß bevor.

In seinen Reiseerzählungen führt uns der Dichter hauptsächlich nach dem „Wilden Westen“ und dem „Orient“. D o r t folgen wir ihm in die Prärien und das Felsengebirge, wo er als „Old Shatterhand“ uns lehren will, unsre Feinde zu lieben und Böses mit Gutem zu vergelten; h i e r suchen wir mit ihm unter dem Namen Kara Ben Nemsi die braunen Söhne der Wüste auf, denen er das Christentum der Tat vorlebt.

Wir lernen den Koran kennen, seine Satzungen und Vorschriften. Wir besuchen die Ruinen von Babylon und Ninive, von denen uns in der Schule im Geschichtsunterricht erzählt worden ist. Das Marhaba, das heißt: „Willkommen“ der heißblütigen Araber, denen die Ausübung der Blutrache das heiligste Gesetz ist, tönt uns am einsamen Zeltdorf entgegen, und wildes [22] Kampfgetümmel glauben wir zu hören, wenn wir am Ufer des Tigris den Spuren Kara Ben Nemsis folgen.

Mit Begeisterung lauschen wir am flackernden Lagerfeuer den fesselnden Erzählungen von den Heldentaten der Trapper und des roten Mannes, dem ein geldgieriges Geschlecht jede Lebensberechtigung absprach. Wir möchten sein wie Winnetou, der große Häuptling der Apatschen, dessen Lebensziel und Inhalt kurz in die Worte zusammenzufassen ist: Edel sei der Mensch, hilfreich und gut.

So zeigt uns der Dichter in Abenteuern von gewaltiger Spannung immer wieder, daß stets das Gute über das Böse siegt. Dieser schlichte, unerschütterliche Glaube ist es, der das Leben Karl Mays erfüllte und uns in seinen Werken auf Schritt und Tritt begegnet. –

Weshalb gab es denn nun eine Zeit, in der man ihn angriff, ja versuchte, ihn auszumerzen aus der Seele des deutschen Volkes? Weil man ihn beneidete und ihm den Ruhm nicht gönnte und auch nicht das Geld, das ihm seine Werke – nach Behauptung seiner Gegner – in großer Menge einbrachten.

Gewiß, berühmt war er geworden. Aber reich? Nach Jahren unendlicher Arbeit hat er – und mit Recht – sein gutes Auskommen gehabt. Er konnte sich ein eigenes Heim bauen, es ausstatten mit gesammelten Andenken aus dem Orient und dem Wilden Westen, konnte noch eine größere Reise nach dem Orient und Amerika machen, aber zu dem Reichtum, der ihm angedichtet wurde, hat er es nicht gebracht.

Aber dafür besaß er den Reichtum eines unendlich [23] tiefen Innenlebens und hatte auch die Gabe, es mitzuteilen und unzähligen Menschen Erbauung und Erholung zu spenden.

Wenn jedoch Ziffern maßgebend sein sollen für den Grad der Beliebtheit eines Künstlers, so steht der Radebeuler Dichter mit an erster Stelle, denn weit über vier Millionen Bände von ihm sind allein in deutscher Sprache erschienen.

All denen, die aus gewissen Vorurteilen noch nichts von ihm gelesen haben, rufe ich zu: „Versucht es nur, und ihr werdet finden: wer e i n Buch liest, wird alle lesen!“

[[24]]

## Was er mir war

Von Dr. Heinrich Lhotzky

„Karl May ist doch Schund und Kitsch.“ – Dieses erhabene Urteil fällte eines Tages mein jugendlicher, dreizehnjähriger Freund bei Tisch, als ich seines Vaters Gast war.

Etwas verwundert über dieses gereifte Urteil fragte ich den Jüngling, was er eigentlich so Kitschiges und Schundiges bei Karl May gelesen habe.

„Ueberhaupt gar nichts. Man liest doch keinen Schund.“

So, so! mein Freund. Also stammt das Urteil von eurem Lehrer. Hab ich Recht?

„Jawohl!“ entgegnete er unbefangen. Warum soll er auch nicht bei passender Gelegenheit anbringen, was in der Schule gelehrt wird! Gott sei Dank! wenn die Schule in unserer Jugend wieder etwas wie Achtung und Vertrauen erzeugt. Ich wage natürlich nie, einem Schulmeister zu widersprechen, da er's doch besser weiß als ich. Und in einem jugendlichen Gemüt die Autorität zu untergraben, das halte ich für Frevel. Freilich habe ich mir oft die Frage vorgelegt, wie es kommt, daß unsere gesamte Jugend, die aus den Schulen der letzten 50 Jahre hervorgegangen ist, jede Ehrfurcht verloren hat. Ob am Ende vielleicht doch die Schule ...?

**[25]** Würde es nicht möglich sein, daß man fertige Urteile der Jugend etwas vorsichtiger zu hören gibt? –

Nun, ich tat das einzige, was ich für richtig hielt, und verehrte meinem jungen Freunde bei nächster Gelegenheit einen Karl-May-Band.

Aber welchen? Ich bin in Karl May eingeführt worden durch den Band, den ich heute noch schätze: „Durchs wilde Kurdistan“. Dort erlebt man eine wunderbare Natur in den alten heiligen Stätten am Zab, der die Trümmer Ninives bespült. Man zittert mit den Helden um ihr Leben und bewundert ihren Mut und ihre nie fehlende Errettung, man lernt Rih kennen und Dojan, Hadschi Halef ... den Mann mit dem Bandwurm im Namen, und vor allem Marah Durimeh, die liebliche Greisin, die den Schmelz ewiger Jugend mit der Reife des Alters verbindet.

Diesen Band also wählte ich und beobachtete meinen jungen Freund in den folgenden Tagen. Langsam, langsam kam er vorwärts. Er legte immer ein Zeichen hinein, und ich konnte es gut nachprüfen. Allein bald geschah, was ich von meinem gesunden deutschen Jungen erwartet hatte: die Lesezeit wuchs, die gelesenen Abschnitte wurden täglich größer, und dann raste der Jüngling in allen Freizeiten durch das Buch. Es kann ja nicht anders wirken.

Was soll ich ihm nun schenken? fragte ich seinen Vater. – Vorläufig gar nichts. Er wird das Buch immer wieder lesen. Er ist sehr gründlich.

Ich hatte es gut gemeint. Ich dachte, wenn der arme Vater jetzt nacheinander 40 – 50 Bände anschaffen muß, dann habe ich vielleicht seinen wirtschaftlichen Zusammenbruch auf mein Gewissen geladen. **[26]** Aber es schadet auch nichts, wenn der Jüngling das Buch gründlich liest und sich in diese Gedankenwelt hineinlebt.

Schließlich fragte ich: Na, wie gefällt dir Karl May? – „Karl May?“ fragte er, „ist das Karl May?“

Jawohl, das ist der „Schund und der Kitsch von Karl May!“ Da schwieg der Jüngling. Er hatte natürlich, wie viele junge Leute, den Namen des Verfassers nicht beachtet. Ich schwieg auch. Ich will doch nicht die Autorität der Schule untergraben. Ich will auch nicht dem Herrn Lehrer widersprechen, der's ja doch besser weiß. Aber ich darf vielleicht eine kleine Geschichte erzählen, die den Vorzug hat, wahr zu sein.

Ich stehe in den Jahren, in denen man eigentlich damit rechnet, daß das Planetendasein bald zu Ende geht. Dennoch kam es einigen Zeitgenossen so vor, als täte in meinem Falle eine kleine Beschleunigung not, und diese Gedanken verdichteten sich bei mir zu einer schweren Krankheit, die mich lange ganz teilnahmslos machte, und bei sehr langsamer Besserung die Sehnerven ergriff und mich für Monate des Lesens und Schreibens beraubte.

Das war schwer und gerade mir recht ungewohnt. Da erbarmte sich meiner meine ältere Schwester und las mir vor und schrieb nach meinem Diktat, was zu schreiben nötig war. Und schließlich lasen wir Karl May. Woche um Woche in schwerer Krankheit war er Tröster und Ablenker. Wir zitterten mit dem Helden im Abenteuer, trösteten uns aber in allen Gefahren immer damit, daß das „Ich“ doch schließlich auch aus den verstricktesten Lagen gerettet worden sein müsse, sonst hätte es eben nicht „Ich“ schreiben **[27]** können.

Das muß ich schon sagen, daß mir Hadschi Halef zuweilen auf die Nerven ging mit seinem Geplauder, das auch jemandem, der im Orient war, zuviel werden konnte.

Ich war überhaupt nicht mehr mit allem einverstanden. Das Alter ist kritischer. Dennoch habe ich dem deutschen Manne, dem Freunde der Jugend, dem Tröster des Alters, dem wahrhaft gläubigen Menschen von Herzen gedankt und freue mich, es öffentlich als Bekenntnis auszusprechen. Ich hatte mir vor Jahren einmal erlaubt, in einem Zeitungsartikel eine freundliche Bemerkung über Karl May mit meinem Namen zu unterschreiben. Da bekam ich den Aufsatz anonym zugesandt mit der Randbemerkung: „Was zahlt der Verlag für diesen Kitsch?“

Nun, der Verlag belohnt seine Leser mit weiterem Lesestoff dieser Art, und wir freuen uns, wenn er recht viel verkauft. Aber eins muß ich noch sagen: Wir beiden Alten nahmen auch den alten Lederstrumpf vor und lasen ihn gründlich. Da steht mir aber doch der Deutsche Karl May turmhoch über dem Amerikaner Cooper.

Im Lederstrumpf liegt unverkennbar der Ur-Winnetou. Auch Goethe lag ein Urfaust vor. Aber der Coopersche Edelindianer, wie fällt er doch ab! Er wird getauft und heißt dann Indianer John, man sieht ihn nach einem Weihnachtsgottesdienst bei dem Pfarrer sitzen und hört ihn erbauliche Gespräche führen. Aber in derselben Nacht findet man ihn um 4 Uhr irgendwo als Alkoholleiche, denn er hatte sich leider das Saufen angewöhnt und ist später kläglich daran gestorben.

**[28]** Das ist amerikanisch. Der deutsche Winnetou ist eine Gestalt, an der man sich freuen kann, die im Tode noch ergreifend wirkt, und die ganz gewiß mehr zur Veredelung der Jugend beiträgt.

Ich glaube überhaupt, daß das Abenteuer für die Jugend gut ist. Nicht für alle Jugend. Für überreizte Phantasten muß man schmale Krankenkost wählen, denn sie sind krank. Aber was ein gesunder deutscher Junge ist, dem dient das Abenteuer. Die deutsche Jugend hat im Weltkrieg bewiesen, daß sie gut vorbereitet war. Sie hat Wunder verrichtet, oft ganz gewiß nicht ohne den Einfluß von Karl May.

Ich freue mich, daß heute Nachfolger da sind. Robert Kraft, den Frühvollendeten, habe ich sehr geliebt und bedaure, daß es keinen Robert-Kraft-Verlag gibt. Neuerdings geht Karl Schworm diese Wege. Sein „Schmied von Rhein“ ist so deutsch und gesund und spannend, daß die Franzosen ihn verboten haben. Das ehrt das Buch. Ich höre, daß eben ein neuer Band von Karl Schworm unterwegs ist, auf den ich mich freue. Der Leser wird ihn in allen Buchhandlungen finden. Den verbotenen „Schmied vom Rhein“ auch.

Daß Karl May – und die aus ihm – Werte darstellen, das fühlte ich immer. Was sie mir aber auf dem Krankenbett waren, das möge ihnen in der Ewigkeit vergolten werden.

## Die Kunst des Erzählens

Von Geheimrat Prof. Dr. Alfred Biese<sup>3</sup>

Es ist noch lange nicht gesagt, daß einer wirklich erzählen kann, der jahraus, jahrein seine Romane auf den Markt wirft und mit ihnen großen Erfolg erntet. Impressionistische Bilder, sensationelle Szenen, lyrische Stimmungseffekte aneinanderzureihen ist noch keine epische Kunst. Bisweilen zeigen gerade dilettantische Romanschriftsteller, die nur der Unterhaltung dienen wollen, ein stärkeres Erzählertalent als die berühmten Tagesgrößen. Gottfried Keller, der doch gewiß neben Goethe der unerreichte Meister der Erzählungskunst gewesen ist, war höchst unwillig darüber, daß man die Marlitt so sehr herabsetzte. „Das Frauenzimmer kann erzählen“, wettete er. Aehnliches ließe sich wohl von Karl May sagen.

Doch nicht bloß in der zünftigen Literatur spielt das Erzählen eine Rolle. Auch im Alltagsleben bewährt es sich als eine köstliche Gabe, die aber immer seltener wird. Wo sind die Spinnstuben, wo die Salons, [30] in denen sie geübt wurde, geblieben? Die „*Five o'clock teas*“ bieten kaum eine Stätte für sie. Solche Erzählungskunst in einem Kreise gebildeter Menschen erfordert eine nicht geringe Kultur, nicht nur der Sprache, des Stils, sondern auch der Ruhe zur Empfindung und Darstellung, sowie zum Zuhören. Sie muß aus den Tiefen der Erfahrung und Lebenskenntnis, aus den stillen Quellen des Gemütes, nicht nur aus Erwägungen des Kopfes, sondern aus abgrundtiefer Weltliebe schöpfen.

Ich kannte zwei Meister dieser Art: Theodor Storm und Klaus Groth. Wer von jenem seine Spukgeschichten hörte, den durchschauerte es, und wer diesem in seiner „Kajüte“ – wie der trauliche Kellerraum seiner Kieler Villa hieß – lauschte, der wurde unwiderstehlich in seinen Bann gezogen; er hatte eine kindliche, nein künstlerische Freude an „Döntjes“ (Anekdoten), die man ihm zutrug und die er dann gestaltete und weitergab. So berichtete er selbst aus seiner Bonner Zeit: Er traf mit dem berühmten Juristen [Eduard] Böcking zusammen an dessen Gartenpforte den Gymnasialdirektor; Groth erzählt diesem eine Geschichte, sie treten ins Gartenhaus, der Direktor fängt an zu erzählen, Otto Jahn, der große Archäologe, kommt hinzu, der Direktor versäumt seine erste Schulstunde, läßt den ganzen Unterricht schießen, schickt nach Haus, er käme nicht zum Mittagessen; beim Kaffeetrinken wird noch weiter erzählt, und erst Sternenlicht und Mondenschein trennen endlich um Mitternacht die Eifrigen. Fontane und später Wilhelm Schäfer brachten die Anekdote wieder zu Ehren. Und Carmen Sylva, die Märchenerzählerin [31] in den Sylter Dünen, fand manche Nachfolgerin in den deutschen Landen.

Möchte auch in geselligen Kreisen wieder die Erzählungskunst aufblühen und die uferlose „Unterhaltung“, zumeist Geschwätz über den „lieben“ Nebenmenschen, verdrängen!

---

<sup>3</sup> Der hervorragende Literaturhistoriker hat diesen kleinen Aufsatz vor einigen Jahren in der vielgelesenen Monatsschrift „Ernte“ (Verlag Hannover-Kirchrode) veröffentlicht. Weil Karl May darin in beachtenswerter Weise Erwähnung findet, erwerben wir das Nachdrucksrecht.  
Die Herausgeber.

# Die Indianerschlacht am Little Bighorn

25. Juni 1876

Von Patty Frank

©



- 
- 4
  - 5
  - 6
  - 7
  - 8
  - 9
  - 10
  - 11
  - 12
  - 13
  - 14
  - 15
  - 16
  - 17
  - 18
  - 19
  - 20

## Buch und Werbekunst

Von D. Dr. Emil Seeling, Geheimer Rat und Universitätsprofessor

### I.

Im Karl-May-Jahrbuch 1925 hatte ich meine Abhandlung „Juristische Probleme in den Schriften Karl Mays“ begonnen und die Fortsetzung für das Jahrbuch 1926 in Aussicht genommen. Ich wollte hier insbesondere die eherechtlichen Verhältnisse unseres kleinen Halm unter die juristische Lupe nehmen, aber ich will dieses Mal einen Aufsatz von allgemeinerer rechtlicher Bedeutung einschieben: Buch und Werbekunst.

Schon der Titel meiner vorjährigen Abhandlung „Juristische Fragen bei Shakespeare und Karl May“ hatte selbst etwas Reklamehaftes. Die Worte Shakespeare und Karl May waren die sogenannten „Blickfänge“, wie es die moderne Wissenschaft der Reklame nennt. Die Neugierde des Lesers dieser Worte wurde erregt. Wie kann man solche Persönlichkeiten zueinander in Parallele stellen? Der Leser, der sicherlich einmal den Namen Shakespeare gehört hat (hoffentlich!), aber vielleicht noch nie den Namen Karl May, wird angeregt, der Leser der die beiden Namen kennt, wird neugierig – [54] und der Zweck der Reklame ist erreicht, d. h. der unmittelbare, die Erweckung der Neugierde, denn der eigentliche Zweck (wenigstens für den Verleger weit wichtigere Zweck), der Erwerb der Schriften Karl Mays, ist noch nicht erreicht. Aber wie sagt einmal ein großer amerikanischer Geschäftsmann, der durch seine außergewöhnliche Werbekunst und Werbetätigkeit reich und damit (wenigstens für Amerika) berühmt geworden ist: Wie kann das Publikum wissen, daß ich etwas Gutes zu verkaufen habe, wenn ich es ihm nicht mitteile?

Dieser Satz gilt auch für Bücher und sogar für gute Bücher. „Das Gute bricht sich von selbst Bahn“, ist ein nobler, aber für das geschäftliche Leben doch recht zweifelhafter Grundsatz, zumal nicht gesagt ist, in welcher Zeit sich das Gute von selbst Bahn bricht. „Dem Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze“, sagt der Dichter, aber, so fügen wir hinzu, dem Dichter meistens nicht die Gegenwart und dem Verleger oft auch nicht; es muß dem Publikum das gute Buch zur Kenntnis gebracht werden. Das deutsche Publikum hat es in den letzten Jahren verlernt, Bücher zu kaufen, weil die materielle Nahrung natürlich wichtiger war. Es muß wieder dazu erzogen werden und dazu gehört eine tüchtige Werbetätigkeit. Reklame und Propaganda sind wichtige Faktoren des heutigen geschäftlichen Lebens geworden. Diese Werbetätigkeit kann z. B. durch allgemeine Aufforderungen geschehen, wie sie der Börsenverein der deutschen Buchhändler, Leipzig – Werbestelle – am 8. Juli 1925 an alle möglichen Interessenten versandte, wobei er noch den Nachweis zu führen versuchte, daß die Bücher [55] billig sind. Es ist richtig, was in dieser Zuschrift steht: der Zustand, daß der Akademiker heute ohne Bücher studiert, ist ein untragbarer und bei den heutigen Preisen in der Tat unberechtigt. Allerdings pflegt der Akademiker die Lehrbücher nicht bloß nach ihrem Preise, sondern auch nach ihrem Umfange zu bewerten, indem er umgekehrt wie der Freiheitssänger „Mein Vaterland muß größer sein“ den Buchhändler bescheiden fragt: „Haben Sie nicht vielleicht noch ein kleineres Lehrbuch?“ Der Akademiker liebt eben, wie beim Alkohol, möglichste Konzentration. Fast möchte ich ebenso sagen: Daß der deutsche Junge ohne Karl May auskommt, ist untragbar, aber in diese Klagelieder brauchen wir nicht auszubrechen, denn sie entsprächen nicht der Wirklichkeit. Die deutschen Jungen fragen sich gegenseitig wohl: „Hast du schon den ‚Schatz im Silbersee‘ gelesen?“ oder dergleichen, aber kaum jemals „Wie gefällt dir die neue Auflage von Zumpt's lateinischer Grammatik?“ Ueber beide Arten von Büchern besteht ausnahmsweise in der deutschen Jugend völlige Einigkeit des Urteils.

### II.

Wodurch hat Karl May seine Beliebtheit und weite Verbreitung erlangt?

Zunächst natürlich durch die vortrefflichen inneren Eigenschaften seiner Werke. Sie haben ihn zu dem beliebtesten Volksschriftsteller Deutschlands gemacht. Darüber ist hier kein Wort zu verlieren. Wie steht es aber mit der Reklame?

Das Recht der geschäftlichen Werbekunst ist noch nicht geschrieben. Ich bringe heute einige Ansätze zu [56] dieser eigenartigen Seite unseres geschäftlichen und rechtlichen Lebens. Zunächst die Definition. Reklame und Propaganda sind zwei naheverwandte Begriffe. Sie fallen beiden unter den höheren Begriff „Werbung“ und umfassen alle Mittel, die dem Zweck dienen, das Publikum auf geschäftliche

Unternehmungen, ihre Leistungen und Produkte aufmerksam zu machen. (Das war also die Definition, und nun kommt nach guter deutscher Sitte ein historischer Rückblick, der möglichst weit ausholen soll, wenn es irgendwie geht, bis zu Adam und Eva. Und so auch hier.) Die älteste Reklame finden wir schon im Paradiese. Denn schon Eva mußte ihren Apfel anpreisen, um ihn „an den Mann zu bringen“. Amerika ist das klassische Land der Reklame. Deutschland befindet sich erst in den schwachen Anfängen. Aber man gehe einmal abends in Berlin über den Potsdamer Platz, so kann man (falls man nicht überfahren sein sollte) sich Gedanken über die Zukunft Deutschlands auf diesem Gebiete machen.

Man unterscheidet aktive und passive Reklame, ferner erlaubte und unerlaubte Reklame. Die aktive Reklame ist diejenige, die vom Unternehmer selbst mit Bewußtsein geübt wird. Man kann sie auch direkte nennen. Die passive Reklame ist die diejenige, die von dritter Seite unbewußt, vielleicht sogar mit der gegenteiligen Absicht geleistet wird, die also indirekt wirkt.

Um mit der letzteren zu beginnen, so hat sie gerade bei Karl May eine außerordentliche Rolle gespielt. Ich nenne hier vor allen Dingen die Karl-May-Prozesse und kann dabei auf mich selbst exemplifizieren. **[57]** Diese Prozesse haben zunächst meine juristische Neugierde erweckt, dann mein menschliches Mitgefühl und schließlich meine juristischen Empfindungen für den meines Erachtens ungerecht behandelten Dichter, so daß ich seine Werke las (die man in meiner Jugend nicht kannte), und dadurch begeisterter Verehrer seiner Muse geworden bin. Die literarischen Auseinandersetzungen über den Wert und Unwert seiner Schriften, ob der Verfasser seine Schilderungen aus unmittelbarer Kenntnis oder nur aus der Phantasie geschöpft habe (kein Mensch hat jemals Schiller vorgeworfen, daß er nie in der Schweiz gewesen ist oder in Aranjuez), über den pädagogischen Wert usw. haben sehr viel zur Verbreitung beigetragen. Ich denke hier an das Bibelwort: „Sie gedachten es böse zu machen, aber sie haben es gut gemacht.“ [vgl. 1. Mose 50,20] Das Karl-May-Jahrbuch ist die Frucht dieser Parteikämpfe. Kritiken sind oft die besten Reklamen. Gute Kritiken – in Ehren, ihr geschäftlicher Wert wird von den Verlegern häufig überschätzt, abgesehen von wissenschaftlichen Büchern, aber die kauft ja sowieso niemand. Schlechte Kritiken sind geschäftlich oft wertvoller, namentlich wenn sie ungerecht sind und durch ihre Form und Inhalt die Neugierde und womöglich den Widerspruch des Publikums, also das eigene Nachdenken des Publikums erwecken, das um so nachhaltiger zu sein pflegt, je schwieriger es hervorzurufen war. Die beste Reklame ist natürlich das staatliche Verbot, falls es später wieder aufgehoben werden mußte.

Bei der passiven oder indirekten Reklame sind der Verfasser und sein Werk Gegenstand des Duldens **[58]** und des Leidens. Man könnte fast den Satz aufstellen, je mehr Widerspruch im Anfang ein Werk gefunden hat, um so wertvoller ist es in Wirklichkeit. Als Schillers Glocke erschien, wollten sich gewisse Zeitgenossen vor Lachen ausschütten, Mozarts „Don Juan“, Wagners Werke sind ähnliche Beispiele, denn das breite Publikum besitzt nicht immer die Urteilsfähigkeit, die es besitzen sollte und zu besitzen behauptet, und gerade wenn etwas Neues, Großes, Ungewohntes, den deutschen Philister in seiner Behaglichkeit Störendes geschaffen wird, regt sich der Widerstand. Daher der Leidensweg so vieler wirklich Großer, von ihrer Zeit Unverständener; sie müssen diesen Weg wandeln, weil sie durch ihre Leistungen die bequemen Menschen weiterbringen wollen; das ist ihr Schicksal.

Wer denkt hier nicht an unsern armen Karl May und seinen harten Aufstieg?

### III.

Viel wichtiger ist natürlich die aktive oder direkte Reklame. Für diese ist vor allen Dingen notwendig eine gute Ausstattung des Werkes durch den Verleger. Die Bücher müssen gut und handlich gedruckt und gebunden sein. Karl Mays Reiseerzählungen sind daher gerade so groß, daß sie der Gymnasiast bequem in seiner BÜchertasche mitnehmen und vielleicht sogar schnell in der Rocktasche verschwinden lassen kann. Man stelle sich vor, die Bücher wären im Lexikonformate erschienen! Auch die bildnerische Ausstattung dient der Anpreisung. Die Werke Karl Mays trugen in früheren Ausgaben zumeist Bilder von **[59]** Sascha Schneider. Diese stehen künstlerisch auf bedeutender Höhe und brachten namentlich den religiösen, mystischen Sinn des Werkes zum Ausdruck. Dem Kenner der tieferen Ziele des Dichters erschienen sie durchaus verständlich, dem jugendlichen Leser blieb aber ihre Bedeutung wohl verborgen und der Verlag hat daher jetzt eine Ausstattung gewählt, die sich mehr an die geschilderten Vorgänge hält.

Nun handelt es sich um die Frage: wie kommt der Verleger an das kaufende Publikum heran? Da wirken zunächst oft unbewußte Kräfte mit. Die Jugend untereinander treibt die beste Reklame, und die Eltern

müssen trotz der Warnungen griesgrämiger Pädagogen mitmachen. Der Verleger muß die Sortimenten in geeigneter Weise orientieren, damit sie den Eltern bei der Auswahl von Weihnachtsgeschenken und zur Belohnung für gute Zeugnisse Karl Mays Schriften empfehlen. In den Büchern liest man dann die Anzeigen der sonstigen Schriften Karl Mays und der Anschluß ist gefunden. Geeignete Ausstellungen in Schaufenstern sind sehr wertvoll. Eine sehr glückliche Reklame und Propaganda war die Versendung von Schriften Karl Mays an die Kriegsteilnehmer, die in den Unterständen, durch die phantasievollen Schilderungen gefesselt, über die Gefahren des wirklichen Lebens in die Traumwelt des Dichter geführt wurden, ja sogar in ihrer kriegerischen Ausbildung (es ist dies von militärischer Seite anerkannt worden) geradezu gefördert wurden. Schaufensterplakate, Anzeigen in Zeitungen, Beilagen zu Zeitschriften fehlen nicht, und das wichtigste Werbemittel ist das alljährlich erscheinende Jahrbuch. Trotz alledem **[60]** kann und muß immer noch mehr geschehen. Ich bin geradezu überrascht, fast in jeder Gesellschaft, in der die Rede auf Karl May kommt, zu erfahren, wie wenig die gebildeten Kreise von ihm, seinem Leben und seinem Streben wissen, und jeder solcher Abend wirkt sich dann durch meine Worte zu einem Werbeabend für Karl May aus.

#### IV.

Die vorstehend geschilderten bescheidenen Mittel der Reklame und Propaganda gehen in nichts über den gewohnten Rahmen der im deutschen Buchhandel bisher üblichen Formen hinaus. Wenn man dagegen sieht, welche Formen das deutsche Werbewesen sonst schon angenommen hat, wie es auf alle Sinne des Menschen, namentlich das Gesicht einzuwirken versucht [ich denke an die Lichtreklame oder an marktschreierische Anzeigen in den Zeitungen (z. B.: So billig nie wieder, lassen Sie sich sofort begraben; in dieser Woche kostet das Begräbnis nur so und soviel Mark, lassen Sie die Gelegenheit nicht vorübergehen) usw., usw.], so kommen wir in das Gebiet einer anderen Einteilung der Reklame, nämlich der erlaubten und unerlaubten. Das Werberecht ist noch wenig ausgebildet. Nur in dem Gesetz über den unlauteren Wettbewerb vom 7. Juni 1909 finden sich einige Bestimmungen. Die Generalklausel des § 1 verbietet ganz allgemein im Konkurrenzkampf Handlungen, die gegen die guten Sitten verstoßen und die §§ 3ff. verbieten unwahre Behauptungen in öffentlichen Bekanntmachungen. Die Judikatur ist bereits enorm.

**[61]** Der deutsche Buchhandel bewegt sich zur Zeit noch in vornehmer Höhe. Wird es immer so bleiben? Wird er nicht auch in den Strudel der modernen amerikanischen Werbekunst hineingerissen werden? Wenn jedem Käufer eines bestimmten Buches ein Anteil an einer Preisbewerbung oder eine Lotterie zugesichert wird, wenn jedem Abonnenten einer Zeitung eine Unfallversicherung angepriesen wird: „Was muß ein junges Mädchen vor der Ehe wissen?“, und das neugierige junge Mädchen erhält gegen Einsendung von 2 Mk. ein Kochbuch zugeschickt, so ist das eine scherzhafte, an der Grenze des Erlaubten stehende Reklame gewesen. Wenn aber einmal der Trick versucht worden ist, mit der Versendung eines Buches an die Sortimenten gleichzeitig zahllose Briefe an alle möglichen Persönlichkeiten der Stadt abgehen zu lassen des Inhalts: „Haben Sie schon das neue Buch gelesen? Es ist ein Skandal, Sie kommen auch darin vor, das kann man sich nicht gefallen lassen“ usw., undeutliche Unterschrift, worauf alle Empfänger eines solchen Briefes aus Neugierde (selbstverständlich nur aus Neugierde, nicht etwa wegen des befürchteten Skandals) in die nächste Buchhandlung stürzen sollten, so war das eine buchhändlerisch unerlaubte Reklame und der Staatsanwalt griff ein, und zwar dieses Mal rechtzeitig.

Karl May hat so etwas nicht nötig. Wenn das deutsche Sprichwort lautet: „Das Gute bricht sich von selbst Bahn“, so ist das nicht immer ganz zutreffend, jedenfalls ist es gut, wenn durch anständige Werbekunst **[62]** nachgeholfen wird – aber eines ist richtig: das Schlechte bricht sich trotz aller Werbekunst auf die Dauer nicht Bahn. Hier haben Karl May und sein rühriger Verlag nichts zu befürchten. Schlimmer kann es dem Verfasser dieses Aufsatzes ergehen, wenn er für das Jahr 1927 die Fortsetzung seiner Abhandlung vom Jahrbuch 1925 verspricht – und vielleicht wiederum nicht hält.



## Im Reich der Schelme

Von Ministerialdirektor Dr. Erich Wulfen

In meinem im Karl-May-Jahrbuch 1925 veröffentlichten Aufsatz „Kunst und Verbrechen“ habe ich die eigentümlichen psychologischen Zusammenhänge, die sich zwischen künstlerischem Gestalten aller Art und verbrecherischer Tätigkeit finden können, eingehend nachzuweisen versucht. Dabei war es vor allem die Psychologie des Betrügers, des Hochstaplers, welche die meisten interessanten Vergleiche und Anwendungen desselben psychologischen Gesetzes zuließ. Damals kam es mir in der Hauptsache darauf an, die Nachweise auf den Gebieten der verschiedensten Künste, vornehmlich in Dichtung und Literatur, und im Schaffen und Leben der Dichter und Künstler selbst zu führen, um das überraschende Ergebnis glaubhaft zu machen. In Vervollständigung des ganzen umfangreichen Stoffes möchte ich heute andererseits das Geschlecht der Schelme in einigen charakteristischen, auffälligen und Aufsehen erregenden Vertretern der Wirklichkeit am geistigen Auge des geeigneten Lesers vorüberziehen lassen und anschaulich darstellen, wie umgekehrt in ihrem Wirken und Tun tatsächlich „künstlerische Momente“ Bedeutung gewinnen.

**[64]** Die Stufenleiter der hochstaplerischen Typen können wir von den bescheidenen Anfängen bis zu den Höhen der weltgewandten und internationalen Schelme hinauf verfolgen.

Ein kaum fünfzehnjähriges Mädchen brachte 1901 in Hirschberg einem alten Manne den Glauben bei, daß ihn eine schöne junge Dame aus reicher und angesehener Familie liebe und heiraten wolle. Fast täglich überreichte die kleine Schwindlerin ihm zärtliche Liebesbriefe, die sie alle selbst geschrieben hatte, und entlockte ihm Geld zum Ankauf von Geschenken für die „Braut“. Als der Betrogene Verdacht schöpfte und nicht mehr freigebig war, erhielt er von der „Schönen“ noch ein Brieflein mit den verheißungsvollen Anfangsworten: „Sie sind ein alter Esel!“ Man möchte sagen, daß in diesem kleinen Mädchen der Typus der Heiratsschwindlerin, wie wir ihn noch genauer kennen lernen, vorgebildet erscheint.

Noch drastischer ist der nachstehende Fall. Im Juni 1915 machte in Berlin-Wilmersdorf eine Frau dem Leben ihrer beiden Kinder ein Ende und gab sich auch selbst den Tod. Bald darauf erhielt der Witwer und Vater dieser Kinder einen Brief, dessen Schreiber sich als Detektiv ausgab und mit schrecklichen Enthüllungen über das Familienleben drohte, das die unglückliche Mutter in den Tod getrieben habe, wenn der Witwer nicht 400 bis 500 Mark an einem bestimmten Grabe des Friedhofs niederlegen würde. Zu derselben Zeit erlitt ebenfalls in Wilmersdorf ein Postdirektor einen Straßenbahnunfall. Wenige Tage darauf ging ihm ein Brief zu, in dem ihm „ein verfolgtes Mädchen“, das von einer Verbrecherbande **[65]** festgehalten werde, mitteilte, daß man ihm nach dem Leben trachte, daß von einem Straßenbahnunfall, wie die Zeitung berichte, gar keine Rede sein könne, vielmehr der Fahrer der Straßenbahn, der ebenfalls der Verbrecherbande angehöre, ihn habe absichtlich totfahren wollen. Er möge ihr am Grabe Nummer 102 (dem andern Grabe benachbart) 400 Mark niederlegen, damit sie entfliehen und zu ihren Eltern zurückkehren könne; zum Dank werde sie die Verbrecher entlarven. In dem Briefe lautete es u. a. wörtlich: „Ich bin, vielmehr ich war die Geliebte dieses Schurken. Ich lernte ihn bei einer Ballfestlichkeit kennen; doch nur zu bald erkannte ich, daß ich in die Hände einer Verbrecherbande gefallen war, deren Anführer mein Geliebter war ... Ich leiste meinen Schwur darauf, Sie nicht wieder zu belästigen. Falls Sie aber meine Forderung nicht erfüllen, verlieren Sie Ihre Frau (die nach dem Zeitungsbericht im Krankenhaus lag). Ich stehe mit den Aerzten im Krankenhause in Verbindung, und dieselben werden nicht zögern, Ihrer Frau falsche Medizin zu geben. Denn wer im Krankenhause stirbt, wird nicht weiter untersucht.“ Und wer war diese Hochstaplerin und Erpresserin? Eine kleine Dreizehnjährige, die Tochter einer von ihrem Mann getrennt lebenden Arbeiterin, ein recht intelligentes Mädchen, eine der besten Schülerinnen ihrer Klasse, eifrige Leserin von Detektivromanen. Der Gerichtsarzt äußerte in seinem Gutachten: „Sie ist ein einsiedlerischer Geist, und ihre liebste Unterhaltung ist es, ihrer Phantasie freien Lauf zu lassen. Sie macht durchaus **[66]** nicht den Eindruck der Frechheit oder Abgebrühtheit, ist vielmehr bescheiden und gesittet in ihrem Wesen. Sie zählt zu den degenerativen Phantasten.“

Eine Reihe neuer Tatsachen der Psychologie des Hochstaplers lernen wir hier kennen. Der Hochstapler neigt außer zu Betrug zu verwandten Delikten, so zu Erpressung, Fälschung und auch zu Diebstahl. Der Erpresser arbeitet mit falschen Vorspiegelungen, die er in die erpresserischen Drohungen einkleidet. Die Fälschung ist eine geschriebene falsche Vorspiegelung, und der Dieb bedient sich vor allem der

Heimlichkeit. So treffen wir einige Hochstapler zugleich als Hotel- und Juwelendiebe. Weiter zeigt sich, daß die hochstaplerische Anlage, gewissermaßen in Anlehnung an die Dichtung, sich schriftlich, ja, wie wir sehen werden, schriftstellerisch offenbaren und betätigen kann. Erst fanden wir die Stilübungen der kleinen Heiratsschwindlerin und auch im letzten Beispiele abermals Stilübungen mit Entlehnungen aus Detektivromanen. Endlich offenbarte sich der Phantast als mit pathologischem Einschlag behaftet. Der Hochstapler hat aus Eitelkeit, wenn nicht aus einem eigenartigen, inneren Bedürfnis heraus Freude an seiner Schwindelei, wie Jäger, Hochtourist usw. an ihren übertriebenen Abenteuerberichten. Eben diese Lust am Schwindeln, mit der sich nach bekannten psychologischen Gesetzen meist auch eine mehr oder minder ausgedehnte Fähigkeit dazu verbindet, wird beim Hochstapler zu einer wichtigen Triebfeder seiner Betrügereien. Alle lustbetonte Betätigung löst Fähigkeiten aus, die sonst verborgen bleiben. Aufmerksamkeit und Wille werden geweckt und auf sie hingelenkt. **[67]** So entwickeln sich in ganz natürlicher Weise das hochstaplerische Talent und die oft erstaunliche hochstaplerische Willensenergie. Die Natur macht auch hier keinen Sprung.

Schließlich kann das Schwindeln für den hochstaplerischen Menschen unmittelbar Bedürfnis werden und nimmt in pathologischen Fällen, wo Instinkte und Triebe freier spielen, einen gradezu triebartigen Charakter an. Hierfür ein Beispiel aus meiner eigenen ehemaligen staatsanwaltschaftlichen Berufstätigkeit:

Ein Heiratsschwindler, ein gelernter Drogist, von der Gattung der „pathologischen Schwindler“, gab sich regelmäßig für einen praktischen Arzt aus. Wenn er die Verbindung mit einem Mädchen genügend ausgenützt hatte und ihrer überdrüssig war, verschwand er und schrieb, um seine Spur „auf immer“ zu verwischen, unter dem Namen seines Bruders, den er zur besseren Beglaubigung zum Stabsarzt machte, der verlassenen Braut einen Brief des Inhalts, daß er gestorben sei. Nur so glaubte er sich vor den Verfolgungen der liebenden Mädchen sicher. Ein solcher Brief lautete wörtlich folgendermaßen:

„Sehr geehrtes Fräulein! Endlich bin ich in der Lage, Ihnen die traurigste aller Mitteilungen zu machen. Am 22. September d. J., abends ½ 8 Uhr, entschlief nach kurzem, aber schwerem Leiden unser inniggeliebter Bruder, der *Dr. med.* (folgt Name), im Alter von 32 Jahren. Er hat sich in seinem Leben ein dauerndes Andenken erworben (er kam zum vierten Male ins Zuchthaus!) und sieht eine halbe Welt trauernd an seinem Grabe. Denn er war ein **[68]** Freund der Armen und suchte in allen Formen das Los der ärmeren Klassen zu verbessern (dabei betrog er meist Mädchen aus den einfachsten Kreisen!). Die Beerdigung fand unter den Klängen der Militärmusik des 11. Regiments am 25. September statt (er war wegen der Zuchthausstrafen aus dem Heere ausgestoßen!). Eine lange Reihe von 85 Wagen folgte, ohne die Fußgänger, diesem teuren Entschlafenen ans Grab, wo vom Herrn Pastor eine ergreifende Grabrede gehalten wurde. Vor seinem Ende schluchzte er: O meine liebe gute Martha (so hieß nämlich die verlassene Näherin), könnte ich Dich noch einmal an meine Brust drücken. Du liebes Kind, ich nehme im Geiste von Dir Abschied! Dann gleich nach diesen Worten streckte er sich noch einmal aus, gab mir stumm die Hand und schloß seine Augen in der Hoffnung auf ein Wiedersehen im Jenseits. Glauben Sie mir, mein liebes Fräulein, es hat mein Herz samt meiner Familie tief erschüttert, den hoffnungsvollen Bruder so zeitig ins Grab senken zu müssen. Denn er war ein Liebling aller, die mit ihm im Verkehr standen. Ich werde mir erlauben, Sie im November auf der Durchreise zu besuchen (kam aber nicht!), um Ihnen eine große Schleife, von seinen Freunden gespendet, mitzubringen, die um ihrer Schönheit willen nicht mit ins Grab gelegt wurde. Denn im ganzen waren es 105 Kränze mit 78 großen und kleinen Schleifen.“

Ich versichere ausdrücklich, daß ich an dem Briefe meines Hochstaplers kein Wort, vor allem keine Ziffer geändert, sondern nur die orthographischen Fehler dieses hoffnungsvollen Mediziners verbessert habe. **[69]** Wie ich als damaliger Staatsanwalt diesen Mann kannte, sehr gut kannte, so lebte er beim Schreiben dieses Briefes in einem glückseligen Gefühl. Es tat ihm unendlich wohl, so ehrenvoll begraben zu werden. Mit Tränen in den Augen hat er wahrscheinlich Augenblicke lang geglaubt, sich eingeredet, ach so gern eingeredet, er sei wirklich dieser Liebling aller, der sich ein dauerndes Andenken erworben habe. Es war sein Wunsch, seine innerste Sehnsucht, daß er so sein möchte. Wir hörten ja schon, daß der Hochstapler selbst so gern an seine Schwindeleien glaubt, daß er sie vorübergehend für wahr halten kann. Wir wunderten uns darüber. Jetzt lernten wir einen tiefsten Untergrund seiner Gläubigkeit kennen: die innerste Sehnsucht. Der Hochstapler lebt beim Schwindeln in einer andern Welt, die im Gegensatz zu der rauhen Wirklichkeit seines eigentlichen nüchternen Daseins steht. Es ist ja Phantast und zaubert sich mit Hilfe seiner Phantasie diese schöne Welt des Scheins hervor. Nur begnügt er sich nicht mit der bloßen

Vorstellung von ihr, sondern versucht sie in seiner Umgebung – auf Kosten der Mitwelt – zu verwirklichen. So flüchtet der Hochstapler so gern in diese schöne, für ihn bessere Welt, eine Sehnsucht treibt ihn immer wieder in sie zurück. Deshalb wird er immer von neuem straffällig. Dieser Umstand ist wichtig.

Neben der Sehnsucht macht sich ein Widerspruch, ein Protest bemerkbar. Der Hochstapler, der meist aus dürftigen Verhältnissen kommt, lehnt sich auf gegen die ungleiche Verteilung der Güter des Lebens. Er findet in ihr eine Ungerechtigkeit, die er wenigstens zu seinen eignen Gunsten – nicht durch ehrliche Arbeit, [70] sondern durch Betrügereien – zu bekämpfen unternimmt. In solchem Zustand ist der Mensch am stärksten geneigt, dem Gesetze des kürzesten Weges zu folgen. So findet sich in der Psychologie des Hochstaplers leicht ein – freilich unwahrer – sozialpolitischer Zug, den wir auch in dem Brief unseres Drogisten entdecken, der für das Wohl der ärmeren Klassen sich aufzuopfern vorgibt, während er in der Wirklichkeit sie schädigte. Ebenso verbirgt sich erfahrungsgemäß hinter manchem auffälligen sozialen Bekenner und Wohltäter ein maskierter Hochstapler.

Außer diesem eben erwähnten Protest kommt auch der Wunsch zur Geltung, ein lustbetontes Konzentrationsobjekt zu finden. Menschen, denen es irgendwie schlecht geht, körperlich oder seelisch, suchen immer nach solchen Gegenständen, mit deren Hilfe sie unangenehme Vorstellungen verdrängen. Wie der Philosoph sein Unbehagen der unverständlichen Welt gegenüber, so verdrängt der Hochstapler mit Hilfe seiner realisierten Phantasie seine Verzweiflung über sein Elend.

Andere Triebfedern des berufsmäßigen Betrügers sind Eitelkeit und Genußsucht. Es kitzelt ihn unendlich, eine Rolle zu spielen und die materiellen Freuden des Daseins zu genießen. Hiervon wird noch zu reden sein. Die Eitelkeiten des Hochstaplers grenzen vielfach an das Lächerliche, und seine Daseinsfreuden bestehen fast nur in Genüssen des Magens und des Erotisch-Sexuellen.

Endlich fanden wir in dem Brief unseres Drogisten wieder die schon mehrfach erwähnte schriftliche, ja schriftstellerische Lüge. Ein gehobener Stil trägt die [71] Darstellung. Sie kann auch mündlich vorgetragen werden, dann bedarf es der rednerischen Kunst. Der erfolgreiche Hochstapler muß auch Rhetoriker sein. Wenn ich als Staatsanwalt amtlich mit Hochstaplern zu tun hatte, gab ich ihnen Gelegenheit, sich zwanglos auszusprechen. Das gab ihnen willkommenen Anlaß, sich zu entfalten, wobei ich auch als öffentlicher Ankläger auf meine Kosten kam. Die Herren gewannen zu mir Vertrauen und legten mir ihre Lebensauffassung so unverhohlen bloß, daß es meist nur weniger Fragen bedurfte, um die mir wichtigen Geständnisse zu erlangen. Die Redegabe des Hochstaplers wird schließlich zur Geschwätzigkeit. Ich habe Darstellungen zu hören bekommen in einem oft hinreißenden Redefluß. Dabei macht sich auch der aus der Kinderpsychologie bekannte motorische bloße Drang, die Sprachwerkzeuge zu bewegen, wundersam geltend. Der echte Hochstapler ist Sanguiniker, vor allem seine motorischen Nerven treiben immer ihr Spiel und bedürfen stets der anregenden Tätigkeit. So kommt ein Teil der erschwindelten Darstellung auf dieses ungeheure Bewegungsbedürfnis der Sprachorgane, wie beim Dieb die motorischen Nerven von Hand und Arm eine Rolle spielen. Diese gewissermaßen mehr körperlichen Fähigkeiten der Verbrecher haben in der Kriminalpsychologie noch nicht die rechte Beachtung gefunden. Die rhetorische Entfaltung des Hochstaplers enthüllte dann sein grenzenloses Bedürfnis, seinem Innern wieder einmal freien Lauf zu lassen und vor einem zu Studienzwecken allerdings besonders andächtigen Zuhörer zu glänzen. Es gibt nichts, was er mit seinen Lügen nicht glaubhaft [72] zu machen versteht. Er lügt, wie man recht treffend zu sagen pflegt, das Blaue vom Himmel herunter. Man spürt es, wie er in der Entfaltung seiner gefährlichen natürlichen Gaben schwelgt, wie er beinahe dankbar ist, daß jemand ihn anhört, ohne daß er sich strafbar zu machen braucht. So entsinne ich mich eines schweren Verbrechers, der mir von seiner besseren Jugendzeit erzählte und mich glauben machen wollte, er – der kein Studierter war – habe in seinem Heimatdorf, als der Pfarrer krank gewesen sei, von diesem beauftragt, eines Sonntags in der Dorfkirche gepredigt. Auf meine Zweifel bestürmte er mich, diese Predigt, die er unvergessen im Gedächtnis behalten habe, mir wiederholen zu dürfen. So ließ ich ein Stück dieser Predigt über mich ergehen. Sie bestand in der Hauptsache aus Reminiszenzen an Gefängnispredigten; aber auch aus ihnen klang es mir wie eine laute Sehnsucht nach einem andern Dasein heraus.

Da gibt es weiter hochstaplerische Anfänge, die selbst der Gebildete und Besitzende am liebsten für erlaubt halten möchte und welche die geheime Lust am Schwindeln recht deutlich vor Augen führen. Ein berühmter Kammersänger erzählte mir, daß er von seinen Gastspielreisen oft geschmuggelte Waren unter seinen Theaterkostümen über die Grenze gebracht und den Zollbeamten durch die obenauffliegende

unendliche Kette seiner prächtigen Orden und Medaillen in Verwirrung versetzt habe. Was ist das anders als Hochstapelei mit Kostüm und Orden? Beim Paschen und Schmuggeln verrät auch der harmlose Untertan, daß in ihm eine fast eingeborene Befähigung zum Hochstapler [73] steckt. Auch der ehrliche Staatsbürger halte fest: das Paschen ist eine Vorschule der Hochstapelei!

Ein junger Schneider, schon mehrmals vorbestraft, trat als Heiratsschwindler auf. Er legte sich den Grafentitel bei und legitimierte sich durch eine Visitenkarte mit einer goldenen Krone und dem wohlklingenden Namen Graf Erasmus Hobenstedt-Fehlen, *Studiosus juris*. So betörte er Mädchenherzen und war bald mehrfach verlobt. Wir merken schon, es ist der Schneider, der das Märchen vom Grafen verwirklicht. Dazu ein kleiner Ausflug in [Wilhelm Meyer-]Försters farbiges „Alt-Heidelberg“. Regelmäßig wollten seine hohen Verwandten von einer Verbindung mit einem bürgerlichen Mädchen nichts wissen, ja, sie waren so empört, daß sie dem Liebenden den Monatswechsel entzogen. Da halfen dann die meisten der gutherzigen Mädchen mit Geld vorübergehend reichlich aus. In blau-gelb-rotem Studentenband und Mütze führte er die Damen – jede einzeln natürlich – in eine Kneipe, wo er einen mit Fähnchen in den gleichen Farben geschmückten Stammtisch eingerichtet hatte. Hörten die Mädchen dort, wie der Kellner den Bräutigam als „Herr Graf“ anredete, so öffnete sich ihr Geldtäschchen von neuem. Um die Gelegenheit genügend auszunützen, eröffnete der Schneider-Graf bald in mehreren Kneipen solche farbenfreudige Stammtische für sein angeblich demnächst dahin übersiedelndes Korps, bis eine der Bräute doch Verdacht schöpfte, die beflaggten Tische bewacht wurden und der Herr Graf in die Falle ging. Das Kostüm, dessen dieser jugendliche Hochstapler bedurfte, ist mit Studentenmütze und Couleurband angedeutet. Die [74] Visitenkarte mit der Krone ist ein beliebtes Requisit. Sie wirkt unfehlbar. Was man schwarz auf weiß besitzt! Und der Hotelangestellte erscheint schon hier als unfreiwilliger Gehilfe bei der Betrugskomödie.

Beliebt und wirkungsvoll ist das Auftreten als angeblicher Beamter. Von falschen Kriminalbeamten konnte man in den letzten Jahren fast alle Tage in den Zeitungen lesen. So unbeliebt sie auch in der Republik sind, Beamte machen in Deutschland immer noch außerordentlichen Eindruck. Man ahnt nicht, wie begehrt dabei in der neueren Zeit die Stellen von unteren und mittleren Beamten sind. Deshalb fühlt sich der Betrüger aus dem Volke auch so leicht und gern in diese Rolle ein und „markiert“ sie so täuschend. Vielleicht erlebt er dabei auch eine Art Wunscherfüllung wie im Märchenland. Und seit sich in gewissen Beamtenkreisen leider selber nicht wenige Betrüger und Unredliche finden, ist ihre Rolle natürlich noch leichter zu spielen! Als angeblicher Ausweis genügt eine blecherne Garderoben- oder Biermarke, auch die Mitgliedskarte irgendeines Gesangvereins oder Kegelklubs. Werden sie mit der geeigneten Bewegung vorgezeigt, so wagt das blinzelnde Auge des Betroffenen kaum hinzusehen: jeder Gauner ist legitimiert. Selbst ein Leihhausschein tut es!

Den nachstehenden Fall habe ich selbst als Staatsanwalt bearbeitet. Bei einem sehr angesehenen Kommerzienrat und Mühlenbesitzer in der Nähe von Dresden – er ist verstorben – ließ sich ein junger Mann mit finsterem Antlitz, einer Aktenmappe unter dem Arm, durch seine Visitenkarte als *Dr. juris* Schwarz, Geheimer Kriminalkommissar des Polizeipräsidiums [75] Berlin melden. Wieder die Visitenkarte, die schon erbeben machte! Auch die Aktenmappe ist ein wirksames Ausstattungsstück des Betrügers. (Sie kommt allerdings auch bei ehrlichen Leuten vor.) Herr Dr. Schwarz eröffnete dem Kommerzienrat, daß an der russischen Grenze ein umfangreicher Getreideschmuggel entdeckt worden sei. Der verhaftete Hauptschmuggler habe den Kommerzienrat als Anstifter schwer belastet. Dabei zeigte er aus der gefüllten Aktenmappe Protokolle und einen Haftbefehl flüchtig vor. Der bestürzte Kommerzienrat beteuert seine Unschuld, behauptet eine Irreführung der Behörden und legt dem Kommissar, der vorsichtig darin blättert, seine Geschäftsbücher zum Beweise vor, daß er zur fraglichen Zeit von der Ostgrenze überhaupt nichts bezogen habe. In diesem Augenblick tritt der Buchhalter herein und meldet, daß soeben telephonisch mitgeteilt worden sei, der Herr Justizminister erwarte den Kommissar zum dringenden Bericht in der Angelegenheit des Kommerzienrats. Die Lage wurde kritisch. Der Mühlenbesitzer bot 50 000 Mark Sicherheitsleistung an, wenn der Haftbefehl nicht vollstreckt werde, zeigte aber gleichzeitig an seinem weit geöffneten Kassenschrank, daß nicht genügend Bargeld vorhanden war. Schon erklärte sich der Kommissar bereit, in einer Droschke mit zum Bankhause zur Erhebung des Geldes zu fahren. Da hatte inzwischen der Buchhalter, der gelauscht hatte, Verdacht geschöpft und nach der Polizei telephonierte, so daß der Betrüger verhaftet werden konnte. Die Schriftstücke in der Aktenmappe stellten sich als die plumpsten Schmierereien heraus, auf einem Postamt [76] zusammengeschrieben. Hätte der Kommerzienrat die Vorlegung des

Haftbefehls verlangt, so wäre die Komödie schnell zu Ende gewesen. Ja, wenn die Betroffenen immer recht geistesgegenwärtig wären (und auch stets ein gutes Gewissen hätten), so bliebe manche Situation ungeschehen! Der dem Gauner den leeren Geldschrank vorzeigende Kommerzienrat ein Bild für die „Fliegenden Blätter“! Der Portier eines Hotels – wieder der behilfliche Gasthofsangestellte! – hatte gegen ein kleines Trinkgeld pünktlich auf die Minute telephonierte, daß Dr. Schwarz zum Justizminister kommen solle. Der Betrüger gestand mir, daß er nach Abheben des Geldbetrags im Bankhause mit der Beute habe aus der Droschke springen und entfliehen wollen. Er bat mich auch, mich seiner nach der Verbüßung seiner Strafe anzunehmen und ihm eine geeignete Anstellung zu verschaffen, damit er endlich auf ehrliche Wege kommen könne. Auf meine Frage, welche Art ehrliche Tätigkeit er zu leisten sich zutraue, erbat er mit einer gewissen Leidenschaftlichkeit eine Anstellung als Detektiv in einem großen Warenhause. Sein Geschäftsherr, so beteuerte er mit beinahe gläsernen Augen, könne ruhig schlafen und werde nicht bestohlen werden, weder vom Publikum noch von den Angestellten. Er habe seine Argusaugen überall, kein Spitzbube werde ihm entgehen. Was steckte also in diesem Hochstapler? Im tiefsten Grunde ein Zug zum Kriminellen um jeden Preis, wenn nicht als Detektiv, so schließlich als Verbrecher. Und in der hochstaplerischen Betätigung die Wunscherfüllung, den Kriminalbeamten zu spielen!

In Militärstaaten vermag die Offiziersuniform [77] unter Umständen dem Betrüger die höchste Autorität zu verleihen, ja ihn geradezu zum Urheber einer Massensuggestion zu befähigen. Der falsche Hauptmann von Köpenick ist noch in unser aller Erinnerung, der 57 Jahre alte Schuhmacher Wilhelm Voigt, der erst ein halbes Jahr zuvor aus dem Zuchthause entlassen worden war und überhaupt 27 Jahre seines Lebens hinter Gefängnismauern zugebracht hatte. An einem schönen Herbsttage des Jahres 1906 zog er in der Jungfernheide bei Berlin die Uniform eines preußischen Hauptmanns an, wobei er die Schärpe unvorschriftsmäßig schnallte und eine unvorschriftsmäßige Kokarde an der Mütze trug. Auch sonst alles unvorschriftsmäßig bei diesem 57jährigen Hauptmann. Unter bloßer Bezugnahme auf eine Kabinettsorder, die er gar nicht vorzeigte, hielt er eine vom Schießplatz Tegel kommende Patrouille Soldaten an, stellte sie unter seinen Befehl, führte sie mit der Eisenbahn nach Köpenick, wobei er die Fahrkarten löste und die im Dienst befindliche Mannschaft unterwegs mit Kaffee traktierte. In Köpenick, wo er in seinem Leben nie gewesen war, besetzte er das Rathaus und ließ auf den Straßen die Polizei stramm Ordnung halten. Er verhaftete Bürgermeister und Hauptkassenrendanten und ließ sich die Kasse mit 4000 Mark herausgeben, worauf er verschwand. Dabei war er selber nie Soldat gewesen, aber der Bürgermeister, den er unter militärischer Bewachung nach Berlin bringen ließ, war Reserveoffizier. Die Eitelkeit des Hochstaplers feierte in diesem Schuhmacher Triumphe. Während er in der Hauptsache geständig war, bestritt er sehr lebhaft, daß er in der Hauptmannsuniform [78] eine schlechte Figur gemacht habe. Auch die verkehrte Kokarde wollte er nicht auf sich sitzen lassen, an der ganz allein der Mützenmacher die Schuld trage. Später ließ sich Herr Voigt im Varieté für Geld sehen. Danach verklagte er in Luxemburg, wo er seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte, den Schriftleiter eines Lokalblattes, der ihn in einem Aufsatz als Schuster bezeichnet hatte. Voigt erklärte, er sei Schuhmachermeister gewesen und müsse deshalb die Bezeichnung Schuster als Beleidigung ansehen. Der verklagte Redakteur wurde aber freigesprochen. Schließlich kam Herr Voigt glänzend auf seine Kosten: eine wohlhabende Dame – man sehe die dem Hochstapler geneigte Weiblichkeit! – wendete ihm eine Rente zu. Die Köpenickiade ein echter Hochstaplerstreich, verblüffend, tatkräftig, wie mit einer germanisch-militärischen Intuition durchgeführt, trotz aller Plumpheit der Mittel von hinreißendem Erfolg! Dabei durchaus nicht originell. Schon im Jahre 1838 gab sich ein Schustergeselle – es scheint etwas im Handwerk zu liegen – in der Umgegend von Naumburg für den Prinzen August von Preußen aus, revidierte die Kassenbeamten und nahm ihnen die Kassengelder ab. Ben Akiba behält recht: alles schon dagewesen!

Ob der Schuster Voigt einem tieferen inneren Drang folgte, als er den falschen Hauptmann „gestaltete“, bleibt unentschieden. War es Protest? war es Wunscherfüllung? wollte der aus dem Heere ausgestoßene Zuchthäusler durchaus den preußischen Offizier spielen? Die Frage: „Was fühlte Wilhelm Voigt, als er in der Hauptmannsuniform die acht Mann und zwei Gefreite des 4. Garderegiments in [79] Berlin kommandierte?“ wurde bisher von der Kriminalpsychologie noch nicht aufgeworfen. Vielleicht bietet einen Anhalt seine Aeußerung zu einem Mitgefangenen im Zuchthaus zu Rawitsch bei Gnesen: er wolle, wenn er herauskomme, ein ganz gerissenes Ding drehen, die Welt werde sich wundern; Militär müsse auch dabei sein. Jedenfalls erkennt man, daß hier ein Schöpferwille und ein Schöpfergedanke im Spiel gewesen sind,

deren Wiege das Zuchthaus war. Man könnte dazu neigen, den Schöpfer, den Gestalter der Köpenickiade auf eine gewisse epische oder dramatische Dichtergabe hin anzusprechen. Es gibt latente Dichterkräfte, die sich niemals in Verse oder Prosa ergießen, weil eine Hemmung den Weg zur äußeren Form nicht finden läßt. Aber die Dichterkraft selbst, die Gestaltungskraft, bleibt vorhanden. Auch war Hans Sachs nicht der einzige Schuster, der Humorist und Poet dazu war. Kann uns die Köpenickiade nicht als einzigartige humoristische Dichtung erscheinen, eine feine literarische Blüte ihres Jahrhunderts, Kleists „Zerbrochenen Krug“ und Gerhart Hauptmanns „Biberpelz“ noch hinter sich lassend? Erinnert das Volkstümliche nicht sogar an Reineke Fuchs und Till Eulenspiegel? Der falsche Hauptmann von Köpenick hatte die Lacher beider Welten über den preußischen Militär- und Polizeistaat für sich.

Aber auch das Tragische fehlte dieser Dichtung nicht. Ein geheimes Grauen erfaßte Deutschlands auswärtige Feinde: folgte der deutsche Soldat zur Friedenszeit einem in den Offiziersmantel gehüllten Zuchthäusler mit solcher Manneszucht, was war von **[80]** ihm erst im blutigen Ernst unter Führung seiner Feldherren zu erwarten? Der Gaunertrick des Schusters Wilhelm Voigt als Memento in der internationalen europäischen Konstellation, vielleicht gar als Miterreger des großen Weltkriegs – auch diese Perspektive ist in der Kriminalistik neu.

Ein anderer Hochstaplertypus begnügt sich nicht damit, eine angemäße Rolle nur einige Stunden zu spielen, sondern begehrt, sich dauernd auf der Stufenleiter der höheren Beamtenlaufbahn aufwärts zu bewegen. Wieder bietet Preußen den romanhaften, fast grotesken Stoff vom falschen Bürgermeister Alexander von Köslin. Heinrich Thormann, als Sohn eines Bahnmeisters und Schlossers geboren, wurde nach dem frühen Tod seines Vaters bis zum Jahre 1899 im Militärwaisenhaus in Potsdam erzogen, wo er zu den begabteren Schülern zählte und durch eifriges Lesen von Büchern sich eine über das gewöhnliche Maß hinausgehende Bildung aneignete. Auch dichterisch hat er sich versucht. Da haben wir schon wieder die dichterische und die hochstaplerische Anlage beisammen. Bis zum Jahre 1907 war er, der das Einjährigenexamen bestanden hatte, bei verschiedenen Landratsämtern in Ost- und Westpreußen als Schreiber und Kreisausschußassistent tätig. Als Thormann seit 1907 Büroassistent der in Berlin domizilierenden Niederbarnimer Kreissparkasse war, eignete er sich widerrechtlich Gelder an und wurde vom Gericht zu 4000 Mark Geldstrafe oder zu 400 Tagen Gefängnis verurteilt. Kurz entschlossen tauchte Heinrich Thormann, der Schreiber, unter, um als *Dr. jur.* Heinrich Thormann **[81]** wieder an die Oberfläche zu kommen. Er nahm unentgeltliche Dienste bei Gemeindeverwaltungen und Magistratsbehörden, die deshalb keinen Anlaß fanden, seine Papiere nachzuprüfen. Aber er erhielt als *Dr. jur.* auf Grund seiner vorzüglichen Leistungen beste Zeugnisse, die ihm weiterhalfen. Als er einmal als der aus Osterode gebürtige Schreiber Heinrich Thormann zur Verbüßung der früheren Betrugsstrafe verhaftet werden sollte, führte er die Staatsanwaltschaft dadurch irre, daß er als seinen Geburtsort Königsberg angab. Er verschwand abermals und vollzog eine noch wirkungsvollere Metamorphose. Als Magistratsassessor *Dr. jur.* Eduard Alexander bewarb er sich mit falschen Papieren und glänzenden Zeugnissen um die Stellung eines Hilfsassessors beim Magistrat zu Bromberg und erlangte den Ruf als besonders tüchtiger Beamter. Er fand Eintritt in die Bromberger ersten Gesellschaftskreise und verheiratete sich – wieder auf Grund gefälschter Unterlagen – mit der Tochter des Präsidenten der dortigen Eisenbahndirektion. Drei Jahre blieb der falsche Alexander, der seine Personalien einem wirklichen Eduard Alexander, Rechtsanwalt in Berlin, nachgebildet hatte, in Bromberg, um 1913 als zweiter Bürgermeister nach Köslin zu gehen, wo unter 700 Bewerbern die Wahl auf ihn gefallen war. Hier ereilte ihn sein Schicksal, nicht etwa durch die Aufmerksamkeit der Behörden, sondern weil der Vater einer früheren Geliebten – *ou est la femme?* – ihn wegen Rückzahlung eines Darlehns ausfindig gemacht hatte. Nach kurzem Leugnen brach der Hochstapler zusammen und legte ein Geständnis ab. Seine **[82]** Triebfedern waren seine Armut und ein glühender Ehrgeiz nach Emporsteigen in die höhere Beamtenlaufbahn gewesen. Welches innerste Motiv lebte in ihm? Er wollte in Wirklichkeit eine Stelle einnehmen, zu der er sich auch ohne akademisches Studium und ohne die vorgeschriebenen Prüfungen auf Grund seiner angeborenen Begabung und seines Fleißes für befähigt halten durfte. Dieses echte Hochstaplermotiv ist auch sonst in der Kriminalgeschichte mehrfach bekannt geworden. Also etwa das Vorgefühl von dem freiheitlichen Wahlspruch: Dem Tüchtigen freie Bahn! Dazu kommen eine Reihe Aeußerlichkeiten. Eine gewisse Großmannssucht! Und die juristischen Kenntnisse? Ist es nicht entzückend, zu hören, daß jemand (was ich schon lange behauptet habe) auch ohne Universität und Doktorpromotion ein ausgezeichneter Jurist sein kann? Endlich eine Erlösung der Juristerei aus den Fesseln der hergebrachten

Zunftordnung, eine Freigabe der Juristerei an den gesunden Menschenverstand der Laien, wie sie das Volksempfinden schon lange begehrt: – alles dies geleistet nicht etwa von der Einsicht der Juristen und einer freiheitlichen Gesetzgebung, nein: – o beglückende Ironie! geleistet von einem Hochstapler, dem falschen Alexander! So scheint auch dieser Hochstapler sich selbst als dem in ihm steckenden Poeten die Hand zu reichen. Eine Kulturkomödie hat er auch gestaltet!

Weniger erfolgreich sind in ähnlichen Fällen Hochstapler gewesen, die als Mediziner ihre Laufbahn zu machen wünschten, obwohl nach dem Worte Mephistos der Geist der Medizin „leicht zu fassen“ ist!

**[83]** Ein solcher „Mediziner“ gab sich als Neffen des berühmten Münchner Gynäkologen Professor Dr. [Albert] Döderlein aus. Als Tagelöhnerssohn geboren, kam er nach beendeter Bürgerschule als Schreiber in die Ortskrankenkasse, danach zu einer Diskontobank. Seinen Wunsch, Medizin zu studieren, konnten seine armen Eltern nicht erfüllen. Während er tatsächlich ein viel bestrafter Hochstapler mit Namen Kiesewetter war und sich als Sanitätsgefreiter in Lazaretten oberflächliche medizinische Kenntnisse angeeignet hatte, behauptete er, als außerordentlicher Hörer an der Universität Würzburg nicht zugelassen, gleichwohl mit der Kollegienkarte eines Freundes an den Vorlesungen teilgenommen zu haben. Er wollte dann weiter noch an den Universitäten Erlangen, Heidelberg und Bonn studiert und sogar das Staatsexamen gemacht haben; zur Promotion habe sein Geld leider nicht gelangt. Er wollte Assistent am Berliner Virchow-Krankenhaus, danach praktischer Arzt in Niebühl [Niebüll] in Ostfriesland [Nordfriesland] gewesen sein und später sein Kreisarztexamen gemacht haben. Alle diese Behauptungen hielt er in der Hauptverhandlung in Wien mit großem Wortschwall aufrecht und bestritt, der vorbestrafte Kiesewetter zu sein. In Gosau trat er als Professor Döderlein auf, hielt spiritistische Sitzungen ab, um zu beweisen, daß es keine Geister gäbe, hypnotisierte usw. Er stand im Mittelpunkt der Gesellschaft und verlobte sich mit einer Kaufmannstochter. Er praktizierte und galt als großer Arzt. Ein begabter Mensch, Typus des Phantasten, der aus unerfüllter Sehnsucht nach einer wissenschaftlichen Tätigkeit zum Hochstapler wurde. Dabei anscheinend **[84]** eine sexuelle Färbung, die ihn zum Berufe des Frauenarztes zog, wie dies auch bei wirklichen Medizineren oft zu geschehen pflegt.

Man kann hier den wirklichen Gelehrten als Hochstaplertypus anfügen. Ein klassischer Fall ist der des Mathematikprofessors [Guglielmo] Libri. Italiener von Geburt, Franzose aus freier Wahl, Engländer in der Not – als er nach seiner Verurteilung im gastlichen Albion eine neue Heimat suchte – war Libri ein hervorragender Historiker, ein geistreicher Schriftsteller, ein großer Gelehrter, Professor an der Sorbonne, wo er Wahrscheinlichkeitsrechnung lehrte, Mitglied der Akademie, Ritter der Ehrenlegion. Schon mit 20 Jahren war er zum Professor an der Universität Pisa ernannt worden. Aus politischen Gründen sah er sich gezwungen, nach Frankreich zu fliehen, wohin ihm sein großer Gelehrtenruf längst vorangegangen war. Außer dem Lehrstuhl gab man ihm in Frankreich den Auftrag, die Bibliotheken des Landes zu inspizieren, und 1841 wurde er zum Präsidenten einer Kommission ernannt, die einen Katalog aller in den Bibliotheken der französischen Provinzen vorhandene Handschriften herausgeben sollte. Mit Empfehlungsschreiben des Ministers versehen, begann er seine Rundreise und seine – Bücherdiebstähle. Er setzte es sogar durch, daß ihm wertvolle Handschriften, die nach seiner Angabe genauer geprüft werden mußten, ins Haus geschickt wurden. Er hatte die reichste Bibliothek, die ein Privatmann je besessen hat. Aber als er sie für 200 000 Franken verkaufte, erweckte er Verdacht. Er entfloh nach London, und das Schwurgericht verurteilte ihn in seiner Abwesenheit **[85]** zu zehn Jahren Gefängnis. Uebrigens hatte er auch schon sein Vaterland Italien in gleicher Weise geplündert. Florenz und Pisa kauften für 575 000 Franken Drucke und Schriften zurück, die er gestohlen und verkauft hatte. Es stellte sich später heraus, daß Libri einer verbrecherisch veranlagten Familie angehörte. Sein Vater, der Graf Libri-Bagoano, war wegen Fälschungen zu zehn Jahren Zuchthaus verurteilt worden. Libri ein Hochstapler als Bücherdieb! Gewiß war er durch seinen Beruf ein Bibliophile, ein Sammler. Der Diebstahl lag hiervon nicht weit entfernt. Daß er sich durch seine Gelehrsamkeit in Stellungen drängte, die ihm zu Bücherdiebstählen ganz besondere Gelegenheit boten; daß er sich gewissermaßen zum Gebieter der französischen Staatsbibliothek machte, stempelt ihn zum Hochstapler. Er gab vor, ein besonderer Hüter dieser unermeßlichen wissenschaftlichen Schätze zu sein, und er war in Wirklichkeit ihr größter Schädling.

Ein Hochstapler war auch Dr. Frederik Albert Cook, der sich durch die erdichtete Schilderung seiner Fahrt nach dem Nordpol einen vorübergehenden Weltruhm verschaffte, als er im Jahre 1909 in Kopenhagen anlangte und dort die Geschichte seiner Fahrt nach dem Nordpol vortrug. Der falsche Ruhmesglanz erblaßte

jedoch bald, als kurz darauf [Robert Edwin] Peary den Nachweis erbrachte, daß er, nicht Cook den Pol entdeckt hatte. Gewiß aber hat dem Forscher neben seinem Ehrgeiz die Sehnsucht nach dem Unentdeckten seine falsche Vorspiegelung eingegeben. Nach neueren Mitteilungen wurde Cook im Staate Texas wegen Betrügereien, begangen mit anderen Vertretern durch **[86]** Gründung und Geschäftsführung einer Petroleum-Gewinnungsgesellschaft, zu langjähriger Zuchthausstrafe verurteilt.

Auch Columbus wird neuerdings von dem englischen Geographen und Historiker W.[William] G.[Giles] Nash auf Grund gesammelten historischen Materials als entlarvter Betrüger bezeichnet. Der englische Gelehrte behauptet in seinem Buche („Der entlarvte Columbus“), der wirkliche Entdecker Amerikas sei nicht der Genuese, sondern der heute längst vergessene spanische Matrose Martin Allonzo Pinzon [Kapitän der Pinta!], der die Expedition, die zur Entdeckung Amerikas führte, unternommen habe, während ihn der bekannte Bericht nur als den jungen Matrosen nennt, der im Mastkorb zuerst die Küste der neuen Welt sah. In den nachgelassenen Papieren eines im Hause des Columbus gestorbenen Spaniers Allonzo Sanches, der auf seinen Seereisen schon in der Nähe der amerikanischen Küste gewesen sei, habe Columbus Aufzeichnungen und eine Landkarte vorgefunden, die er sich angeeignet und benutzt habe. Aber nicht er, der nach so vielen Enttäuschungen nicht mehr den Mut aufgebracht habe, sondern Pinzon habe nach diesen Plänen die neue Expedition organisiert und durchgeführt. Hiernach hätte die Sehnsucht nach neuen und neuentdeckten Ländern und Weltteilen dem immer in das Weite, immer in die Ferne strebenden Menschen längst (Odysseus) ein Motiv zu Erdichtung und Vorspiegelung abgegeben. Geht man psychologisch einen Schritt weiter, so kann man vermuten, daß Schriftsteller, die in nachdrücklicher Weise ihre Handlungen in weitentfernte Länder und entlegenste **[87]** Weltteile verlegen und ihre Helden bei fernsten Völkern suchen, damit ihre innerste Sehnsucht, selber da gewesen zu sein, stillen und überwinden.

Ein 1884 in Rhode Island in den Vereinigten Staaten geborener Betrüger kam von seinem Beruf als Kinoschauspieler zu seinen sensationellen Schwindeleien, mit denen er vor allem Südfrankreich, die Schweiz und Italien beglückt hat. Er übertrug – nicht ohne künstlerische Inspiration, vorher war er Baritonsänger gewesen – die Komödie der Leinwand auf das wirkliche Leben und nahm dazu den Rest seiner Filmgarderobe, die im farbenprächtigen Kostüm eines Indianerhäuptlings bestand. Im bürgerlichen Leben Edgard [Edgar] Laplante geheißen, erhöhte er sich selbst zum „Indianerprinzen“ Tamroda Ray [Tewanna Ray] und nannte sich stolz: der „weiße Elch“ [White Elk]. Er liebte es – auf einer Dampferfahrt von Venedig nach Fiume oder auf der Strandpromenade in Nizza – in der vollen Häuptlingsuniform phantastischer Indianertracht zu erscheinen. Auf seinem Haupte wiegten sich die langen Federn des prächtigen Kopfschmuckes, grell flimmerten die Steine seiner Tracht und die Perlen der Mokassins, mit seinem ausgesprochen indianischen Profil erweckte er allgemein den Eindruck der Echtheit. Durch raffinierte Reklame und falsche Urkunden lenkte er als angeblicher Vertreter amerikanischer Universitäten in Brüssel die Aufmerksamkeit wissenschaftlicher und politischer Kreise auf sich und hielt unter großem Andrange des Publikums einen Vortrag über Sitten und Gebräuche der Indianer. Das allgemeine sensationelle Interesse Europas an dem aussterbenden Volke der Indianer machte den Hochstaplervirtuosen **[88]** überall, wohin er kam, zum Helden des Tages und selbstverständlich zum Liebling der Frauen. In Bellinzona, wo sein Glücksstern sank und er verhaftet wurde, beschlagnahmte die Polizei bei ihm nicht weniger als 72 Liebesbriefe. Er war hier, wie auch sonst überall, von den offiziellen Persönlichkeiten der Stadt empfangen worden, sprach von großen Geschäften, die er vorhabe, von Verkäufen riesiger, in seinem Besitz befindlicher Terrains in Nordamerika und fand immer wieder Leichtgläubige, die ihm zur Durchführung solcher Geschäfte Gelder vorstreckten. Auf Veranlassung einer Gräfin, die in Nizza von seiner blendenden Erscheinung geradezu fasziniert war und ihm, der angeblich seine Gelder aus Amerika nicht immer pünktlich erhielt, jede verlangte Summe vorschob, wurde er 1925 verhaftet. In Nizza war er als Abgesandter der letzten Indianer von den Behörden der Stadt empfangen worden. Die schweizerische und italienische Presse widmete dem Betrüger spaltenlange Artikel, der „Corriere della Sera“ hatte sogar einen Sonderberichterstatte nach Bellinzona entsandt, um von seinen Heldentaten und Liebesabenteuern nähere Einzelheiten zu erfahren. In Lugano schuf er sich durch Verteilung von Geldern einen Nimbus als Krösus, auf seinen Seefahrten nach Sizilien usw. liebte er es, Reisende als seine Gäste einzuladen, in Turin vermachte er dem Spital die Summe von 10 000 Lire, in Nizza gab er ein Galadiner, das er freilich unbezahlt ließ, in anderen Städten trat der Indianerprinz als Freier auf, der nach einer vornehmen und reichen Frau Ausschau hielt. Seine Popularität war an einigen Plätzen so **[89]** groß, daß bei seiner Abreise Hunderte von



Menschen sich zusammendrängten, ihm jauchzend zuriefen, Mütter ihre Kinder hoch hielten, Arme und Krüppel um Geld flehten. Bei seiner Abreise von Fiume nach Neapel warf er vom Schiff volle Hände kleiner Münzen unter das Volk. Hinter dieser schon äußerlich künstlerisch-technischen Virtuosität, die so glaubhaft erschien, lebte gewiß auch eine innerliche künstlerische Inspiration, die sich selbst sehnsuchtsvoll in Szene setzte. Welcher romantischen Hochgefühle mag dieser Schelm Tamroda Ray teilhaftig geworden sein! Welches wunderbar aus Trug und Wahrheit gewebtes Innendasein hat sich hier in vollen Zügen prächtig genießend ausgelebt! Und dann kam der Staatsanwalt über ihn. Philister über dir, Tamroda Ray!

Ein raffinierter Hochstapler war der falsche Graf Gubata, der 1909 in Paris verhaftet wurde. Von Beruf Koch, wollte er Schauspieler werden – da haben wir schon wieder das künstlerische Moment – aber er war zu faul, seine Rollen zu lernen. Er entfloh und ließ sich von einer auswandernden Köchin mit nach Amerika nehmen. In Kalifornien wurde er zweimal wegen Scheckfälschung bestraft. In San Franzisko trat er als Graf Eugen Ottokar Harrach auf. Schließlich – „es wächst der Mensch mit seinen höheren Zwecken“ – gab er sich als Erzherzog von Oesterreich aus und betörte eine spanische Gräfin. Er zeigte ihr seine Photographie in der Uniform eines österreichischen Erzherzogs – diese Erzherzöge waren seinerzeit sehr beliebte Leute. Die Photographie war in der Tat die eines Erzherzogs mit dem Goldenen Flies, doch nur bis auf den Kopf. Diesen [90] hatte der Betrüger geschickt entfernt und statt dessen sein eigenes Antlitz auf den Rumpf kopiert. Die Gräfin war von dem ritterlichen Mann entzückt, vertraute ihm ihren kostbaren Schmuck an (den sie natürlich niemals wieder sah) und beglich in Amerika seine nicht unbeträchtlichen Hotelrechnungen. Als sie mißtrauisch wurde, verschwand er, um an anderen Orten als Prinz Charles von Bourbon und abermals als Erzherzog Albrecht von Oesterreich aufzutreten. Er bezeichnete sich als Enkel der Prinzessin von Bourbon und als Vetter des Königs von Bulgarien. In Larichemont, Orient Point, Greenwich und in anderen Kolonien am Sund genoß er große Ehren und wurde wirklich als Erzherzog angesehen. Er gehörte zur Hochstaplergattung der Schauspieler, dessen künstlerische Veranlagung, durch irgendwelche Umstände gehemmt, in unsoziale Bahnen abglitt. Als Oesterreicher – er war der Sohn eines kleinen Beamten in Linz – verfügte er über die bekannte natürliche schauspielerische Begabung; das österreichische Volk stellt bekanntermaßen die meisten Bühnenkünstler. Er spielte mit Vorliebe in Kostüm und Orden. Er war international und besaß ein Sprachtalent. Der ihm aufgedrängte Beruf als Koch erinnert an die Märchenwelt, in der die Köche immer erwähnt werden. Vielleicht stammt von daher seine Sehnsucht nach Grafentitel und fürstlichem Geblüt.

Wir verweilen bei ihm nicht länger und wenden uns zu seinem geistesverwandten Kollegen, einem der raffiniertesten Hochstapler, dem Ungarn Ignaz Straßnoff. Nach verschiedenen kleineren Vorstrafen hatte er 1892 eine längere Zuchthausstrafe verbüßt. Kaum [91] entlassen, war er in Budapest in glänzender Husarenuniform zu sehen. Auf einer Reise zwischen Wien und Budapest paradierte er mit einem prachtvollen kalbsledernen Handkoffer und Reiseneccessaire, mit einem vornehmen Plaid und großartigem Gehpelz, im Knopfloch das blaue Band des preußischen Kronenordens. Mit zwei Fürsten spielte er im Abteil erster Klasse Makao und sprengte zweimal die Bank. Er überreichte den Fürstlichkeiten seine Visitenkarte – schon wieder die Visitenkarte! Entzückende Erfindung! – auf der unter fünfzackiger Krone der Name „Ludwig Beney de Erdöbenga, Kgl. Rat in Talga“ zu lesen war. In Offiziersuniform reiste er nach Baden bei Wien, wo er durch sein elegantes Auftreten Aufsehen erregte, einer Witwe Heiratsabsichten vorspiegelte und ihr 4000 Kronen ablockte.

In den Königsmanövern trat er als russischer Militärattaché auf. In Amerika und England – auch er international – verübte er jahrelang ähnliche Betrügereien. Nach Ungarn zurückgekehrt, stellte er sich dem Bischof von Neutra als Ministerialrat Bertessy vor. Als dieser ihn als seinen vermeintlichen, seit Jahren nicht gesehenen Neffen begrüßte, führte er auch diese Rolle (zu der er also nur ganz zufällig kam!) glänzend durch und borgte den „Onkel“ um mehrere tausend Kronen an. Der Bischof gab ihm zu Ehren ein Diner, bei dem er im Frackanzug und mit verschiedenen angemessenen Orden erschien. Auf den Namen des Ministerialrates Bertessy war er nur durch das Adreßbuch gekommen; auf der Suche nach einem falschen wohlklingenden Namen habe ihm dieser besonders gefallen. [92] Auf ähnliche Weise betrog er den Bischof von Steinamanger. Er gab vor, mit der Regelung der Schulden eines Grafen von Niszesy betraut zu sein, der ihm im Ministerium zugeteilt sei; der Minister selbst habe gewünscht, daß der Bischof bei der Ordnung der Schulden des Grafen behilflich sei. Der Bischof konnte diesen Wink nicht mißverstehen, ließ sich täuschen und gab 6000 Kronen her. Fast alle Schwindeleien Straßnoffs kamen bald an den Tag.

Er hat sie immer mit Zuchthausstrafe büßen müssen. Immer aber nahm er nach Ablauf der Strafe sein Treiben von neuem auf. Auch dieser Hochstapler vom Typus der Komödianten, der Sohn eines armen Privatbeamten, dem die Schuldisziplin auf dem Gymnasium nicht behagte, und der Handlungsgehilfe wurde. Aber dann doch einige Berührung mit der Bühne. Er stahl aus den Garderoben des Nationaltheaters und des Volkstheaters in Budapest den Schauspielern wertvolle Gegenstände. Der künftige Hochstapler begann seine Laufbahn als Dieb. Er reichte ferner bei dem Budapester Theater ein Empfehlungsschreiben ein, auf dem er die Namen berühmter Schauspieler gefälscht hatte, und erzielte damit, daß ihm fast alle Theater allabendlich Eintrittskarten zur Verfügung stellten, mit denen er zu ermäßigten Preisen einen schwungvollen Handel betrieb. Also ganz zweifellos auch eine innere Verknüpfung mit der Bühne. In der Hauptsache wahrscheinlich triebartiger Temperamentshochstapler, unterstützt durch sein ungarisches Geblüt. Die östlichen und die südlichen Völker stellen kraft ihres Temperaments die meisten internationalen Hochstapler. **[93]** Eine rassige Beweglichkeit zeichnet sie aus, die Hochstapler sind Sanguiniker. Daher die triebartige Aufeinanderfolge ihrer Betrügereien trotz jedesmaliger Entdeckung. Der Deutsche ist zum internationalen Hochstapler zu nüchtern, zu phlegmatisch. Das Weltmännische in Kleidung und Auftreten geht ihm ab, seine Sprache verrät ihn. Dieser Straßnoff, der mir für meinen Roman „Der Mann mit den sieben Masken“ (Karl Reißner Verlag, Dresden) hauptsächlich Modell gestanden hat, besaß eine instinktive Sicherheit, die ihn alle sich ihm rein zufällig bietenden Gelegenheiten – zum Beispiel die gänzlich unerwartete Begegnung mit dem Onkel-Bischof – ausbeuten ließ. Dabei weniger Geistesgegenwart und Schlagfertigkeit, als vielmehr eine gefühlsmäßige Sicherheit mit beinahe medialer Kraft, einem Nachtwandler vergleichbar, der im Traumzustand gefährlichste Wege beschreitet.

Von dieser außergewöhnlichen Art war Ignaz Straßnoff. Der Hochstapler kann nicht planmäßig alle Begegnisse vorher ausgrübeln und ihrer warten. Er ist auf viele Möglichkeiten und Unmöglichkeiten gefaßt. Er gibt sich, wie der Dichter, den Eindrücken, die die Dinge auf ihn machen, hin, läßt sich durch sie in Stimmung setzen und vermag sie dadurch wieder seinerseits zu meistern. Daneben fehlt eine gewisse Berechnung nicht. Kam Straßnoff in Verhältnisse, die er hätte kennen sollen – bei der Begegnung mit dem Onkel-Bischof – so ließ er sich nicht ausfragen, er ließ sich erzählen und erzählte dann wieder, was er eben gehört hatte, so daß man glaubte, er sei mit den Verhältnissen voll vertraut.

**[94]** Eine Steigerung des geschilderten Charakters findet sich bei Georges Manolesku, dem bekannten Hochstapler sowie Hotel- und Juwelendieb, der seine Memoiren unter den Titeln „Ein Fürst der Diebe“ und „Gescheitert“ geschrieben hat. Als Sohn eines armen rumänischen Hauptmanns geboren, der ein Sonderling war, und selbst für die militärische Laufbahn bestimmt, entfloh er dem strengen Dienst frühzeitig und trieb sich in Wien und später in Paris umher, wo er wegen Diebstahls zu vier Jahren Gefängnis verurteilt wurde. Ein Hauptzug seines Wesens war, wie ihm der Berliner Untersuchungsrichter nachrühmte, eine gewisse Grazie, mit der er die gewagtesten Behauptungen aufstellte, glatt von einem Punkte, ohne sich in das Wesen einer Sache zu versenken, zum andern glitt und zu liebenswürdig war, um rechthaberisch zu sein. Die elegante, fast frauenhafte Bewegung seiner Hand war charakteristisch für seine äußere und innere Art. Dabei ging er stets auf das eleganteste gekleidet und hatte die Formen eines Weltmanns. Hier treffen wir auf nationale Eigenschaften seiner Geburt: der Formensinn und die entwicklungsfähige natürliche Begabung des Rumänen waren sein Erbteil, aber auch ihre Genußsucht und Prachtliebe. Zwei Monate, nachdem Manolesku in Nizza eine Strafe von 18 Monaten Gefängnis verbüßt hatte, lernte er im November 1898 eine Gräfin aus Dresden mit ihrer Mutter im Schnellzug zwischen Luzern und Mailand kennen, den er wie gewöhnlich lediglich mit gestohlenem Gelde bestiegen hatte. Er stellte sich unter seinem richtigen Namen vor, gab sich aber als rumänischen Großgrundbesitzer **[95]** aus, der überdies Jura studiert habe und jederzeit Advokat werden könne. Im Dezember desselben Jahres wurde er mit der Komtesse in Genua durch den Erzbischof in dessen Palaste getraut. Die schnelle Verbindung wurde dadurch gefördert, daß die Braut 28 Jahre alt war, die gräfliche Familie ihren Grundbesitz in Sachsen verloren hatte und daß durch die Gräfin-Mutter ausländisches, südliches Blut in die Familie gekommen war. Danach bezog das junge Paar in Schachen am Bodensee eine Villenwohnung. Während der Schwangerschaft seiner Frau zeigte er sich gegen sie sehr rücksichtslos und geriet bei den geringsten Anlässen in Erregung.

Er scheint schon damals Halluzinationen gehabt zu haben. Da sein Geld – Erlös aus Diebesgut – zu Ende ging und die angeblichen Einkünfte aus Rumänien ausblieben, beschloß er im September 1899, sich von Weib und Kind – es war ihm eine Tochter geboren worden – zu trennen, um angeblich eine Stelle als

Hoteldirektor in Kairo anzunehmen. In Wirklichkeit begab er sich, fast mittellos, nach Luzern und verübte im Hotel Schweizerhof einen Juwelendiebstahl. In Frankfurt a. M. im Oktober verhaftet, schreibt er seiner Frau, ohne seine Schuld zu gestehen, zärtliche Briefe. Die ahnungslose Gattin kommt, ihn im Gefängnis zu besuchen, und erfährt die ganze Wahrheit. Im Februar 1900 wurde Manolesku vom Kriminalgericht zu Luzern wegen Diebstahls, begangen „mit geminderter Vernunfttätigkeit“, zu sechs Monaten Zuchthaus verurteilt. Gleich nach der Strafverbüßung nahm er in Baden-Baden, [96] Mainz usw. die Hoteldiebstähle wieder auf. Im November 1900 tauchte er in Berlin unter dem Namen eines Fürsten Georges Lahowary auf, den er lediglich durch die unvermeidliche Visitenkarte mit einer Fürstenkrone über dem schönen Namen beglaubigte.

Im Dezember 1900 verübte er Juwelendiebstähle im Hotel Bristol unter den Linden und im Kaiserhof, wo er vorher gewohnt hatte. Ueber Dresden, wo er die Beute an einen bekannten Hofjuwelier verkaufte, fuhr er nach Süden und wurde schon im Januar 1901 in Genua verhaftet und Ende Mai nach Berlin ausgeliefert. Zur Beobachtung seines Geisteszustands wurde er in die Charité gebracht, da er sich erregt und auffällig zeigte, merkwürdige Briefe schrieb und tatsächlich Fürst von Geburt sein wollte. Das ärztliche Gutachten erklärte ihn für einen degenerierten Hereditären, bei dem sich von Jugend auf die größten Widersprüche in seinem Charakter vereinten, der Spuren großer Erregbarkeit und Reizbarkeit zeigte, zeitweise ganz unsinnige Handlungen begehe, bei dem trotz des Vorhandenseins gewisser geistiger Fähigkeiten ein gänzlicher Mangel an ethischen Gefühlen und ein beständiges Hinwegsetzen über die Wahrheit und die realen Verhältnisse zu beachten sei. Er sei ein willenloses Spiel seiner Einbildungskraft, die ihm den Blick für die wirklichen Verhältnisse trübe und seine Handlungen bestimme. So wurde Manolesku im Mai 1902 wegen Unzurechnungsfähigkeit freigesprochen und in die Irrenanstalt Herzberge eingeliefert, aus der er im Juli 1903 nach Ueberwältigung des Wärters ausbrach und über Dresden nach Innsbruck entwich. Im [97] „Europäischen Hof“ der sächsischen Hauptstadt stattete er sich mit gestohlenen Kleidungsstücken neu aus, während er – Uebermut oder Wahnwitz? – seine gezeichnete Anstaltskleidung unter einem Diwan versteckte. Da sein Ausbruch telegraphisch in alle Welt gemeldet war, fiel es leicht, seine Spuren zu verfolgen. In Innsbruck kaufte er sich ein Tirolerkostüm, in dem er sich photographieren ließ. Eben wollte er – mit erneut gestohlenem Gelde – im Schnellzug erster Klasse nach Wien fahren, als ihn ein Hotelangestellter nach dem Bild und Steckbrief erkannte.

Auffällig und charakteristisch ist die Triebartigkeit seiner Diebestätigkeit; er eilt von Diebstahl zu Diebstahl. Rumänien hat uns reichlich befähigte Spitzbuben beschert. Die Triebartigkeit zeigt sich auch in der diebischen Einzelhandlung. Er erzählt, daß er wie in einem Traumzustand das fremde Hotel betritt, Portier und Pikkolo nicht beachtet, nach dem ersten Stockwerk hinaufsteigt, an die Zimmertüren klopf, auf gerufenes „Herein!“ sich entschuldigt, daß er sich in der Zimmertür geirrt habe, und da, wo ihm keine Antwort zuteil wird, durch die häufig nicht verschlossene Tür hereintritt und mit schnellem Ueberblick die Wertsachen im Zimmer zusammenrafft. Dieses Traumhafte seiner Diebestätigkeit erscheint glaubhaft und ragt in die künstlerische Befähigung hinein. (So erzählt Goethe von sich, daß er nächtlich aufstehen und Gedichte, die nicht er, sondern die Natur für ihn geschaffen zu haben schien, sofort niederschreiben mußte, wenn er sie nicht wie einen Traum vergessen sollte.) Eine gewisse Mechanisierung seiner [98] Diebestätigkeit, auch durch die Uebung befestigt, macht sich bei Manolesku geltend, die ihm die ungeheure äußere und innere Sicherheit verlieh, welche seine Erfolge trug. Im Berliner Untersuchungsgefängnis fiel er zweifellos in eine Haftpsychose, die später abklang. So konnte er sich über die Psychiater lustig machen, denen gegenüber er den Hamlet gespielt haben will. In seinen Memoiren wird er nachträglich zum literarischen Hochstapler. Die Niederschrift wird für ihn zur Tat, er begeht beim Niederschreiben noch einmal alle diese Verbrechen und begeht zugleich diejenigen mit, die in Wirklichkeit zu verüben er keine Gelegenheit fand oder keine Geschicklichkeit besaß, die aber begangen zu haben ihn unendlich glücklich gemacht hätte! Er hat mit seinen Memoiren nicht nur das deutsche Lesepublikum, sondern halb Europa und Amerika, die die Uebersetzungen lasen, fasziniert und getäuscht. Die Presse erklärte seine Memoiren für die Beichte eines Genies.

Als ich an Hand seiner europäischen Akten, die die Behörden mir zur Verfügung gestellt hatten, den Wahrheitsgehalt seiner Memoiren nachprüfte und mit ihm in Briefwechsel trat, kam er sich in seiner maßlosen Eitelkeit wie ein großer Mann vor, über dessen Taten Erhebungen gepflogen werden sollten. Von seinen großen und kleinen Reisen schrieb er mir Ansichtskarten mit dem lakonischen Gruß: Saluto!

Manolesco. Er will sein Gehirn der Nachwelt überliefern, überzeugt, daß es der kriminalpsychologischen Wissenschaft reiche Aufschlüsse bietet. Als <sup>[Cesare]</sup> Lombroso sein Angebot auf offener Postkarte („Mein Herr, behalten Sie Ihren Schädel!“) ablehnt, schreibt er mir **[99]** einen entrüsteten Brief und bittet mich, in meiner Studie über seine Memoiren den Ankauf seines Schädels und Gehirns zu empfehlen. Manolesku ist ohne Reue, ohne Gewissensbisse, ohne Scham. Er freut sich, als ein Rennpferd „Manolesku“ Sieg gelaufen ist, als im Zirkus ein Manegestück mit gleichem Namen gegeben wird. Als ihm ein Journalist sagt, aus seinen Memoiren müsse sich ein wirkungsvolles Theaterstück gestalten lassen, trägt er sich mit dem Gedanken, es zu schreiben und damit – er wollte einmal Schauspieler werden – durch die Welt zu ziehen. Nichts hätte ihm größere Wonne bereitet, als alle die Verbrechen, die er wirklich verübte und die er so gern verübt hätte, vor den Augen des erstaunten Publikums zum Schein und straflos auf der Bühne zu wiederholen. Er fragte bei mir an, ob ich ihm hierbei nicht als Impresario dienen möchte. Er glaubte, Arm in Arm mit einem Staatsanwalt glänzende Geschäfte machen zu können!

An solchen lebendigen Beispielen erkennen wir, daß zu einem erfolgreichen Hochstapler ein nicht unerheblicher Einschlag degenerativer Veranlagung gehört, eine Freude am Schwindeln und an Abenteuern, wie wir sie nicht selten bei entarteten Hysterischen antreffen. Dabei sind wir keineswegs in der Lage, diese Menschen mit Leichtigkeit als unzurechnungsfähig im Sinne des Strafgesetzbuches zu bezeichnen. Die Phantasie ist bei ihnen an sich schon stärker ausgebildet und von vornherein leichter ansprechbar und lebhafter. Aber entscheidend ist doch die Vorherrschaft der Einbildungskraft gegenüber dem logischen und kritischen Denken. Die übererregte **[100]** Phantasie überwuchert im seelischen Leben dermaßen, daß geradezu ein ständiges Schwelgen in unrealen Phantasiespielen, ein Sichausleben in maßlosen Phantasiegebilden zustande kommt, alle naturgemäß auf das eigene Ich bezogen, wie der Degenerierte überhaupt die übertriebene Betonung des Ich-Komplexes liebt. Er umgibt die eigene Person mit allen möglichen, sie bereichernden und erhöhenden Zutaten und malt und schmückt sie phantasievoll aus. Die phantasievollen Träumer, allem Handeln abhold, bauen ihre Luftschlösser nur in ihren Gedanken aus, wobei die einen sich der Unwirklichkeit ihrer Gebilde halbwegs bewußt bleiben, andere aber ihnen unkritischer gegenübersehen, an ihre Realisierbarkeit – wenigstens vorübergehend – glauben und sie auch erstreben. Die pathologischen Schwindler echter Art verlieren in ausgeprägten Fällen die geistige Herrschaft über ihre Phantasien und sind zufolge ihrer eigenartigen Fähigkeit zur Selbstbeeinflussung von ihrer Tatsächlichkeit so überzeugt, daß sie sich selbst und andere täuschen und eben deswegen die angenommene Rolle mit so erstaunlicher Sicherheit und Unbeirrtheit durchführen.

Wie wir sahen, stammen die Hochstapler meist aus den unteren oder mittleren Volksklassen; nur vereinzelt finden sich Gescheiterte der höheren Gesellschaftsklassen, wie jener wirkliche Graf Montgelas, der im Gothaischen Kalender stand und in Paris eine internationale Schwindlerbande befehligte, die sich insbesondere die Ausplünderungen von Juwelieren angelegen sein ließ. Der Reiz zum „Aufstieg“ ist in den unteren Kreisen begrifflicherweise stärker; hier liegt **[101]** eine soziale Ursache der Hochstapelei. Unter Hochstapler versteht man eine Art Gauner, der durch sein Auftreten sich den Anschein der Vornehmheit geben will. Das Wort stammt bezeichnenderweise aus der Gaunersprache selbst und kommt in der einfachen Form Stabuler, d. h. Brotsammler, Bettler, schon im siebzehnten Jahrhundert vor. Dabei findet sich tatsächlich in manchen solchen aus den unteren Schichten stammenden Personen ein gewisser aristokratischer Grundzug ihrer Natur, der sie besonders befähigt, eine Rolle zu spielen, die ihnen in Wirklichkeit nicht zukommt. Zweifellos spielen die Vererbungsgesetze eine merkwürdige Rolle. Wir sehen da einen jungen Mann aus dem Volke mit Gesichtszügen und Haltung eines Edelmannes, oder ein armes, bildhübsches Mädchen, das eine Prinzessin vorstellen könnte. Eigenschaften von Vorfahren, häufig durch uneheliche Zeugung erworben, oder Neigungen der Mütter während ihrer Schwangerschaft kommen zum Vorschein. So erklärt es sich, daß gesellige Talente, aristokratische Bewegungen und Neigungen, Befähigung zu Spiel, Tanz, Sport und gefälliger Unterhaltung angeboren erscheinen, als habe die Natur selbst dem Hochstapler schon im voraus große Geschmeidigkeit und Gewandtheit, einen scharfen Blick in Erkennung schwacher Punkte, rasche Besonnenheit und Findigkeit verleihen wollen.

Im übrigen sind die Hochstapler wenig fähig zu ehrlicher Arbeit, ja geradezu eine Unfähigkeit zu solcher zeichnet sie aus; Energie und Willenskraft bringen sie nur für ihre Schwindeleien auf. Sie sind genuß- und selbstsüchtig. Aber ihre Genußsucht bewegt **[102]** sich nur im Animalischen, seien es die Genüsse des Magens oder des Geschlechtslebens. Eine feinere erotische Regung kann nicht aufkommen, die

ästhetischen Ansprüche fallen aus. Die Wollust kann bestialisch auftreten. Es fehlt ihnen jeglicher moralischer Mut, kennzeichnend für sie ist im gegebenen Fall ihre Feigheit. Bei der hochstaplerisch-artistischen Handlung selbst können Keckheit und Verwegenheit verblüffen. Vielfach sind sie keine Schauspieler, sondern nur Artisten und Gaukler. Eitelkeit und Prahlerei sind grenzenlos und geradezu unsinnig die Verschwendungssucht, welche eine Beute, die Jahre von Freiheitsstrafe nach sich ziehen kann, an einem Abend, in einer Nacht mit wüsten Gesellen verzecht, verspielt, verlumpt. Kein Hochstapler ist reich geworden, keiner hat seine unendlichen Einnahmen dazu verwendet, ein ehrliches Geschäft anzufangen. Ein Dämonisches liegt in diesem ihrem Schicksal, wie überhaupt über ihrem Wesen. Weil sie das schöne Behagen eines wirklichen Genusses nicht kennen, suchen sie sich durch Schrankenlosigkeit und Wildheit schadlos zu halten.

Die Mystik, mit der Glaube und Aberglaube die Gemüter mancher Menschen erfüllen, war für schlaue Betrüger von jeher ein „heiliges“ Dunkel, in dem sie ihren eigenen „Zauber“ wirken lassen konnten. Auch das Priestergewand hat als heilige Hülle dienen müssen.

Der internationale Betrüger Adrian Gorder, 1843 in Holland als Sohn eines Nachtwächters geboren, zeichnete sich schon in der Volksschule durch Lug und Trug aus. Zunächst für den Handelsstand bestimmt, **[103]** trat er mit neunzehn Jahren in ein Kloster ein. Wegen mangelhafter Führung zur Ablegung der Gelübde nicht zugelassen, eröffnete er seine Verbrecherlaufbahn. 1872 erlangte er mit gefälschten Papieren eine Pfarrstelle in einer amerikanischen Gemeinde. Nach einem Jahre wurde er entlarvt. Danach reiste er im Mönchsgewand die Gaunerstraße, nahm überall Gastfreundschaft in Anspruch, verschaffte sich bares Geld durch Meßintentionen und nahm Darlehen zu Reisezwecken gegen förmliche Schuldscheine auf, die sein Kloster oder der Ordensgeneral einlösen würden. Meist befand er sich auf der Reise von oder nach Rom in Geschäften seines Ordens. Nach Bedarf gefälschte Zelebrats dienten ihm als Ausweis. Bald war er Trappist aus Mount-Mellerey, bald Zisterzienser auf Nasacrea oder von St. Esprit, nach Bedarf auch Dominikaner. Bald nannte er sich Pater Joseph, bald Pater Stanislaus oder Robert, hier Bruder Augustus, dort Bruder Robert. Bald führte er neben dem Klostersnamen den bürgerlichen Namen de Rohan, Krafton, de Rouge, von Egmont, Vicomte de Gortère, Baron de Lamoral, überall durch falsche Adelsbriefe legitimiert. Nachdem er in Frankreich, Amerika und Afrika insgesamt vierzehn Jahre Freiheitsstrafe verbüßt hatte, kam er 1896 nach Deutschland, Oesterreich und der Schweiz, überall die Klöster und Geistlichen, die er aufsuchte, um Hunderte und Tausende, die er vergeudete, schädigend. Er hatte in allen Orden reiche Personalkennntnis, er wußte über Kirchenmusik und die literarische Tätigkeit der Konventualen zu sprechen. Er zeigte die Photographien hoher geistlicher Würdenträger – seiner angeblichen **[104]** Freunde – vor. In überzeugender Weise spendete er die Sakramente und las er die Messe. Der Hochstapler vor dem Altar, der die Transsubstantiation beglaubigte! (Für meinen Roman „Der Mann mit den sieben Masken“ ebenfalls Modell.) Er hatte Kenntnisse in der englischen, französischen und holländischen Sprache. Nur Latein hatte der gescheiterte Priester nicht nachholen können. Sein mangelhaftes Latein hat ihn in Mainz, wo er zuletzt als Betrüger auftrat und zu drei Jahren Zuchthaus verurteilt wurde, gründlich verraten. Eine ernste, anscheinend gleichförmige Hochstaplergestalt und dennoch in den einzelnen Persönlichkeiten ein wahrhafter Verwandlungskünstler. Zweifellos von einem gewissen religiösen Drang erfüllt, der ihn die einmal angetretene Priesterlaufbahn festhalten ließ. Was er, in Kirchen und Kapellen die Messe lesend und die Sakramente spendend, im Innersten fühlte, danach hat ihn kein Staatsanwalt und kein Richter gefragt. Ein guter Psychologe hätte vielleicht von ihm erfahren, daß mit dem Unerforschlichen, dem er in Kirchen und Kapellen diente, er sich nie in Widerspruch gefühlt habe.

Es gibt Hochstapler, die eine historische Berühmtheit erlangt haben. Zu ihnen gehört der berüchtigte Abenteurer Cagliostro. 1743 zu Palermo als Sohn armer Eltern geboren, hieß er eigentlich Joseph Balsamo. Zuerst für die Klosterlaufbahn bestimmt, eignete er sich in der Klosterapotheke der Barmherzigen Brüder zu Cattagirone einige medizinische, chemische und pharmazeutische Kenntnisse an, wurde aber wegen schlechter Aufführung aus dem Kloster gewiesen. **[105]** Er führte danach als Fälscher, Kuppler und Gauner ein unstetes Leben und trieb sich auf Reisen in Griechenland, Aegypten und Vorderasien umher. Zurückgekehrt, nahm er willkürlich den Namen eines Grafen Alexander von Cagliostro an und erlangte Zutritt in den ersten Häusern von Rom und von Neapel.

Seine Frau, eine bildschöne Gürtlerstochter, Lorenza Feliciani, half ihm bei seinen Schwindeleien und brauchte es mit der ehelichen Treue nicht genau zu nehmen. Er verkaufte verjüngende Lebenstinkturen,

Universalessenzen, Schönheitswasser, betrieb Goldmacherei und die Auffindung des Steins der Weisen, beschwor Geister und verdiente bedeutende Summen. Kosmetische Artikel wurden in den Händen von Marktschreibern – man denke an manche Reklame! – und von Schwindlern immer zu Goldquellen. In Spanien und auch in London bewegte sich Cagliostro in den höchsten Kreisen, machte fürstlichen Aufwand und wurde von den Damen vergöttert. Er wirkte für den Freimaurerorden, gab sich für einen Sendboten des Elias oder Großkophta aus, leitete sein Dasein von der Liebe eines Engels zu einem irdischen Weibe her und wollte gesandt sein, um die Gläubigen durch körperliche und seelische Wiedergeburt zu höherer Vollkommenheit zu führen. Auch in Deutschland, Petersburg und Warschau wurde er glänzend aufgenommen. In Paris wurde er in die bekannte Halsbandgeschichte verwickelt und – anscheinend unschuldig – gefangengesetzt, schließlich aus Frankreich ausgewiesen. 1790 wurde er in Rom wegen Ketzerei zum Tode verurteilt, aber zu lebenslänglicher **[106]** Freiheitsstrafe begnadigt; Lorenza wurde in ein Strafkloster gebracht. Cagliostro war klein und dick, von gewaltigen Schultern, hatte feuriges, durchdringendes Auge, volle wohltonende Stimme, Menschenkenntnis und Gewandtheit. Soweit er Kosmetiker und Alchemist war, gehörte er zur hochstaplerischen Gruppe der Scharlatane, als Geisterbeschwörer zu den Gauklern. Aber seine Fähigkeiten reichen doch höher hinauf: als Sendbote des Elias und Erneuerer des Lebens der Gläubigen zählt er unter die religiösen Schauspieler. Die Wundersucht des damaligen Jahrhunderts kam ihm entgegen. Armut und Bedürftigkeit machten ihn in der Jugend zum rücksichtslosen Verbrecher. Danach verfeinerte er sich zum graziösen kosmetischen und alchemistischen Schwindler. Er machte noch eine Wandlung durch, die an seine Jugenderziehung im Kloster anknüpfte. Seine Bekehrungsversuche sind nicht voller Schwindel, sondern aus Trug und Wahrheit gewoben. Niemand kann die Erhebungen und Tröstungen durch die Religion tiefer empfinden, als unter gegebenen Umständen für Augenblicke oder Stunden ein zerknirschter Sünder. Besitzt er hinreißendes Temperament, so kann er gerade deshalb religiöser Bekehrer, Reformier, Fanatiker sein. Dabei verlocken ihn die Versuchungen seines früheren Lebens immer wieder zum Abfall von seiner eigenen Heilslehre. Hieraus entsteht das moralische Zwitterbild seines Seelenzustands, das ihn bei der Prüfung nicht als echt bestehen läßt.

Man kann die hochstaplerischen Grundzüge auch an großen historischen Persönlichkeiten feststellen. Da ist Napoleon Bonaparte, der in seiner Jugend sagte, **[107]** sein Dasein sei ihm zur Last, weil die Menschen, mit denen er lebe und immer leben werde, ganz anders geartet seien als er. Selbst als Kaiser von Frankreich war der Korse nie ein Franzose, sondern immer ein Fremder, ein Vaterlandsloser, ein Schauspieler. In seiner Arbeit über die Preisfrage der Lyoner Akademie schrieb er, daß die Ehrsucht mit dem bleichen Antlitz, den verstörten Mienen, dem heftigen Gang, den regellosen Gesten und dem sardonischen Lächeln nicht die Zuflucht des Glücks sei. Aber der Zeitgenosse Malet du Pon [Jacques Mallet du Pan] nannte ihn einen Knirps mit zerrautem Haar, den die Rhetoren der Kammer als jungen Helden, als Eroberer Italiens priesen. Er werde sein Marktschreiertum, seine schlechte Aufführung, seine Diebstähle, seine Füsilladen, seine unverschämten Pasquille zu büßen haben. „Ein Staatsmann muß vollendet lügen können“ war sein Wahlspruch.

So sandte er aus Italien, Aegypten und Rußland seine ruhmreichen Schlachtberichte, zur Veröffentlichung in der Pariser Presse bestimmt. Was die Franzosen nach seiner Meinung brauchten, war Ruhm, Befriedigung ihrer Eitelkeit. Spielzeug müsse man ihnen geben, das genüge ihnen, das unterhalte sie; sie ließen sich willig leiten, wenn man ihnen geschickt verberge, wohin man sie führe. Dieser Korse war ein Schauspieler im prächtigsten historischen Kostüm, ein Verwandlungskünstler, Schriftsteller und Dichter, Monarchist, Republikaner und Despot, Feldherr und Gesetzgeber, Beschützer der schönen Künste, ein Erotiker. Ein ruheloser Abenteurer ohnegleichen mit dämonischer Wirkung, seine begehrlige Hand nach allen Ländern und Schätzen Europas ausstreckend, **[108]** von dem grotesken Märchentraum erfüllt, der Kaiser der Welt zu werden. Mit Fähigkeiten des Geistes ausgestattet, aber ohne sittliches Gerechtigkeitsgefühl, nur ein Verwirrer, kein Aufbauender, von Eitelkeit und Selbstsucht geblendet, schließlich ein Narr seines Glücks.

Bisher sprach ich in der Hauptsache von männlichen Hochstaplern. Wie steht es mit den Damen?

Es ist aufgefallen, daß weibliche Hochstapler nicht so leicht und nicht so anhaltend Erfolg haben wie die männlichen. Man behauptet, daß die Hochstaplerinnen sehr bald von den in der Nähe und in Kleinigkeiten – besonders Geschlechtsgenossinnen gegenüber – so scharfen Frauenaugen durchschaut und entlarvt würden. Die männlichen Abenteurer haben, zumal wenn sie von der Natur etwas verschwenderisch

ausgestattet sind, gerade bei der Frauenwelt besonders leichtes Spiel. Die geringere Neigung der Frau zur Kriminalität wie zum Abenteuer ganz allgemein (da sie nicht so selbständig im Leben zu stehen pflegt wie der Mann) hält sie auch von der hochstaplerischen Laufbahn zurück. Die großen Täuscher des Altertums und des Mittelalters – Jason, Odysseus, Cagliostro – waren Männer. Und doch hat die Frau auf dem Gebiete des Betrugs in einigen berühmt gewordenen Fällen den Mann überboten.

Während der neuere große Hochstapler, wie wir sahen, zu seinen größten Erfolgen meist des Kostüms bedarf – der Uniform, des Diplomatenrockes, des Priestergewandes, zum mindesten einiger Orden und hochklingender Titel – arbeitet dagegen die große Betrügerin ohne solches Flitterwerk. Aber die weibliche **[109]** Kleidung bedeutet, zumal den Männern gegenüber, an sich selbst schon ein Kostüm, das täuschen, blenden, verwirren kann. Was wir zusammenfassend die weibliche Toilette unter Einschluß der ganzen Aufmachung in Frisur, Parfüm usw. nennen, ersetzt also das Kostüm des Hochstaplers. Die „Dame“ ist immer kostümiert.

Nach Auffassung aller Kriminalistenschulen besitzt die Frau überhaupt eine größere Verstellungsgabe als der Mann. Die Natur hat sie ausgestattet, so ausstatten müssen, damit sie bei der Liebeswahl dem Manne gefiel. Zumal Jugend und Anmut, noch mehr wirkliche Schönheit, wirken verhüllend. Es erscheint beinahe unmöglich, in einem wirklich schönen weiblichen Gesicht auch den Charakter zu lesen. Dabei bedarf das Mädchen- und Frauenantlitz nicht des maskierenden Bartes, den die Natur dem Manne zur Verstellung mitgeben mußte. Der Mann vermag an sich sein Gesicht weniger zu verstellen und bedarf doch gerade in Wandel und Handel der Verstellung viel mehr. Der Bart maskiert den Mann; aber das ganze weibliche Gesicht, kann man in gewissem Sinne sagen, ist Maske, und so täuscht es leichter. Die neuere Herrenmode der Bartlosigkeit scheint anzuzeigen, daß die Männer nun auch so weit sind und sich imstande fühlen, auch ohne Bart zu täuschen.

Auch die Phantasie, deren der große Hochstapler bedarf, ist im Durchschnitt beim Weibe reicher als beim Manne. Die Phantasie, auch in der Sprache weiblich, ist eine weibliche Begabung zufolge der starken weiblichen, an sich passiven Eindrucksfähigkeit ihrer Gefühls- und Vorstellungswelt. Und wenn der **[110]** Dichter die Phantasie im besonderen Maße besitzt, so ist es eben die weibliche Komponente seiner Veranlagung, die diese Begabung trägt. Das Schreiben von Briefen in den Entwicklungsjahren ist vorwiegend eine weibliche Gepflogenheit, in der die Phantasie ihren ersten Anlauf nimmt, bis sie in solchen Briefen, wie wir bereits an unseren dreizehn- und fünfzehnjährigen Hochstaplerinnen sahen und noch weiter erkennen werden, ein zweites Leben beginnt.

Auch darin stimmen alle Kriminalisten überein, daß das Weib zur Unwahrheit neigt. Diese Neigung stammt aus seiner körperlichen Schwäche, aus seinem Schamgefühl und seiner zurückgedrängten Stellung im Verkehrsleben. Den Wesen, denen sie die Kraft versagen mußte, gab die Natur zum Ausgleich die Verstellung, die List, die Lüge mit. Der ganzen weiblichen Geistesverfassung eignet weiter nicht das, was wir Objektivität nennen; ihre Angaben sind immer gefühlsmäßig – von Lust oder Unlust betont – wodurch abermals das Abschweifen in das Unwirkliche, in das nur Gedachte, in das Ersonnene, in das lediglich Gefühlte so naheliegt. Das Weib besitzt gar nicht das abstrakte Gefühl für die Wirklichkeit und Wahrheit wie der Mann.

Endlich wird auch das Oberflächliche des schauspielerischen Wesens, wie es der Hochstapler braucht, unter dem Einfluß der weiblichen Eitelkeit gut entwickelt. Auf keinem Gebiet der produktiven und darstellenden Künste kann sich das Weib mit seinen Leistungen ebenbürtig neben den Mann stellen, außer in der Kunst des Gesangs und in der Schauspielkunst. **[111]** Die Schauspielkunst liegt also dem weiblichen Geschlecht an sich – aus den verschiedenen, bereits entwickelten Gründen – sehr gut. Alle Straftaten, bei denen Schauspielerei ein Hilfsmittel ist – beispielsweise auch der Giftmord, der geradezu ein weibliches Monopol genannt worden ist – liegen der Frau. Und der Betrug ist ja immer eine Komödie, die gespielt sein will.

Eine Sonderart des weiblichen Betrugs ist der Heiratsschwindel, aber nicht in dem Sinne, wie wir den Mann – unseren Schneider-Grafen mit den bunten Stammtischfähnchen – als Heiratsbetrüger auftreten sahen. Die Frau liebt das schwindelhafte Vermitteln von angeblichen Heiraten. Ein Stück des kupplerischen Wesens, das dem Weibe, fast jedem Weibe eignet, kommt dabei mit zum Ausdruck.

In den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts errichtete in Paris eine Madame *[Justine]* Demortier unter dem Namen einer Baronin de la Rochette ein Heiratsbureau. Jeder Klient, der eine reiche Frau begehrte, mußte vorher eine Provision erlegen. Aeltere Damen in eleganter Toilette spielten die Mutter der Braut, die

von einer jungen, liebreizenden Engländerin dargestellt wurde. Die Braut trat als junge Witwe, als geschiedene Frau oder als reiches Mädchen „mit einem kleinen sittlichen Makel“ auf. Der Heiratskandidat mußte der Braut einen teuren Schmuck schenken oder eine Loge in der Oper bezahlen, in der er die Braut mit ihrer Mutter – aber nur aus der Entfernung – sitzen sehen durfte. Oft war er nicht der einzige, der die Loge bezahlt hatte; es waren ihrer zuweilen mehrere, aber keiner [112] wußte vom anderen. Oder der Heiratskandidat mußte Mutter und Tochter zu einem kostspieligen Souper einladen, ja selbst zu einer Reise mit beiden Damen nach London ließen sich einige bestimmen.

Ein ähnliches schwindelhaftes Heiratsbureau in der Person mehrerer Inhaberinnen und Inhaber wurde 1922 in Leipzig verurteilt. In diesem Falle wurde der vornehme Bräutigam ausgebaut, den einer der Inhaber bald als Offizier, Baron oder Graf, bald als nur bürgerlichen Herrn darstellte. Angelockt wurden junge oder ältere heiratslustige Mädchen und Frauen, welche die Vermittlungsgebühr zahlen mußten. Der „Bräutigam“ besaß falsche Ausweispapiere für eine ganze Reihe von Persönlichkeiten. So glaubte eine Leipziger Dame allen Ernstes, Gräfin von Einsiedel zu werden. Die Ehe wurde vor dem zuständigen Leipziger Standesbeamten geschlossen und vor einem wirklichen Notar ein besonderer Ehegütervertrag. Man sieht in der Ausbildung dieser Spezialität den Fortschritt unseres Jahrhunderts. Zu wirklichen Trauungen ließ sich Madame Demortier nicht hinreißen! Der angebliche Graf von Einsiedel legitimierte sich eben auf Grund gefälschter Papiere. Da er bereits verheiratet war, machte er sich – wohl wider Willen und Wissen – außer des Betrugs auch der Doppelhehe schuldig. Der Herr Graf, ursprünglich Darlehensvermittler, wurde vor der Trauung in einem ersten Leipziger Salon rasiert, frisiert, manikuriert. Es wurde ihm ans Herz gelegt, bei der Zeremonie so wenig als möglich zu sprechen, damit er sich nicht durch seinen Dialekt verrate. Das geistige Oberhaupt war eine [113] Frau, die in einem Salon den aristokratischen Bräutigam mit den heiratslustigen Damen bekannt machte. Es waren förmliche Preisverzeichnisse vorhanden: über Barone, Grafen, bürgerliche Herren usw. Kurzum, in unseren beiden Fällen eine vollständige Komödie mit verteilten Rollen. Die bekannte Kompliziertheit des weiblichen Verbrechens – gegenüber dem vielfach einfacheren des Mannes – kommt schon hier zur Erscheinung. Solche Komödien werden von Frauenhänden gern veranstaltet.

Einen Rekord auf dem Gebiete des Betrugs hat das Weib in neuerer Zeit in dem Berliner Falle der Martha Kupfer geschlagen. Die Tatsachen sind noch in aller Erinnerung. Frau Kupfer stieg aus dem Dunkel einer von kleinen Sorgen und Geldnöten erfüllten Vergangenheit und konnte sich in dem zweifelhaften Ruhm einer Millionenschwindlerin sonnen. Was tat sie? Sie „gründete“ – gründete die beiden Unternehmungen, deren Zwecke für den Krieg und die Heimat die wichtigsten waren: die „Nahrungsmittel- und Kriegsbesorgungsgesellschaft“. Mit rund 400 Mark fing sie an, einige Pfund Kunsthonig waren das erste Warenlager. Frau Kupfer hatte eine Hand wie der sagenhafte König Midas: was sie berührte, wurde zu Gold. Das Geld kam stromweise geflossen, und keine Gesellschaftsschicht, die nicht unter den stillen „Teilhabern“ der Frau Kupfer vertreten war. Frau Kupfer fälschte und zeigte ihren Geldgebern einen Gesellschaftsvertrag vor, der eine Reihe Herren von hochtönenden Namen – Exzellenz Kirchbach, Graf von Rhoden – als ihre angeblichen Teilhaber nachwies. Sie fälschte den notariellen [114] Stempel dieses Gesellschaftsvertrags, fälschte Auftragscheine über Bestellungen für Lazarette. Sie erzählte ihren Geldgebern, der kommandierende General des 19. Armeekorps, [Maximilian] von Laffert, sei persönlich zur Abnahme von Lieferungen in Berlin anwesend, er solle im Hotel Adlon wohnen, aber als man hinkam, war er nicht da. Die stillen Teilhaber waren dennoch in hohem Maße befriedigt, denn die Einlagen brachten bis ein-, ja bis zweihundert Prozent. Man hatte gar nichts zu tun, als seine Zinsen und Gewinne einzustreichen. Es war alles so mühelos. Bei Frau Kupfer häufte sich der goldene Berg. Schließlich hatte sie – freilich nur auf dem Papier – einen Umsatz von zehn Millionen erzielt; aber sie besaß ein Bankkonto, ein wirkliches, von etwa einer Million.

Frau Kupfer erzählte vor Gericht von ihrer Vergangenheit, daß sie mehrere zum Teil aufgeführte Dramen geschrieben habe, in der Untersuchungshaft schrieb sie ein Filmschauspiel. Sie hatte Verkehr mit Schauspielern und Sängern. Hier liegt offenbar ein psychologischer Zusammenhang mit der Befähigung zur Inszenierung der großen Schwindelkomödie. Sie besaß ein gewisses dramatisches und schauspielerisches Talent, das sie zur Geltung brachte. Eine Komödie, in der sie über hundert zum Teil interessante Personen auftreten ließ, das Zusammenspiel eine Zeitlang erfolgreich leitete und die Inszenierung des Milieus geschmackvoll zu gestalten wußte! Daher auch die Phantasie, deren sie bedurfte, um die gewünschten



Illusionen zu erwecken. Andere Triebfedern waren Genußsucht und Eitelkeit. Während der Verhandlung vor dem Schwurgericht lächelte Frau Kupfer nach **[115]** Frauenart fortwährend in den Zuschauerraum hinein und fühlte sich als Heldin eines spannenden Prozesses. Scheinbar entwickelte sie ein Geschäftsgenie, wie es auf solidem Boden noch von keiner Frau je betätigt worden ist. Sie regierte ihre vielverzweigten Geschäfte und die Unsummen nur durch ihr glänzendes Gedächtnis und ein winziges Notizbuch. Sieht man näher zu, so bestand eben die Begabung hauptsächlich im Schwindeln. Auf solidem Boden hätte Frau Kupfer nie ein solches Riesenunternehmen erfolgreich leiten können. Ihre früheren soliden Unternehmungen, ein Handel mit alkoholfreien Getränken, mit Lebensmitteln, mit Margarine, alle blühten in keiner Weise und gingen ein. Charakteristisch ist, daß sie ganz allein ohne männliche Helfershelfer die verwickelten Fäden ihres Lügengewebes in ihrer einzigen Hand hielt, bis sie zerrissen. Die Kompliziertheit der ganzen Betrugshandlung erweist die weibliche Hand. Im übrigen war Frau Kupfer ein Zeichen der Zeit. Sie war Ausdruck und Kulisse jener Schicht von Zeitgenossen, für die der Krieg ein nahrhaftes Gewerbe war, aus dem sich für sie nicht Ströme Blutes ergossen, sondern Geld.

Frau Kupfer hat eine ganze Reihe Vorgängerinnen, so die berühmte Therese Humbert in Paris, die mit einer angeblichen Erbschaft von nicht weniger als 110 Millionen jahrelang die Mitwelt genasführt hatte. Ebenfalls eine Komödie mit Masseninszenierung nach echter Frauenart. Man erinnert sich auch der Gaunergeschäfte der sogenannten Dachauer Bank in München, deren Begründerin Adele Spitzeder eine häßliche und für die Bühne nicht talentierte **[116]** Schauspielerin war. Sie annoncierte in den Zeitungen, daß sie Darlehen zu hohen Verzinsungen aufnehme. Schon ihr wurde das Geld nur so zugetragen; denn alle Welt wünschte seine Gelder bestens anzulegen. Mit den neu eingehenden Geldern zahlte sie die fälligen Zinsen, bis ihr die Sache über den Kopf wuchs und alles zusammenbrach.

Der folgende Fall scheint uns wieder in das Märchenland zu versetzen. Henriette Pauline Wilke war ein Berliner Kind oder vielmehr aus Charlottenburg gebürtig. Armer Leute Kind – der Vater war Hausdiener gewesen – hatte sie früh Vater und Mutter verloren. Eine angesehene Familie, bei der ihre Großmutter als Wirtschaftlerin diente, nahm sich ihrer an: sie erhielt eine Erziehung, die über ihren Geburtsstand hinausreichte. Sie ging von einem Familienglied zum andern über, überall mehr als Pflögetochter denn als Dienstbote behandelt. Eine Zeitlang war sie Erzieherin in einer Bankiersfamilie, schließlich zog sie zu einer ihr schon von früher her bekannten siebzigjährigen hochachtbaren und unverheirateten Dame, einem Fräulein [Amalie] Niemann, Tochter eines Kriegs- und Domänenrats, die an ihr Patenstelle vertreten hatte. Pauline erzählte der Niemann alle ihre Erlebnisse, von den Herrlichkeiten in dem reichen Bankiershause, von schönen Spazierfahrten und fesselnden und vornehmen Bekanntschaften. So habe sie die Bekanntschaft der Fürstin Luise von Radziwill gemacht, der Tochter des Prinzen Ferdinand von Preußen, die in Berlin lebte. Die Fürstin wolle sich der Waisen annehmen und habe versprochen, ihr bei einer auf Staatskosten zu errichtenden **[117]** Schulanstalt eine Anstellung zu verschaffen. Hierzu sei aber ein gewisser Fonds erforderlich; vielleicht gebe die Niemann für ihre Pate einen Betrag. Es geschah. Die Niemann übermittelte durch Pauline selbst 500 Taler. Die fürstliche Wohltäterin setzte sich nun mit Fräulein Niemann in brieflichen Verkehr.

Diese Briefe schrieb Pauline selbst. Die Fürstin teilte mit, daß der König Friedrich Wilhelm III. von Preußen bei ihr die Bekanntschaft Paulines gemacht habe, den Unternehmungsgeist des jungen, unschuldigen Kindes bewundere und wünschte, daß der Schulfonds um weitere 400 Taler erhöht werde; er lasse fragen, ob Fräulein Niemann bereit sei, dem Staat zu diesem Unternehmen auch diese Summe noch auszuführen. Die vertrauensselige Dame gab auch diesen Betrag in Staatspapieren wie früher an Pauline zur Ablieferung. Schließlich schrieb auch der König Friedrich Wilhelm an die alte Dame. Es sei seine Absicht, von einigen seiner Untertanen ein Kapital aufzunehmen, um die sonst nötige Erhöhung der Abgaben zu vermeiden. Seine Majestät erwarte von ihrem bekannten loyalen Charakter, daß sie nicht zurückstehen werde. Pauline wußte das alles übrigens auch aus des Königs eigenem Munde und hatte es ihrer Pate schon mündlich angedeutet. Die Niemann gab – selbstverständlich durch Pauline – aber der König brauchte immer mehr Geld. Nachdem die Niemann alle ihre Staatspapiere und Pfandbriefe – zusammen 12 000 Taler – hingegeben hatte, wurde sie durch den König bzw. Pauline bestimmt, auf ihr Haus in Charlottenburg zuerst 4000, dann noch 3000 Taler aufzunehmen. Die versprochene Zurückzahlung **[118]** wurde dann leider durch verschiedene widrige Umstände immer verzögert. Schließlich aber wurde sie doch bewirkt, freilich in eigenartiger Weise. Die Niemann erhielt vom König durch Pauline eine verschlossene Mappe mit dem

dazugehörigen Schlüssel zugestellt. Zugleich empfing sie aber die Weisung, die Mappe nicht eher zu öffnen, als der König bestimme. Er werde zu diesem Zwecke den Kammergerichtsrat <sup>[Karl Friedrich]</sup> Ballhorn zu ihr schicken. Pauline erzählte, der König habe ihr Vertrauen königlich belohnt, in der Mappe würden sich gegen 50 000 Taler in Papier befinden.

Aber es fanden sich, als die kostbare Mappe schließlich von der Niemann geöffnet wurde, darin keine Pfandbriefe, sondern nur mehrere Bogen leeres Papier. Alles erschwindelte Geld hat die Wilke in großem Aufwand verlebt und vergeudet. Sie fuhr in der elegantesten Equipage durch die Straßen Berlins. Anfänglich hatte sie Pferde und Wagen gemietet, später fuhr sie im eigenen Geschirr. Zuletzt wohnte sie in einer ganzen Villa am Tiergarten, die sie auf das vornehmste ausgestattet hatte. Sie hielt einen Livreebedienten, einen Kutscher, Köchin, Dienstmädchen und Gesellschafterin. Sie trug die teuerste Kleidung, war die gefeiertste Kundin aller Geschäftsinhaber und besuchte im Winter fast alle Abende das Theater. Sie war der Gegenstand der öffentlichen Aufmerksamkeit, man drängte sich um ihren Wagen, wenn sie aus- oder einstieg. Man rühmte ihr Liebenswürdigkeit und Wohlwollen nach, man sprach von ihren Reisen nach Brüssel, London und den böhmischen Bädern. Im Volksmund hieß sie – es war in den Jahren 1835 und 1836 – die Goldprinzessin. Sie war nicht schön. **[119]** In den gewöhnlichen Zügen ihres sonst regelmäßig hübschen Gesichts lag nichts von einem ungewöhnlichen Zauber. Aber sie hatte einen blendendweißen Teint und ins Rötliche streifende blonde Haare. So kam sie wohl zu dem Namen Goldprinzessin. Sie war damals 21 Jahre alt. Der Niemann, der ihr Aufwand ja schließlich auffallen mußte, log sie vor, sie sei mit dem brasilianischen Grafen Villamor verlobt, der seinen Reichtum über sie ausgieße. Die Niemann glaubte alles und verlor ihr ganzes Vermögen.

Ihre Beweggründe waren nicht Habsucht, Eigennutz, Rachsucht oder eine starke Sinnlichkeit. Sie wurde bei der Untersuchung als unberührtes Mädchen befunden. Die Genußsucht war ihr Nebensache, sie hatte das Bedürfnis und die Lust: zu scheinen! Sie hatte keine Lust in Stellung zu gehen, sie hatte nach ihren eigenen Worten den Hang, als große Dame in der Welt zu leben. Sie war wie ein Schmetterling, der im Sonnenschein spielte und von einer Blume zur anderen flatterte. Die von ihr geschriebenen Briefe der Fürstin Radziwill und des Königs Friedrich Wilhelm atmen den Romanstil der damaligen Literatur. Man könnte bei der Wilke an eine verlorengegangene Romanschreiberin denken. Auch der ihr vom Volksmund beigelegte Name „Goldprinzessin“ hat einen romanhaften, vielleicht auch märchenhaften Einschlag. Die Briefe an die Niemann begannen: „Unserer treuen, vielgeliebten Niemann unseren herzlichsten, herzlichsten Gruß!“ Als der König wieder um Geld bittet, schreibt er: „Gott soll mich strafen, wenn ich böse Absichten hegen wollte, nein, ich bin ein guter König und bin gerecht.“ Er unterzeichnete: **[120]** „Euer Euch wohlgewogener König Friedrich Wilhelm.“ Der Fall ist ein Schulbeispiel ausgezeichneter Art. Die Wilke ist die geborene Phantastin, die das Märchen verwirklichen und einen Roman ausleben will. Ihre Anfänge sind harmlos. Man erkennt den Mutwillen eines jungen, eitlen Dinges, daß sich im Aufschneiden gefällt und zunächst ohne besondere Zwecke unsinnige Prahlereien vorbringt. Je mehr ihr geglaubt wird, um so Tolleres und Abgeschmackteres kommt aus ihrem Munde. Die große Inszenierung und die Einkleidung des Schwindels in Briefform sind wieder echt weiblich.

Einzig in der Kriminalgeschichte steht der berühmte Juwelenbetrug da, der in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts an einem der ersten Pariser Juweliere verübt wurde. Eine elegante Dame stellte sich ihm als Gattin eines berühmten Irrenarztes in Paris vor, dessen Tochter sich gerade mit einem reichen französischen Aristokraten verlobt hatte. Es war Stadtgespräch, der Juwelier wußte davon. Er legte die kostbaren Sachen seines Warenlagers vor, schließlich wollte die Dame die schwierige Wahl ihrem Gatten überlassen. Ein Angestellter fährt mit ihr nach dem Sanatorium des Arztes, die Gattin trägt die kostbaren Schmuckstücke ihrem Mann in das Sprechzimmer, kommt aber nicht zurück. Nach einer Viertelstunde klopft der Angestellte schüchtern an der Tür des Sprechzimmers, tritt hinein und trifft den Irrenarzt, dem er in nervöser Hast die Geschichte vom Grunde seines Hierseins erzählt. Der Arzt redet ihm sanft zu, ohne auf die Juwelengeschichte näher einzugehen. Als der Angestellte dann in zunehmender **[121]** Erregung sich heftig und zudringlich zeigt, schreit und tobt, läßt ihn der Psychiater in eine Zwangsjacke stecken und einsperren. Die Hochstaplerin hatte dem Arzt von ihrem unglücklichen Sohne erzählt, der seit Wochen von der Wahnidee befallen sei, daß man ihm kostbare Juwelen entwendet habe. Der Sohn warte im Vorzimmer, und der Arzt solle ihn in Behandlung nehmen. Sie zahlte auch gleich Vorschuß für eine Anstaltsbehandlung. Dann bat sie den Psychiater, sie durch eine andere Tür des Sprechzimmers zu entlassen, da es ihrem

Mutterherzen tiefen Schmerz bereiten würde, dem bedauernswerten Sohne nochmals zu begegnen. Mit den Juwelen verschwand sie. Es handelte sich um das Bravourstück einer aus kleinen Anfängen hervorgegangenen, durch die Uebung schließlich zur Virtuosa erwachsenen Schwindlerin mit darstellerischer Begabung.

Ein besonderer Typus ist die erotische Hochstaplerin. Sie geht darauf aus, Männer in ihre Netze zu ziehen und auszubeuten.

Die Abarten sind zahlreich. Eine fein gekleidete Dame, die durch reichen Brillantschmuck und einen Blumenstrauß die Aufmerksamkeit auf sich lenkte, gehörte in stark besuchten Weinlokalen in Berlin in der Regel zu den Personen, die vor der Telephonzelle ein Weilchen anstehen mußten. Der große Blumenstrauß, den sie in der Hand trug, führte dann regelmäßig zur Anknüpfung eines Gesprächs mit einem Herrn. Sie gab sich als Schloßherrin aus, als die einzige Tochter eines in Böhmen reichbegüterten Fürsten von Kinski und dessen künftige Alleinerbin. Von einer Südamerikareise zurückgekehrt, hatte sie nach und nach **[122]** ihre flüssigen Geldmittel aufgebraucht und nahm dankbar an, was ihre Verehrer ihr im Hinblick auf die künftige eheliche Verbindung und die Erbschaft vorschossen. Ein Herr, der sie zu heiraten beabsichtigte, opferte so etwa 60 000 Mark. Bei ihrer Verhaftung entpuppte sie sich als früheres Dienstmädchen und spätere Friseurin. Ihre Brillanten erwiesen sich als unecht. Sie ist ein weiblicher Heiratsschwindler, den wir in dieser Gestalt, die sich neben den üblichen männlichen Berufskollegen stellt, noch nicht getroffen haben. Das ehemalige Dienstmädchen tritt mit Erfolg als Fürstentochter auf. Wir erwähnten schon, daß es Mädchen aus unteren Kreisen gibt, die in ihrer Erscheinung und in ihrem Auftreten von Natur einen aristokratischen Zug zu haben scheinen. Sieht man näher zu, so zeigen aber Sprache, Anschauungen und Bildung schnell, daß die aristokratische Abstammung trügerisch ist. Freilich, es gibt Aristokratinnen, deren Gesamterscheinung schließlich wenig „fürstlich“ stimmt. Man sagt der aus unteren Schichten in die Aristokratie durch Verheiratung aufgestiegenen Frau nach, daß sie niemals ihre Herkunft verleugnen könne, was dem Manne leichter gelingt. Die Frau ist nicht so anpassungsfähig wie der Mann und auch deshalb zur Hochstaplerin nicht so befähigt wie er.

Es gibt noch andere Heiratsschwindlerinnen. In den Gerichtsarchiven von Taunton (englische Grafschaft Somerset) findet sich ein Bericht vom Jahre 1746, demzufolge eine Frau Mary Hamilton angeklagt war, weil sie sich, als Mann verkleidet, mit vierzehn verschiedenen Frauen hatte trauen lassen. Ihre letzte „Gattin“, Mary Price, ließ sie verhaften; **[123]** sie wurde „als ungewöhnlich ruchlose Schwindlerin“ zur öffentlichen Auspeitschung und zu sechs Monaten Kerker verurteilt. – Nach Mantegazza wurde 1777 in London eine Frau mit Kerker bestraft, die sich, als Mann verkleidet, dreimal mit verschiedenen Frauen „verheiratet“ hatte.

Zu den erotischen Hochstaplerinnen rechne ich auch eine Dame meiner eigenen ehemaligen staatsanwaltschaftlichen Praxis. Margarete S., Tochter eines bekannten Professors E. in Dresden, war nach Bekundung ihres eigenen Vaters eine sehr gute Tochter bis zu ihrem 24. Lebensjahre. Gleichwohl war sie, im Auslande geboren, erblich belastet. Ihre Großmutter war eine schwer hysterische Frau. Eine Tante mußte in sehr frühem Alter in eine Privatirrenanstalt gebracht werden, und deren Sohn befand sich ebenfalls in einer Irrenanstalt. Zwei mißratene Ehen zogen das Nervensystem der geschiedenen jungen Frau in Mitleidenschaft. Ihre Hochstapeleien bestanden darin, daß sie unter ihrem richtigen Namen in allen möglichen Geschäften teure Stücke für ihre Toilette auf Kredit entnahm, ohne die Mittel zur Bezahlung zu besitzen. Ebenso begab sie sich wochenlang auf Reisen, wohnte und lebte sehr gut in ersten Hotels, bis sich ihre Zahlungsunfähigkeit herausstellte. So kam sie in erster Instanz zur Verurteilung wegen Betrugs, später auch wegen Erpressung und versuchter Nötigung. Der Gerichtsarzt erklärte sie für entartet. Sie leide an außerordentlicher Selbstüberschätzung und sei von ihrer Unwiderstehlichkeit den Männern gegenüber fest überzeugt. Ihren Charakter und Geist kennzeichneten Mangel an Wirtschaftlichkeit, Verschwendungssucht, **[124]** Unfreundlichkeit, außerordentliche Undankbarkeit, Mangel an ethischem Empfinden und Urteilsschwäche. Sie betonte wiederholt, daß sie eine anständige Frau sei und nichts dafür könne, daß sie schön, schick und temperamentvoll sei. Ihre Schönheit habe sie in Dresden sogar um eine Stellung im Zentraltheater als Schauspielerin gebracht. Der Direktor habe ihr erklärt, daß sie mit ihrer Schönheit alle Kolleginnen in den Schatten stellen würde, weshalb er sie nicht engagieren könne. Die Aerzte erklärten sie zunächst nur für vermindert zurechnungsfähig. Auf ihre Berufung hin aber wurde sie freigesprochen, weil die Aerzte mit der Zeit doch die Ueberzeugung gewannen, daß ihre Zurechnungsfähigkeit zweifelhaft sei. Mit diesem Freibrief in der Hand setzte bei Margarete S. eine neue

Betrugsperiode ein. In den ersten Geschäften Dresdens stattete sie sich aufs neue vornehm aus, kaufte auf Kredit seidene Kleider, Samtmäntel, Strümpfe, feinste Unterwäsche usw. „Schicken Sie die Rechnung an Herrn Staatsanwalt Dr. Wulffen, er bezahlt für mich alles!“ war ihre Erklärung in den Modeläden.

Prompt erhielt ich alle Rechnungen über diese schönen Dinge von den Geschäften zugesandt. Dazwischen bombardierte sie mich mit duftenden Briefen, in denen sie mich (allerdings ohne sich meiner Gegenliebe zu versichern!) sehr energisch aufforderte, sie, die ich durch meine fehlgeschlagenen Anklagen so stark kompromittiert habe, vor der Welt zu rehabilitieren und endlich zu heiraten. Sie schrieb auch einen Brief an den damaligen deutschen Kaiser; er möchte ein Machtwort [125] sprechen und mich veranlassen, mich von meiner Frau scheiden zu lassen und ihr die Hand fürs Leben zu reichen. Schließlich trieb sie es ganz toll. Sie reiste in den deutschen Großstädten umher und lebte sehr kostspielig in den ersten Hotels, so beispielsweise im „Russischen Hof“ in München usw. Sie bezahlte nicht, sondern brachte es fertig, den Hoteldirektor glauben zu machen, daß der Dresdner Staatsanwalt Dr. Wulffen die Hotelrechnung begleichen würde. Dies begründete sie folgendermaßen: Der Staatsanwalt habe gegen sie eine Reihe verfehlter Anklagen erhoben, schließlich sei sie mit Recht als unschuldig freigesprochen worden. Die sächsische Staatskasse sei verurteilt worden, die Kosten zu tragen, folglich auch die Kosten der Vergnügungsreise, die sie zur Beruhigung ihrer Nerven habe unternehmen müssen, um sich von dem ihr aufgedrängten Strafverfahren und der erlittenen Untersuchungshaft zu erholen. Noch erstaunlicher aber als diese Kühnheit der Behauptung war der Erfolg: einige Direktoren erster Hotels ließen mir tatsächlich die großen Rechnungen mit der näheren Begründung zugehen und baten um Begleichung! Margarete S. ist zu Anfang des Weltkrieges in einer Irrenanstalt gestorben.

Damit sind wir bei den psychopathischen Hochstaplerinnen angelangt, unter denen die hysterischen eine hervorragende Rolle spielen. Mit der Hysterie – kurz gesagt einer Erkrankung mit verschiedenen körperlichen und seelischen Ausfallserscheinungen – pflegen Uebertreibungen, unbewußte und bewußte Erinnerungsfälschungen, Lügenhaftigkeit und theatralische Neigungen verbunden zu sein. Die Voraussetzungen [126] für phantastische Schwindeleien sind also ohne weiteres gegeben.

Die dreiundzwanzigjährige hysterische Cölestine Wurm litt seit ihrem siebenten Lebensjahre an Geschwüren und Wunden und war fast immer an das Bett gefesselt. Als die religiöse Oekonomsfamilie Korn an ihrem Schicksal Anteil nahm und sie beschenkte, beschloß Cölestine unter Beistand ihrer Eltern, diese Güte gründlich auszunutzen. Sie erzählte Korns, deren verstorbene Tochter Ursula sei ihr im Traum erschienen, habe über ihr Leiden im Fegefeuer geklagt und gebeten, die Eltern Korn möchten ihr Opfer bringen und ihre Aussteuer, die ja auf Erden nicht zur Auszahlung komme, in den Himmel nachsenden. Der gläubige Vater Korn übergab Cölestine 1000 Mark Bargeld zur Uebermittlung an Ursula. Cölestine vermittelte im Fortgange zwischen Korns und dem Himmel einen regelrechten Briefwechsel, im ganzen fünfzig Briefe Ursulas an ihre Eltern und dreißig Briefe dieser an ihre verstorbene Tochter. Diese „Himmelsbriefe“ schrieb alle Cölestine selbst auf schönen, goldgeränderten Briefbogen, die ihre schlaue Mutter zu diesem Zwecke einkaufte. So dankte Ursula für die ihr gesandte Photographie ihrer Schwester Lina; im Himmel sei das Bild dreimal so groß wie auf der Erde. Ursula sicherte zu, auch ihr Lichtbild gelegentlich schicken zu wollen. Dann teilte sie aus dem Himmel mit, daß sie dort sich verlobt, vermählt und ein Knäblein geboren habe und bat um Geld und Ausstattung. Weil gerade „zwei wunderschöne Bettstättlein mitsamt den Betten und zwei prachtvollen goldenen Kannen“ für den Spottpreis [127] von zehn Mark im Himmel zu haben wären, möchten die Eltern das Geld durch Vermittlung Cölestines schleunigst schicken. Der „Engel“ Joseph Förster, Ursulas „himmlischer Gatte“, von dem sie sehr bald zum zweiten Male Mutter wurde, dankte aus dem Himmel für gesandte Kartoffeln, die ausgezeichnet geschmeckt hätten, und für die Kindertrompete, welche die Großeltern geschickt hatten. Später dankte auch die Mutter Maria eigenhändig in einem Briefe für gespendete 2500 Mark. „Wir haben Euch wieder vor einem großen Unglück beschirmt, denn es wären Euch zwei Kühe zugrunde gegangen, wenn ich nicht sofort fünfzig Engel ausgesandt hätte.“ Schließlich schrieb sogar Jesus Christus an Korns. Auch er bat regelmäßig um Geld. Dafür gab er allerhand Zusicherungen. Er gelobte, dem Hermann Korn beizustehen, damit er nicht zu den Soldaten käme. Ein andermal schrieb er: „Oh, liebe Stellvertreter Gottes auf Erden, ich habe es wohl gehört, wie Ihr so traurig zu der kranken Cölestine gesagt habt, wenn nur erst die alte Großmutter einmal sterben möchte. Lasset den Mut nicht sinken, ich werde die Großmutter einmal unverhofft holen!“ Die Eheleute Korn, die als sehr beschränkt galten, wurden auf diese Weise um 8000 Mark betrogen. Die Eheleute Wurm wurden deswegen

im Jahre des Heils 1898 vom bayrischen Landgericht Kempten wegen Betrugs und Hehlerei verurteilt.

So aktengemäß getreu berichtet und dargestellt. Charakteristisch ist, wie die hysterische Veranlagung bei Cölestine den Zusammenhang mit dem Religiösen und Sexuellen findet, in welchem ihre Phantasien **[128]** geradezu schwelgen. Der Vergleich mit Gerhart Hauptmanns armseligen Bettelkind Hannele Mattern („Hannles Himmelfahrt“) liegt nahe. Hannele träumt in ihren Fieberträumen, daß sie mit dem Lehrer Gottwald, der in der Christusgestalt erscheint, verlobt ist. Auch Hannele ist ein hysterisches Mädchen. Auch in diesem Falle als echt weiblich das Ausleben der Phantasien in einem Briefwechsel und das theatralische Spiel mit einer ganzen Reihe Personen. Das Ausleben ihrer religiösen und versteckt sexuellen Phantasien war für Cölestine auf ihrem Schmerzenslager der Hauptbeweggrund ihres Treibens. Welchen Gedanken hätte sich die Kranke anders hingeben sollen, als an ihre freudlose unerotische Mädchenschaft und der Erwartung künftiger himmlischen Freuden? Obwohl sie den Glauben an die ewige Seligkeit besaß, stand sie doch nicht an, diese mit Unwirklichkeiten zum Zwecke des Betrugs auszufüllen. Dabei wäre es aber nicht unmöglich, daß sie sich in ihrer Einfalt die Seligkeit so, wie sie in ihren Briefen sie beschrieb, vorgestellt hätte. Vielleicht hoffte sie auch, im Himmel gefreit zu werden und Mutterfreuden zu genießen. Das Schwelgen in solchen Phantasien verschönte ihr das Krankenlager.

So finden wir im nüchternen Leben wie in der Dichtung ein Reich des schönen Scheins, in das wir Menschen, in das ganze Völker sich flüchten. Dem Menschen ist gegeben, nicht nur zu sein, auch zu scheinen. Er trägt eine ewige Sehnsucht in sich, zu scheinen, anders und mehr zu scheinen, als er in seiner Armseligkeit zu sein vermag. Deshalb regiert auch der Schein als in gewissem Sinne unabänderliches Gesetz **[129]** das Leben und die Welt. Seit Jahrhunderten, seit Jahrtausenden in Geschichte und Welt immer Masken, immer Gestalten, die vorgegeben werden. Fürsten und Priester, der Staatsmann, Soldat und Beamter, der Arzt und Gelehrte, der Kaufmann und Künstler, alle geben sie etwas vor, was sie nicht sind.

Wer jedoch dürfte die Hand aufs Herz legen und beteuern, er sei immer ganz echt? Viele geben sich Mühe – es ist wahr – der Verkleidung, die Zwang, Gelegenheit, Zufall, innerer Drang sie wählen ließ, gerecht zu werden. Aber keiner kann mit der Maske einen anderen Menschen anlegen. Jeder verfolgt in der täuschenden Hülle, oft unbewußt, seine eigenen kleinlichen Zwecke. Dann gibt es andere, kaleidoskopische Seelen, Vexiergemüter, Proteusgestalten, Chamäleonnaturen: durch ihre Veranlagung klafft ein Riß. Mit der glänzendsten Darstellung verbindet sich die Unfähigkeit, auf dem Mummenschanz des Daseins sich dauernd zu behaupten. Sie reden dazwischen, sie verraten sich selbst, sie gestehen ein, was andere, Minderbegabte, vermeiden. Da reißt ihnen der Festordner des Mummenschanzes, der Marschall (oder auch der Staatsanwalt!) die Maske vom Gesicht – und zwischen diesen allen steht der Hochstapler mit seiner schillernden Begabung, der aus seinem Wörterbuch so gern das Wort „unmöglich“ gestrichen hätte. Sucht zu glänzen, werfen wir ihm vor, zu blenden, im Golde zu wühlen, im Lichtermeere von Juwelen zu wandeln, durch äußeren Schein zu täuschen, ohne innere Berechtigung hohe Personen und Aufgaben vorzugeben. Ist er damit nicht ein Kind der Zeit? der **[130]** Welt? der Geschichte? „So wie ich bin, seid ihr alle!“ ruft er uns zurück. „Die Goldleidenschaft will euch die Sinne verwirren, wahrn eure Seelen und eure Vernunft! Der Hochstapler, der Schelm, hat seine Mission, der Hochstapler, der Schelm, hält euch den Spiegel vor!“

[[131]]

**Mensch und Maske**  
Von Lisa Barthel-Winkler<sup>21</sup>

©

---

<sup>21</sup> Die bekannte Berliner Romanschriftstellerin, deren geistvolle Bearbeitung und Ergänzung der Werke Sir John Retcliffes gegenwärtig in Literaturkreisen Aufsehen erregt. Die Herausgeber.

## Die Spaltung des Ich

Von Dr. Ernst Altendorff

### I.

#### Grundlegendes – Literarhistorisches

Karl Mays Lebensbeichte ist mit „Ich“ überschrieben. Es wird damit angedeutet, daß er nicht nur äußere Ereignisse berichten will. Im Mittelpunkt steht ihm vielmehr seine Persönlichkeit, der er als einem Rätsel ins Auge schaut. Wie konnte er, dessen Blut zu Gott, zu allem Guten und Schönen von Kindheit an aufwärts strömte, straucheln? Wie ward er zum „Verbrecher“? Warum muß ein Antlitz, Gott zum Bilde geschaffen, im Spiegel der Selbsterkenntnis zur häßlichen Fratze sich verzerren? Vom Fausterlebnis der zwei Seelen, das keinem Menschen erspart bleibt, ward May tiefer erschüttert als die meisten: sein besseres Ich strebte zu reinen Höhen, sein böses sank in Staub und Niederung. Aus den Urtiefen unseres Geschlechts taucht die alte leidvolle Weisheit auf: keiner von uns ist ein Ganzes, alle sind wir in tiefster Seele gespalten, zerrissen. Keiner – mag er noch so einsam sein – ist allein: ihn begleitet sein Doppelgänger.

Der Alltag versteht unter Doppelgängern Menschen, die sich täuschend ähnlich sehen. Solcher Zufall äußerlichen Naturspiels ist wenig geheimnisvoll. Fassen **[141]** wir dagegen doppeltes Sein als seelisches Rätsel, dann stehen wir plötzlich einem schweren Problem gegenüber. Ihm naht der sinnenstrenge Naturforscher bedächtiger als der Jünger der kühneren Geheimlehren. Die experimentelle Pathopsychologie leugnet die Erscheinungen der Persönlichkeitsspaltung nicht, sie anerkennt aber nur eine subjektive Halluzination. Eine neue Richtung ist dieser Art der Forschung seit kurzem durch die psychoanalytische Methode [Sigmund] Freuds und seiner Anhänger gegeben worden. Die „transzendente Psychologie“ dagegen, die besonders von [Carl] du Prel gefördert worden ist, dringt von der übersinnlichen Seite zum Problem vor.

Der Okkultismus behauptet die Existenz des „Astralleibes“. Dieser kann sich unter gewissen Voraussetzungen vom Körper trennen. Zum Beweis dienen Wahnsinnige und Somnambulen, die sich häufig doppelt fühlen und sehen. Auch bei Gesunden ist solche Absonderung des Astralleibes möglich. Sie erfolgt nicht etwa immer unwillkürlich, sie kann auch von besonders Veranlagten mit Bewußtsein absichtlich herbeigeführt werden. Der Astralleib als Doppelgänger nimmt dann zuweilen stärkste Sichtbarkeit an; er wird nicht nur vom betreffenden Menschen selbst, sondern auch von anderen beobachtet.

Warum ist die Erscheinung des vom Körper sich loslösenden Doppelgängers so grauerregend? Sie ist es, weil der sittliche Zusammenhang unseres Wesens unterbrochen, unser Selbstbewußtsein vernichtet wird. Und schlimmer: die sittliche Freiheit ist zerstört. Denn der einheitliche Wille, der ihre Voraussetzung ist, besteht nicht mehr. Der Mensch hat nun seine Herrschergewalt **[142]** mit einem anderen zu teilen, den er aus sich gebär. Alltägliche Beobachtungen zeigen unser Ich gespalten. Wir lesen, und plötzlich schweift unsere Phantasie ins Weite. Wohl läuft noch das Auge die Reihe der Lettern entlang, aber es geschieht mechanisch, mit dem Unterbewußtsein. Unser waches Ich weilt nicht bei dem Buch und seinem Sinn. Ausgeprägter ist die Spaltung beim Nachtwandler. Sein Unterbewußtsein ist selbständig geworden, indes der vom Willen regierte Verstand schläft. Solcher Dämmerzustand kann sich in dem Grad steigern, daß dem Betroffenen völlige geistige Klarheit vorgespielt wird. Von eigenartigen Schicksalen berichten da gelegentlich die Zeitungen. Ein Kaufmann ist plötzlich verschwunden. Nach langer Zeit entdeckt man ihn in einer fremden Stadt, wo er ein anderes Geschäft führt. Aertzliche Kunst erweckt ihn mühsam und führt ihn in sein früheres Leben zurück. Der Dämmernde hat ebensowenig von seinem Austritt aus sich selbst etwas geahnt wie die Leute, die in der neuen Umgebung mit ihm verkehren. Denn das Wesen und die Fähigkeiten der Traumwandler passen sich der veränderten Umwelt völlig an.

Sehr deutlich zeigte sich das bei einem leitenden Beamten des Ostseestädtchens Usedom. Dieser war Anfang 1913 plötzlich verschwunden und tauchte nach einigen Monaten in der französischen Fremdenlegion wieder auf. Er hatte die frühere Stellung vergessen, den Namen gewechselt und den neuen Aufgaben gemäß gelebt. Niemand hätte sein wahres Wesen erkannt, wenn nicht schließlich gewisse Zufälle zum Erwachen des Kranken geführt hätten.

**[143]** Von krimineller Bedeutung ist „der Fall Angerstein“, der zu Ende des Jahres 1924 Schrecken erregte. Dieser Siegener Bürger war als rechtschaffen und kirchlich gesinnt bekannt. Er galt als geschäftstüchtig, sein Privatleben schien untadelig. Derselbe Mann ermordete plötzlich seine Familienangehörigen und andere, die ihm nahestanden. Die Opfer, die er sich wählte, hatten ihm nichts zuleide getan. Kein hinreichender Grund für das Blutbad lag vor, dessen Grausigkeit durch nachträgliche Brandstiftung noch besonders gesteigert wurde. So ist [Fritz] Angerstein ein Beispiel für jene Naturen, in denen die Macht des Bösen lange gebunden bleiben kann. Ein geringfügiger Anlaß – bei Angerstein schwierige Geschäftslage – genügt dann, um das niedere Ich aus seinen Fesseln zu lösen.

Keine Zeit der deutschen Geistesgeschichte hat sich mit den Rätseln der Seelenspaltung so ernsthaft auseinandergesetzt wie die Romantik. Diese gestaltete den Gedanken von der Zweiheit alles Seins, den das Mittelalter religiös gewendet hatte, in eigentümlicher Weise um. Die Mystiker vergangener Jahrhunderte hatten von dem höheren Ich, das den Flug zu Gott nahm, das tierische unterschieden, das zum Teufel und zur Sünde strebte. Der sittliche Gehalt dieser Anschauung ist für die romantisch gestimmten Dichter und Denker um 1800 belanglos. Ihr Ziel ist nicht der Mensch als moralisches, sondern als harmonisches Wesen. Bedingung jeder Harmonie ist Einheit, Ausgleich der Gegensätze. Diese werden nur dadurch überwunden, daß sie miteinander verbunden werden. So scheint dem Romantiker das Hin- und Herpendeln **[144]** von einem „Pol“ zum andern die ersehnte Einheit und Harmonie nahe zu bringen. Die wandelbare Natur eines Proteus wird zum Ideal. „Wie ich beharre, bin ich Knecht.“ [Goethe, „Faust“] So wird volle Bewegungsfreiheit und unendliche Bestimmbarkeit für den einzelnen gefordert. Die letzte Forderung ist, daß jeder sich auch über sich selbst müsse erheben können. Die Lehre [Johann Gottlieb] Fichtes von der „intellektuellen Anschauung“ wird philosophische Stütze dieser Forderung. Das Ich soll sich selbst betrachten, seinem Spiel soll die Beobachtung gelten. Schließlich begnügt sich der Romantiker nicht mehr mit der Rolle des Zuschauers. Nun will er das Ich auch lenken und willkürlich beeinflussen. So kommt Novalis zu seinem „magischen Idealismus“ und damit an die Grenzen des Wahnsinns. Er glaubt, durch die Macht des Gedankens sogar Dinge der Körperwelt zu beeinflussen, ja er vermeint, sterben zu können durch den Willen allein.

[Ludwig] Tieck hat in seiner Frühzeit die Romangestalt des Wilhelm Lovell geschaffen. Dieser geht noch über die Spaltung des Ich hinaus. Er zweifelt an der Wirklichkeit von Außen- wie Innenwelt, läßt nur sich selbst noch gelten. So wird von allen Seiten her der Boden der Wirklichkeit untergraben, die Phantasie zur Herrin erhoben.

Alle diese Vorstellungen hängen mit seelischen Störungen irgendwelcher Art zusammen. Da zu diesen auch das Doppelgängertum gehört, beschäftigt man sich mit ihm gern, so Jean Paul in den Romanen Hesperus, Siebenkäs und Titan. Das letzte Werk nimmt Stellung gegen Fichte. Dieser hatte ja vom Ich als Subjekt ein anderes abgespalten, das sich **[145]** selbst zum Objekt macht. Denn es schafft aus sich heraus die Welt. Von solch „intellektueller Anschauung“ gefangen, wird Schoppe im „Titan“ aus Angst vor sich selbst wahnsinnig. Damit will Jean Paul zeigen, wohin der transzendente Idealismus bei strengster Folgerichtigkeit führen muß.

[Friedrich Wilhelm] Schelling hat mit seiner Naturphilosophie die mystischen Neigungen der Romantiker bestärkt. Ihm ist die Natur eine bewußte Intelligenz. Die Erforschung des Stufenganges, in dem der Aufstieg zum Bewußtsein vor sich geht, begann, anziehende Aufgabe zu werden. Den unbewußten Untergrund des bewußten Lebens psychologisch zu erforschen, versucht G. H. [Gotthilf Heinrich] v. Schubert – als Hohensteiner Kind dem Geburtsort Karl Mays benachbart. Die „Nachtseite der Natur“ will er studieren. Seine Werke über diese dunklen Gebiete haben stark auf die Zeit gewirkt. 1808 erschienen seine „Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft“ und 1814 die „Symbolik des Traumes“. Ekstase und traumähnliche Zustände werden als Wege zu Offenbarungen gepriesen. Justinus Kerner gar will in Wahnsinn und Epilepsie neue Erkenntnisquellen finden. Selbst Goethe bleibt nicht unberührt vom Zuge der Zeit. In den „Wahlverwandtschaften“ werden die Gesetze chemischer Verwandtschaft symbolisch mit Vorgängen seelischer Art verknüpft.

Heinrich v. Kleist läßt im „Prinzen von Homburg“ den Schlafwandlerzustand eine wichtige Rolle spielen. Im „Käthchen von Heilbronn“ besucht sogar der Graf von Strahl seine Geliebte als Doppelgänger. Des Novalis berühmter Roman „Heinrich von Ofterdingen“ stellt einen Fall zeitlicher Ich-Verdoppelung **[146]** dar. Der Titelheld steigt in eine Berghöhle hinab. Dort findet er ein seltsames Buch, das ihn in verschiedenen



Lebenslagen abbildet. Er erkennt, daß es ihn selbst in seiner Vergangenheit und – wie er ahnt – auch in seiner Zukunft widerspiegelt. Bei keinem Dichter aber der deutschen Romantik kommt das Doppelgängertum in allen seinen Spielarten so häufig vor wie bei E. Th. A. [Ernst Theodor Amadeus] Hoffmann<sup>22</sup>. Ihn können wir geradezu als Klassiker dieses Stoffgebietes bezeichnen.

Schon durch sein Leben war E. Th. A. Hoffmann auf ein dualistisches Weltbild hingewiesen. Zwiespältig ist bereits seine Jugend. Er ist das Kind geschiedener Eltern. Seine körperliche Beschaffenheit tut ein übriges. Er ist von vornherein auf Selbstbeobachtung eingestellt. Seinen kleinen, häßlichen Leib sieht er sozusagen als Spiegelbild neben sich. Dieses steht in schreiendem Widerspruch zu den feierlichen Worten des Dichters. Aus solch beschämendem Zustand rettet sich Hoffmann durch die „romantische Ironie“. Sich über sein Ich erhebend, treibt er Selbstschau. Dabei verzerrt sich ihm oft alles, als sähe er in einen Hohlspiegel. Was um ihn ist, verliert seine Starrheit, bekommt ungeheure Größe und Beweglichkeit. So wächst das Grauen aus den Dingen. Das Spiel mit der Umwelt und dem eignen Gehirn führt zu den kühnsten Vorstellungen. Die umgebenden Menschen werden zu Splintern des eignen Ich.

[147] Hoffmann ist auf einem Ball und schaut den wirbelnden Paaren zu. Da ist es ihm, als sähe er sein Ich durch ein Vervielfältigungsglas. Alle Gestalten, die sich um ihn bewegen, sind Ichs, und er ärgert sich über ihr Tun und Lassen. So schafft des Dichters Gehirn eine endlose Kette von Spiegelungen. Das Gefühl durchschauert den Verwirrten: „Ich bin nicht mehr unteilbar, kein letztes, besitze keinen Eigenwert.“ Das Wort Hoffmanns vom „gespenstischen Philistrismus“ wird hier verständlich. Der Anblick einer ungeschiedenen Menge ist ihm unheimlich. Denn alle scheinen einander gleich, sind Doppelgängernaturen.

Die Gestalten in Hoffmanns Dichtungen entsprangen nicht nur dem freien Spiel der Phantasie, sondern auch eigenem furchtbaren Erleben. Darüber gibt sein Tagebuch Auskunft. So schreibt er einmal: „Alle Nerven exzitiert von dem gewürzten Wein – Anwendung von Todesahnen – Doppelgänger.“ Hoffmann, pathologisch schwer belastet, wird von Angst gejagt. Der Wahnsinn lauert auf ihn und wird ihn noch einmal zerreißen. Das fürchtet er genau so wie der Kapellmeister Kreißler, den er sich gleichsam als Doppelgänger geschaffen hat. Hoffmann gestaltet aus innerer Not diejenigen seelischen Störungen, bei denen das Gehirn zum wüsten Flammenkreis wird. Er schreitet auf dem Grenzgrat, der neben dem Abgrund des Wahnsinns hinläuft.

Der Körper hat nur als Betätigungsfeld für den Geist Berechtigung. Die Doppelheit der Erscheinungen läßt eine unsichtbare Welt ahnen. Von deren Wirkungen [148] kennen wir zwar einige, über ihr wahres Wesen aber wissen wir nichts. Nur zu einer Wahrheit dringt heiliger Glaube vor: Jenseits der Erscheinungswelt liegt das Leben in der Poesie. Dieser – und nur ihr – offenbart sich der heilige Einklang aller Wesen als tiefstes Geheimnis der Natur. Mit solchem Gedanken endet das Märchen vom goldenen Topf. Hoffmanns Dualismus mündet also schließlich in Monismus, den Anschauungen der Romantik gemäß. So lehrt etwa auch G. H. v. Schubert, daß die Menschheit ursprünglich als Einheit lebte, dann sich entzweite und am Ende dieser Tage auf religiös-mystischem Wege zur Einheit zurückgeführt werden wird. Für Hoffmann ist es die Kunst, die aus der Zwiespältigkeit führt. Sie mit ihren herrlichen Gaben, Humor und Ironie, stellt die Einheit wieder her. Ein Riß geht durch die Menschheit, hier der Künstler, dort der Philister. Der im Alltag Gebundene überspringt die Kluft nie, der Künstler allein vermag es. Denn nur er trägt die höchsten Werte in sich. Kunst ist nicht eine Beschäftigung neben anderen, sondern sie ist Schicksal schlechthin. Diese Ueberzeugung hat Hoffmann besonders in seinen Märchen und mythenhaften Erzählungen gestaltet. Er schafft dann Doppelpersönlichkeiten, die zwar auf der Erde wandeln, mit der anderen Hälfte ihres Wesens aber dem Reich der Poesie angehören.

Mannigfach sind die Möglichkeiten, das Doppelgängermotiv dichterisch zu verwerten. Schatten, Porträt und Spiegelbild sind Verdopplungen, die das Auge erfaßt, der Phonograph und das Echo wirken aufs Ohr. Beide Erscheinungsarten gehören dem [149] Raum an. Zeitlich verdoppeln kann sich der Mensch, der, seine Erinnerungen niederschreibend, sein Leben sich nochmals nahe bringt. Auf höherer Ebene stehend, gehört auch der Glaube an Wiedergeburt und Seelenwanderung hierher. Verdoppelung nicht eigener, sondern fremder Persönlichkeit liegt vor, wenn etwa eine verlorene Geliebte in einem anderen

---

<sup>22</sup> Zum folgenden siehe besonders A. Krams: „Beiträge zum Doppelgängermotiv bei E. Th. A. Hoffmann“. Schulprogramm Trautenau, Schuljahre 1913/1915.

wesensähnlichen Mädchen wiedergefunden wird. Willkürlich schließlich wird ein Mensch nachgebildet, wenn Automaten oder Puppen hergestellt werden.

Meisterhaft ist das Spiel, das E. Th. A. Hoffmann mit diesen verschiedenen Abarten seines Lieblingsstoffes treibt. Aus der Fülle seien einige besonders kunstreiche Erzählungen herausgegriffen<sup>23</sup>.

Täuschende Aehnlichkeit, die zunächst rein körperlich ist, wendet „Der Artushof“ ins Mystische. Traugott ist ein guter Maler, aber schlechter Kaufmann. Während er eigentlich Geschäfte zu erledigen hätte, vertieft er sich ganz in ein Bild, das im Börsensaal von Danzig, eben im Artushof, ausgehängt ist. Gerade hat er das Bild abgezeichnet, da sieht er die beiden darauf wiedergegebenen Gestalten vor sich stehen. Es ist ein wahnsinniger Maler Godofredus Berklinger und seine Tochter Felicitas. Meisterhaft breitet der Dichter ein geheimnisvolles Halbdunkel über die Zusammenhänge. Es bleibt zunächst ungewiß, ob das merkwürdige Ereignis Tatsache ist, oder ob es vielleicht nur der überhitzten Phantasie **[150]** Traugotts entspringt. Erst später klärt sich alles. Nicht Aehnlichkeit von Mensch zu Mensch, sondern von Bild zu Mensch besteht hier. Zugleich liegt zeitliches Doppelgängertum vor. Denn in wunderbarer Weise sind der wahnsinnige Berklinger und seine Tochter den längst verstorbenen Personen auf dem Bilde ähnlich. Traugott sucht Felicitas, deren Spur er verloren hat, in Italien. Aber der Liebe eines Künstlers blüht nichts als Verzicht. Ein Ideal, das man heiratet, sinkt zu platter Bürgerlichkeit herab. So ist es nur gut für Traugott, daß er nach der Rückkehr seine Felicitas als eine wohlversorgte Kriminalrätin wiederfindet. Ersatz bietet die in Italien gewonnene Dorina. Sie ist in fast vollkommener Aehnlichkeit die Doppelgängerin der Felicitas. Traugott fährt wieder nach Italien, um Dorina zu heiraten. Er darf das, ohne seinem Künstlertum zu schaden. Denn er vereinigt sich nicht mit dem Urbild des Ideals, sondern nur mit dessen Abbild. Zudem bleibt es ungewiß, ob er seine Absicht überhaupt ausführen wird. Jedenfalls aber liegt hier eine Verdoppelung der Geliebten im oben gekennzeichneten Sinne vor.

Angeborene körperliche Aehnlichkeit, die zugleich eine Spaltung des Bewußtseins hervorruft, ist das Problem in den „Elixieren des Teufels“. Die Spannung dieses glänzend aufgebauten Romans wird dadurch verstärkt, daß die Zusammenhänge erst am Schluß aufgedeckt werden. Medardus und Viktorin sind, ohne es zu wissen, Halbbrüder. So erklärt sich ihre Aehnlichkeit natürlich. Beide erkrankten, vom Vater erblich belastet, an seelischen Störungen. Medardus weckt den am Abgrund liegenden Viktorin **[151]** und glaubt, dadurch dessen unschuldiger Mörder geworden zu sein. In Wirklichkeit ist der Abgestürzte durch den Fall nur wahnsinnig geworden. Medardus hat nun die Kleider Viktorins angezogen und spielt in verbrecherischer Weise dessen Rolle. Viktorin dagegen hat sich in die Mönchskutte gekleidet, die Medardus an der Unfallstelle zurückließ. Bis hierher geht alles natürlich zu. Nun aber tritt bei beiden eine Ich-Spaltung ein. Der arme Wahnsinnige glaubt, tatsächlich ein Mönch zu sein. Noch verwickelter gestaltet sich die Ich-Verwirrung bei Medardus. Sie wird dadurch gefördert, daß Medardus von Euphemie für ihren Liebhaber Viktorin, von anderen aber eben für Medardus gehalten wird. Diese Verwirrung äußert sich in einer furchtbaren Wahnvorstellung, die Medardus im Schloß hat. Er sieht Viktorin vor sich und hört ihn sprechen. Erst später erfährt er, daß alles nur das Werk seiner erhitzten Phantasie war. Ein Fall von „Gedankenlautwerden“ liegt vor. Die Gedanken, die Viktorin aussprach, waren die des Medardus selbst, dessen Unterbewußtsein sie entstammten. Sie sind aus ihm herausgetreten, sind gegenständlich geworden.

Immer tiefer gerät Medardus in Verwirrung. Daß sein Doppelgänger krank und wahnsinnig ist, dünkt ihn furchtbarer als alles. Er durchlebt einen Wachtraum. Sein Ebenbild im Kapuzinerkleid setzt sich neben ihn ans Bett und ängstet ihn mit schauerlichen Worten. Wie er erwacht, ist das Gespenst noch da, aber es scheint ihm nun die Züge eines von ihm Ermordeten, Hermogens, zu tragen. Auch im gemütlichen Försterhaus findet Medardus keine Ruhe. Denn er **[152]** trifft dort einen wahnsinnigen Mönch, den er für Hermogen hält, der aber in Wirklichkeit Viktorin ist. Es enthüllt sich, daß dessen Lebensschicksale ganz dieselben sind wie die des Medardus, nur daß alles vom Wahnsinn verzerrt ist. So besteht ein geheimnisvoller Zusammenhang zwischen den beiden. Körperlicher Doppelgänger und ins Leben getretenes zweites Ich wachsen zusammen. Medardus verschmilzt mit seinem Doppelgänger in eins. Dieser steigt, als sein Urbild im Gefängnis sitzt, aus dem Boden herauf und stößt schauerliche Hohnworte aus. Dann macht Medardus den Viktorin für einen Mord verantwortlich, den er selbst begangen hat. Schließlich kann er sich

---

<sup>23</sup> Unter Hinweis auf die weiteren Darstellungen des Verfassers sei erwähnt, daß zu Karl Mays Lieblingsdichtern der „Teufelshoffmann“ (wie er ihn nannte) zählte. Die Herausgeber.

überhaupt nicht mehr von dem Phantom trennen. Neben ihm läuft das widerliche Kichern und Stöhnen her, das ihn zum Mord antreibt. Den Viktorin, der zum Richtplatz geführt wird, zerrt Medardus zum Wagen heraus. Und nun folgt der furchtbare Doppelgängertritt. Medardus muß das Gespenst seiner selbst durch den mondlichtüberfluteten Wald tragen. Am Schluß tritt wieder das Motiv des körperlichen Doppelgängers in den Vordergrund, von dem der Roman ausgegangen war. Viktorin hat sich für Medardus gehalten und dadurch sein eigenes Ich völlig verloren. Er tötet die Braut seines Bruders, die er für seine eigene hält, und führt damit nur aus, was Medardus zu gleicher Zeit gedacht hat.

In den „Elixieren des Teufels“ wird der dem Menschen angeborene Zwiespalt sinnbildlich gestaltet. Das gute und das böse Prinzip werden verkörpert. Beide Gegenspieler unterliegen der Ich-Zersetzung und sind dadurch gewissermaßen miteinander verzahnt. So **[153]** wirken sie ständig gegeneinander. Der Doppelgänger des Medardus ist gleichzeitig dessen böses Gewissen. Er erscheint stets dann, wenn sein Urbild eine sittliche Entscheidung zu treffen hat.

Auch der Goldschmied Cardillac in der Novelle „Das Fräulein von Scudéri“ kennt die Scheidung seiner Seele in gut und böse. Aber bei ihm spielt sich der Kampf in der innersten Brust ab. Leibhaftig erscheint ihm sein Doppelgänger nicht. Cardillac hat eine unbezähmbare Gier nach Gold. Diese gewinnt schließlich Uebermacht über sein besseres Ich. Die Schmucksachen, die er tagsüber gefertigt hat, holt er sich bei Nacht durch Raub und Mord zurück. Die furchtbare Anlage Cardillacs reicht bis in dessen vorgeburtliches Leben zurück. Seine Mutter hat sich einst in ein glänzendes Geschmeide „versehen“, während sie das Kind unterm Herzen trug. Cardillac handelt wie ein von Wahnideen Besessener unter Zwangsvorstellungen. Sein besseres Ich hat keinen Anteil an den Schandtaten. All dies sind Züge, die der romantischen Vorliebe für die „Nachtseiten der Natur“ entsprechen.

Ein Doppelleben führt auch die Gräfin Aurelie in der Skizze „Vampirismus“. Sie ist bei Tage die treue Gefährtin ihres Gatten. Bei Nacht aber verwandelt sie sich in ein teuflisches Wesen, das die Leichen aus den Gräbern zerrt und sie verschlingt. Auch hier ist der Trieb zum Verbrechen ererbt.

E. Th. A. Hoffmann kennt märchenhafte Doppelpersönlichkeiten, die zwei Reihen angehören<sup>24</sup>. Sie **[154]** leben als „Philister“ unter den anderen, erheben sich aber trotzdem zu den Gefilden ewiger Wahrheit und Schönheit, tauchen in die Welt des Mythos. Dieser Teil ihres Wesens kann nur von bevorzugten Sonntagskindern gewahrt werden, und er stellt die abstrakte Idee des Helden dar, zu dem damit eine Art Doppelgänger geschaffen ist. Die Doppelpersönlichkeit führt, soweit sie ins Ueberirdische ragt, ein Leben von allgemeiner und höchster Bedeutsamkeit. Ihr mit dem gewöhnlichen Menschenverstand wahrnehmbarer Teil versinkt dagegen in den Alltag. Eine solche Gestalt wird zur „Mittlernatur“, wenn sie andere, die besonders begnadet sind, einen Blick aus der Prosa in die Welt der Poesie tun läßt.

Das bedeutendste Werk Hoffmanns, das Doppelpersönlichkeiten darstellt, ist das Märchen „Der goldene Topf“. Zwei Mittlernaturen umgeben den Studenten Anselmus. Der Archivarius Lindhorst vertritt das gute Prinzip, das alte Aepfelweib, die Lise Rauerin, stellt den bösen Geist dar. Sie ist mit ihrem unirdischen Teil aus der Welt des Teufels emporgestiegen, sie entstammt der Brut der Drachen. Lindhorst ist eigentlich der Salamander, der aus dem Wunderland Atlantis verbannt worden ist. Er kann von der Erde nur dann erlöst werden, wenn er seine drei Töchter, die grünen Schlanglein, mit drei Jünglingen vermählt. Diese müssen von besonderer Art sein. Sie sollen den Glauben an die Wunder der Natur und an das Bestehen jenes Märchenlandes in sich tragen. Sie müssen erfaßt haben, daß die sichtbare Welt nur bedingte Geltung hat, daß alles Bestehende zwiespältig ist. Der Jüngling Anselmus besitzt die geforderten **[155]** Eigenschaften und will daher Serpentina, die eine der Töchter, erringen. Ihre Mitgift ist der „goldene Topf“, auf den das Aepfelweib neidisch ist. Sie hintertreibt daher die Verbindung. Schließlich führt Anselmus dennoch seine Frau nach Atlantis heim.

In Hoffmanns meisterhafter Art wird das Wunderbare aus dem Wunderlichen gestaltet. Für normale Philister, also für den Konrektor und den Registrator, haben Lindhorst und die Hexe gar nichts Absonderliches. Auch ist es durchaus dem Leser überlassen, ob er sich den all das Wunderbare erschauenden Studenten lediglich als träumenden Schwärmer vorstellen will. Mit hoher Kunst führt der Dichter die Erzählung so, daß der Boden der Wirklichkeit nie verlassen wird. Anselmus allein weiß Bescheid über die Doppelnatur Lindhorsts und der Hexe. Wer will, kann alles vernünftig erklären. Und selbst Anselmus

---

<sup>24</sup> Martin Roehl: „Die Doppelpersönlichkeit bei E. Th. A. Hoffmann“. Dissertation Rostock, 1918.

muß erst allmählich die Fähigkeit in sich entwickeln, alle seine Gesichte zu begreifen. Philister können das Reich der Kunst überhaupt nie schauen, es sei denn, daß sie betrunken sind. Veronika kommt dem Reich des Wunderbaren schon näher. Aber ihre Liebe zu Anselmus geht zu Ende. Da sinkt auch sie in den nüchternen Alltag zurück und wird für Höheres blind.

Uebrigens ist sogar eine Nebenperson des „goldenen Topfes“ Doppelnatur. Der Diener, der dem Anselmus eine Botschaft bringt, kommt als ein kleiner Mann in einem grauen Mäntelchen. Als er aber geht, da merkt man, daß es eigentlich ein Papagei war.

Die klassische Ausgestaltung, die das Doppelgängertum durch E. Th. A. Hoffmann fand, hat mächtig **[156]** auf das Schrifttum nicht nur Deutschlands gewirkt. Doch sei auf diese Einflußfrage nicht näher eingegangen. Jedenfalls wurden im späteren 19. Jahrhundert wie in der Gegenwart Werke geschaffen, die mindestens in der Stoffwahl Hoffmanns Geist atmen.

[Fjodor M.] Dostojewski hat in einem Jugendroman „Der Doppelgänger“ eine rein pathologisch begründete Darstellung des Problems gegeben. „Nur diejenigen Gespenster haben poetische Kraft, die aus der tiefsten Nacht des Unbewußten aufsteigen.“ Dieses Gesetz kennend, schildert Dostojewski den Ausbruch einer geistigen Störung bei einem Menschen, der sich seiner Krankheit gar nicht bewußt ist. So sieht der Held der Erzählung alle seine peinigenden Erlebnisse als Verfolgungen seiner Feinde an. Vollste Sachlichkeit wird vom Dichter gewahrt. Die Wahnbildung wird lediglich vom Standpunkt ihres Opfers geschildert und wirkt nur von da aus auf die Umgebung des Unglücklichen.

Zwei englische Gestaltungen der Ich-Spaltung haben den Weg in die Weltliteratur gefunden. Im „Bildnis des Dorian Grey“ von Oskar Wilde bekommt der Held den Wunsch erfüllt, daß alle Spuren des Alters und der Sünde seiner schönen jugend-frischen Gestalt nichts antun sollen. Sie werden vielmehr auf ein Bild übertragen, das den Jüngling darstellt. Dessen Gebrechen und Laster werden durch dieses immer deutlicher gezeigt, während der Frevler in seiner Schönheit erhalten bleibt. Zuletzt hat er solchen Ekel vor dem Bild, daß er es zerschneidet. Gleichzeitig aber stürzt er selbst tot zu Boden. Der Kampf also mit dem Doppelgänger wird gestaltet, ein **[157]** Motiv, das die Dichtung immer wieder angezogen hat. [Robert Louis] Stevensons Erzählung „Der seltsame Fall des Doktor Jekyll und des Herrn Hyde“ ist ein Gegenstück zu der Gestaltung Cardillacs im „Fräulein von Scudéri“. Allerdings spielt sich das Doppelleben, das hier geschildert wird, unter zwei Erscheinungsformen ab.

Auch der deutschen Dichtung der jüngsten Vergangenheit und Gegenwart ist das Doppelgängertum nicht fremd. Aus dem Reichtum sei einiges herausgegriffen. Paul Lindau zeigt in dem Schauspiel „Der Andere“ (1893) einen Staatsanwalt, der sich überarbeitet hat und nun plötzlich von der Ich-Spaltung betroffen wird. Dr. Hallers verwandelt sich in eine der Gestalten, die er tagsüber zu verurteilen hat. Er führt nun ein Doppelleben. Der rechtschaffene Jurist verkleidet sich, wenn die Nacht naht, als Gauner und besucht einen berüchtigten Verbrecherkeller. Die Bande, der er sich angeschlossen hat, verabredet schließlich mit ihm die Ausplünderung seiner eigenen Wohnung. Während der Einbruch vor sich geht, erwacht der Kranke aus seinem Traumzustand, wird wieder Staatsanwalt und läßt den Tatgenossen abführen.

Wilhelm v. Scholz gestaltet in dem Drama „Der Wettlauf mit dem Schatten“ einen Schriftsteller, der eine bestimmte Romanfigur schafft. Sie entspricht in ihrem Aeußeren und ihren Schicksalen einem tatsächlich lebenden Menschen. Dieser wird gezwungen, das unbewußt zu tun, was der Schriftsteller durch die Handlungen der Romangestalt ihm vorschreibt.

In Friedrich Lienhards Trauerspiel „Ahasver“ verdoppelt sich der ewige Jude zeitlich. Nachdem er in **[158]** Jerusalem zu Jesu Zeit gezeigt worden ist, erscheint er in der Gegenwart wieder als materialistisch gesinnter Professor, der Gott, Unsterblichkeit und sittliche Weltordnung leugnet. Auch der Gegensatz zwischen dem Schattengeist und dem ihn überwindenden Lichtgeist wird in diesem Trauerspiel gestaltet.

Dem Expressionismus ist das Doppelgängertum willkommener Stoff, biegsam genug, um dem Ausdruckswillen des Künstlers sich zu fügen. In Friedrich Wolfs Drama „Das bist du“ erschlägt der Held seinen Doppelgänger, wird aber gerade dadurch seelisch eins mit ihm. Auch die Wiedergeburt als zeitliche Ich-Verdoppelung wird hier gestaltet. Die handelnden Personen treten bereits auf einer früheren Stufe der Seelenwanderung, vor ihrem Erdendasein, zusammen. In ihrem nachirdischen Leben werden sie wiederum vorgeführt. In Georg Kaisers Drama „Die Koralle“ will ein Milliardär mit schwerer, bedrückter Jugend seinen Erinnerungen entfliehen. Er tötet seinen Sekretär, dem er vollkommen ähnlich sieht, und glaubt, dadurch

dessen beglückte Kindheit gestohlen zu haben. Der Mörder spiegelt sich nun vor, das Leben seines Opfers zu führen. Eine Daseinsvertauschung ähnlich wie die zwischen Medardus und Viktorin liegt vor.

Ein Hinweis auf Gerhard Hauptmanns Drama „Und Pippa tanzt“ soll uns Brücke sein zu Karl Mays zwiegespaltener Welt. Der alte Mann gilt den Alltagsmenschen nur als ein pensionierter Major. Von Michel aber, dem romantischen deutschen Schwärmer, wird er als das erkannt, was er ist, als die „mythische **[159]** Persönlichkeit“ mit magischen Kräften. Dem Träumer, einem zweiten Anselmus, wird von Wann, einem andern Lindhorst, der Weg nach der Märchenstadt Venedig gewiesen, der Weg also zur Schönheit und zur höheren Erkenntnis.

Karl May würde – mit Wendung zum Ethischen – von dem Aufstieg aus Ardistan nach Dschinnisten sprechen.

## II.

### Ichspaltung in Karl Mays Leben

Nachweise: Seitenzahlen ohne weitere Angaben beziehen sich auf Mays Selbstbiographie „Ich“, Bd. 34 der Gesammelten Werke. [Auflage 9, 1923]

Friede = Reiseerzählung „Und Friede auf Erden“, Bd. 30. [Auflage 8/9, 1922/1923]

Gurlitt = „Gerechtigkeit für Karl May!“ Von Prof. Dr. Ludwig Gurlitt. Karl-May-Verlag, Radebeul bei Dresden.

Ethische und religiöse Gesichtspunkte sind es im wesentlichen, von denen aus Karl May den Riß in seinem Innern betrachtet. Eine rein künstlerische Einstellung, die von sittlichen Fragen unberührt bleibt, liegt ihm nicht. Auf „Erbsünde“ (S. 280) führt er seine Wesensart zurück. „Mein Vater war ein Mensch mit zwei Seelen. Die eine Seele unendlich weich, die andere tyrannisch, voll Uebermaß im Zorn, unfähig, sich zu beherrschen“ (S. 277). Während der zehn Stunden, die der Vater am Webstuhl sah, war kaum mit ihm auszukommen, aus kleinstem Anlaß züchtigte er dann die Kinder aufs härteste. War die Arbeitszeit vorbei, dann lächelte „Vaters andere Seele“ sie an, und herzwinnend konnte er sein.

**[160]** Von größter Bedeutung für Mays innere Entwicklung ist die Blindheit gewesen, mit der die ersten vier Jahre seiner Kindheit geschlagen waren. Sie befähigte ihn zu einer Selbstschau, zu der ein Gesunder nicht vordringt. „Als ich sehen lernte, war mein Seelenleben schon derart entwickelt und in seinen späteren Grundzügen festgelegt, daß selbst die Welt des Lichtes, die sich nun meinen Augen öffnete, nicht die Macht besaß, den Schwerpunkt, der in meinem Innern lag, zu sich hinauszuziehen“ (S. 300). Gähnte schon dem Kind infolge dessen körperlicher Beschwernis die Kluft zwischen der Welt des Lichtes und des Schattens, so kam gleichzeitig der Einfluß hinzu, den die Großmutter väterlicherseits ausübte. Diese Frau muß von wunderzarter Empfindung gewesen sein. Sie führte den leiblich so gebundenen Knaben in das luftige Reich der Phantasie. Von der hingebenden Märchenerzählerin vernahm er die Sage vom paradiesischen Dschinnistan und höllischen Ardistan. Die zarte Frau lenkte die im Schatten vergessene Kinderseele ins Reich der Höhen. Sie pflanzte den Trieb zum Guten und Erhabenen in den Knaben und ließ ihn des Unterschieds zwischen gut und böse frühzeitig gewahr werden. Allerdings verwischte sie ihm mit ihren Märchen auch die scharfen Grenzen zwischen Schein und Sein. Dies Reich der Phantasie schwebte, es erhob sich aus der klaren, festen Wirklichkeit. Und wie sehr hätte gerade dieser Knabe des Rückhalts am nüchternen Alltag bedurft!

Dem Blinden verschwammen alle Grenzen. „Es gab für mich weder Gestalten noch Formen, noch Farben, weder Orte noch Ortsveränderungen. Ich konnte **[161]** die Personen und Gegenstände wohl fühlen, hören, auch riechen; aber das genügte nicht, sie mir wahr und plastisch darzustellen. Ich konnte sie mir nur denken. Wie ein Mensch, ein Hund, ein Tisch aussieht, das wußte ich nicht, ich konnte mir nur innerlich ein Bild davon machen, und dieses Bild war seelisch. Wenn jemand sprach, hörte ich nicht seinen Körper, sondern seine Seele. Nicht sein Aeußeres, sondern sein Inneres trat mir näher. Es gab für mich nur Seelen, nichts als Seelen“ (S. 299).

Das soziale Elend, in dem May groß ward, vertiefte den Zwiespalt seines Inneren. Was jedem sonst Fels und Grund ist, die Heimat – ihm blieb sie fremd und unlieb. Noch als Greis gedenkt er ihrer mit Kälte (S. 321). „Ich wurde aus meiner Kindheit herausgehoben und auf den harten, schmutzigen Weg gezerrt.“ Als Kegeljunge in die Gesellschaft der Erwachsenen gestoßen, ward er frühreif. Die Gemeinschaften des „Batzendorfs“ und der „Lügenschmiede“ brachten vollends einen Riß in sein Weltbild. Die erstere setzte sich

aus Ulkmachern zusammen, die ihre ärmliche Proletarierwelt zu einem Reich des Scheins verklärten. Da gab es einen eignen „Gemeindevorstand“, einen „Pfarrer“, ein „Rathaus“ mit einem Turm, der aus Latten und Zigarrenkisten bestand. Fünfzigjährige Säuglinge wurden getauft, zwei Witwen miteinander verheiratet. Noch abgestandener Spässe wurden in der „Lügenschmiede“, einer obskuren Kneipe, aufgetischt. Hier wurde außerdem eine Welt des Klatsches und der Verleumdung aufgebaut.

Pflege des Geistes ward dem Heranwachsenden nicht zuteil. In den Begabten stopfte der ehrgeizige **[162]** Vater, was hineingehen wollte. Karl mußte lesen, was gerade vorhanden war. Ob es sich seiner jeweiligen Entwicklungsstufe anpaßte, war gleichgültig. Genau so wenig Einsicht zeigten der Rektor und der Pfarrer, die ihre Bibliotheken dem Knaben öffneten. Jener bevorzugte weltlichen, dieser geistlichen Lesestoff. „So kam es, daß ich vom Rektor z. B. eine begeisterte Schilderung der islamitischen Wohltätigkeit vor mir liegen hatte und vom Herrn Pastor daneben einen Missionsbericht, in welchem über das offensichtliche Nachlassen der christlichen Barmherzigkeit bittere Klage geführt wurde“ (S. 338). Werke von Gelehrten, die der Religion gleichgültig oder feindlich gegenüberstehen, wurden neben Büchern gelesen, welche die religiöse Offenbarung über alles stellen. Die Gegensätze der Weltanschauungen platzten in dem Knaben aufeinander, ohne daß er einen klärenden Mittler fand. Noch schlimmere Verwüstungen richteten Räuberromane an, die er eifrig und kritiklos verschlang. Er sah nicht die Grenzen zwischen der Wirklichkeit und jener Lügenwelt. „Die Rechtsbegriffe und Rechtsanschauungen verändern sich; die Lüge wird zur Wahrheit, die Wahrheit zur Lüge. Das Gewissen stirbt. Die Unterscheidung zwischen Gut und Böse wird immer unzuverlässiger“ (S. 345). May begann „infolge des verschlungenen Leseschundes“ den Roman für das Leben zu halten und behandelte dieses andererseits als Roman. Eines Tages machte er sich auf, um „bei einem edlen spanischen Räuberhauptmann“ Hilfe gegen die Armut seiner Familie zu holen. Fand die Reise nach Spanien auch schon in der Nähe von Zwickau ein unrühmliches Ende, so hatte der Ausreißer **[163]** doch gezeigt, wie weit die Verrückung seines Weltbildes bereits gediehen war.

Die Welt, in Schein und Sein streng geschieden, rächte sich an dem, der sie verkannte. Ihre Zwiespältigkeit, vom Gesunden außerhalb seiner selbst beobachtet und zugestanden, übertrug sich bei Karl May ins Innere.

Nachdem er – seiner Meinung und Darstellung nach schuldlos – wegen Uhrendiebstahls sechs Wochen Gefängnis verbüßt hatte, verlor er sich selbst. Oder besser gesagt: der erst Zwanzigjährige fühlte sich den in seinem Innern tobenden Gewalten hilflos ausgeliefert. „Es bildete sich bei mir das Bewußtsein heraus, daß ich kein Ganzes mehr sei, sondern eine gespaltene Persönlichkeit.“ May empfindet seine Seele nicht als Einzelwesen, sondern als „Drama“. Sie ist ein Schlachtfeld, auf dem verschiedene Mächte sich befenden. „Da war zunächst ich selbst, nämlich ich, der ich das alles beobachtete. Aber wer dieses Ich eigentlich war und wo es steckte, das vermochte ich nicht zu sagen. Es besaß große Aehnlichkeit mit meinem Vater und hatte alle seine Fehler. Ein zweites Wesen in mir stand stets nur in der Ferne. Es glich einer Fee, einem Engel, einer jener reinen, beglückenden Gestalten aus Großmutter's Märchenbuche. Es mahnte; es warnte. Es lächelte, wenn ich gehorchte, und es trauerte, wenn ich ungehorsam war. Die dritte Gestalt .... war mir direkt widerlich. Fatal, häßlich höhnisch, abstoßend, stets finster und drohend; anders habe ich sie nie gesehen und gehört. Denn ich sah sie nicht nur, sondern ich hörte sie auch; sie sprach. Sie sprach oft ganze Tage und ganze Nächte lang in einem fort zu mir. Und sie **[164]** wollte nie das Gute, sondern stets nur das, was böse und ungesetzlich war. Sie war mir neu; ich hatte sie nie gesehen, sondern erst jetzt, seitdem ich innerlich gespalten war.“ Trotzdem schien sie May sehr vertraut, als hätte er sie schon tausendmal gesehen. Sie wechselte häufig Gestalt und Gesicht. „Bald stammte sie aus Batzdorf, aus dem Kegelschub oder aus der Lügenschmiede. Heut sah sie aus wie Rinaldo Rinaldini, morgen wie der Raubritter Kuno von der Eulenburg und übermorgen wie der fromme Seminardirektor, als er vor meinem Talgpapier stand“ (S. 380). So hatte sich denn auch der in Waldenburg begangene „Diebstahl“ des Lichtertalgs im Unterbewußtsein Mays verkapselt.

Die Spaltung griff immer weiter um sich. „Es wimmelte von Gestalten in mir, die mitsorgen, mitarbeiten, mitdichten und mitkomponieren wollten. Und jede dieser Gestalten sprach; ich mußte sie hören.“ Schließlich ballten sich die inneren Stimmen zu Gruppen zusammen. „Es kämpften da zwei einander feindliche Heerlager gegeneinander: Großmutter's helle, lichte Bibel- und Märchengestalten gegen die schmutzigen Dämonen jener unglückseligen Hohensteiner Leihbibliothek. Ardistan gegen Dschinnistan. Die ererbten Gedanken des Sumpfes, in dem ich geboren wurde, gegen die beglückenden Ideen des Hochlandes, nach

dem ich strebte. Die Miasmen einer vergifteten Kinder- und Jugendzeit gegen die reinen, beseligenden Wünsche und Hoffnungen, mit denen ich in die Zukunft schaute, die Lüge gegen die Wahrheit, das Laster gegen die Tugend, die eingeborene menschliche Bestie gegen die Wiedergeburt, nach der jeder **[165]** Sterbliche zu streben hat, um zum Edelmenschen zu werden.“ [S. 382].

Vor allem hatte sich das jüngst durchlebte Schrecknis in Karl Mays Seele gegraben. „Es war, als ob ich aus jener Zelle, in der ich sechs Wochen lang eingekerkert war, eine ganze Menge unsichtbarer Verbrecherexistenzen mit heimgebracht hätte.“ [S. 385] Oft ist er, um diesen Stimmen zu entgehen, aus dem Bett gesprungen „und hinaus in den Regen und das Schneegestöber gelaufen“.

Die dunklen, verbrecherischen Gestalten überwogen die hellen, zur Tugend mahnenden immer mehr. Durch sie ist May nach seiner Angabe schließlich zu jenem Eigentumsvergehen getrieben worden, das ihn für mehrere Jahre ins Gefängnis brachte. Die verzweifelte Gegenwehr seines Gewissens erlahmte schließlich. Diese Darstellung, die May in der kurz vor seinem Tod erschienenen Selbstbiographie gibt, könnte als nachträgliche Umdeutung seiner zum Verbrechen führenden Beweggründe gelten. Eine an den Haaren herbeigezogene, innerlich unwahre Rechtfertigung läge dann vor. Dieser Auslegung steht jedoch folgendes entgegen. Noch vor 1876 hat May in der Erzählung „Das Geldmännle“ (siehe unten) die in einem Verbrecher vor sich gehende Ich-Spaltung geschildert. Dies geschah zu einer Zeit, da es noch keinerlei öffentliche Hetze gegen Karl May gab. Der Dichter muß also aus innerem Erlebnis geschildert haben. Denn ein künstliches Zurechtmachen der Erzählung aus Rechtfertigungsgründen wäre damals – Jahrzehnte früher! – sinnlos gewesen. [„Das Geldmännle“ wurde 1903 geschrieben!]

In der Stille der Haft fand May Linderung **[166]** seiner Seelenqual. Die Stürme des Inneren legten sich. Als er aber nach seiner Entlassung schriftstellerisch arbeitete, meldeten sich die inneren Stimmen wieder vernehmlicher. „Wenn ich etwas Gewöhnliches schrieb, stellte sich nicht die geringste Hinderung ein. Sobald ich mir aber ein höheres Thema stellte, eine geistig, religiös oder ethisch wertvollere Aufgabe, wurden Gewalten in mir rege, die sich dagegen empörten und mich dadurch hinderten, meine Arbeit zustande zu bringen, daß sie mir, während ich schrieb, die trivialsten, blödesten oder gar verbotensten Gedanken dazwischen warfen. Ich sollte nicht empor; ich sollte unten bleiben.“ [S. 427].

Klatschgeschichten waren über May im Gang. Ein wohlmeinender, doch ungeschickter Freund unterrichtete den Verfolgten. Der schneidende Schmerz über die ausgestreuten ehrezerstörenden Unwahrheiten rief alle bösen Geister des Seelenkranken von neuem wach. „Es trieb mich fort, hinaus. Ich lief im Wald herum und kam spät abends todmüd heim und legte mich nieder, ohne gegessen zu haben. Trotz der Müdigkeit fand ich keinen Schlaf. Zehn, fünfzig, ja hundert Stimmen verhöhnten mich in meinem Innern mit unaufhörlichem Gelächter. Ich sprang vom Lager auf und rannte wieder fort, in die Nacht hinein“ (S. 431). Jetzt schienen die Gestalten sogar aus ihrem Opfer herauszutreten und neben ihm herzulaufen. May hatte die Halluzination des frommen Seminardirektors, dann kamen andere Gestalten aus seinem vergangenen Leben. Beschlossen war der unheimliche Zug von den Raubrittern, Räubern, Mönchen, Nonnen, Geistern und Gespenstern aus der Hohensteiner **[167]** Schundbibliothek (S. 431). „Das schrie und jubelte und höhnte, daß mir die Ohren gelten.“

Eine neue Zeit der Verbrechen, schlimmer als die frühere, hub an. „Die inneren Gestalten und Stimmen beherrschten mich vollständig.“ Sie trieben May zu Taten, die ihm vier Jahre Zuchthaus einbrachten. Er verlor die Herrschaft über sich, war keine von einem einheitlichen Willen geleitete Persönlichkeit mehr. Steuerlos trieb er unter dem Winde der bösen Geister, die ihn besaßen. Als Zeugin für die Glaubhaftigkeit von Mays Darstellung möge auch hier wieder das „Geldmännle“ dienen.

Abermals ward Ruhe in Mays Seele, als dieser in der Einsamkeit der Haft saß. Kurz nach seiner Entlassung versuchten die bösen Geister noch einmal, seiner habhaft zu werden. Um sich der lästigen Polizeiaufsicht zu entziehen, fuhr May mit der Eisenbahn über die Grenze. „Da begann es plötzlich in mir laut zu wüten und zu toben, zu schreien und zu brüllen wie in einem Dorfwirtshause, in dem die Bauernknechte mit Stuhlbeinen aufeinander schlagen. Hunderte von Gestalten und hunderte von Stimmen waren es, von denen das kam.“ [S. 447]. Aber die Dämonen hatten die Macht verloren, sie gewannen über ihr Opfer nicht mehr wie früher die Oberhand. Wohl blieb die Ich-Spaltung bestehen, aber die guten Geister hatten gesiegt. Noch im Alter bekennt May: „Bei jeder Wohltat, die ich einem Menschen erweise, wird mir die Hand von einer lieben, lichten Gestalt geführt, die in meinem Innern wohnt. Ich sehe sie mit meinem geistigen Auge, und ich höre ihre Stimme mit meinem inneren Ohre“ (S. 540). [Die Selbstbiographie „Mein Leben und

Streben“ endet auf S. 506. Das Zitat stammt aus einem auf S. 538-541 wiedergegebenen Brief vom 29.09.1905 an einen „lieben Freund“ = Rechtsanwalt Rudolf Bernstein.]

**[168]** Sehr beruhigend auf May hatten Gespräche gewirkt, die er mit dem Seelsorger der Strafanstalt gehabt hatte. Dieser, ein ruhiger, klarer Mann, gab ihm ein Buch in die Hand, das die Spaltung der Seele als Problem behandelte. Eine Gefahr, der man ins Auge schaut, die sich untersuchen läßt, verliert an Furchtbarkeit. So schreckten May von nun an die inneren Stimmen nicht mehr. Er hatte ihre Nichtigkeit erkannt.

Der Kampf war ausgekämpft. Der Zwiespalt zwischen Gut und Böse, im Innersten erlebt, ward nun nach außen gespiegelt. Sich selbst erlösend, bannte der Künstler den ausgestandenen Schrecken in Gestalten und Gebilde, die er schuf. Die Kluft zwischen Ardistan und Dschinnistan und ihre Ueberbrückung bleibt nun das Leitmotiv in seinen Werken.

Als May noch kleiner Knabe war, hatte ihm die Großmutter oft aus dem Hakawati („Märchenerzähler“) vorgelesen. So nannte sich eine Sammlung orientalischer Märchen. Schon damals hatte Karl sich gelobt: „Ich will Hakawati werden. Ich will von Dschinnistan erzählen: darum muß ich aus Ardistan hinaus“ (S. 521). [S. 507-530 Klara Mays Bericht zu Karl Mays letztem Vortrag in Wien.] Noch unklar empfand er, daß er den Zwiespalt der Welt künstlerisch überwinden müsse. So schreibt er als unreifer Knabe bereits eine Indianergeschichte und rettet sich damit aus seiner Welt des Schmutzes in das holde Reich der Phantasie. Als er später Strafgefangener ist, wird ihm solche Flucht vor der Wirklichkeit und letzten Endes vor sich selbst geradezu notwendig. Er erschrickt vor dem eignen Schatten, will sich von seiner Vergangenheit retten. **[169]** Aber er erlöst nicht nur sich aus der Prosa des Alltags, er will auch die andern in die Poesie jener erträumten Welt mit sich emporreißen. So wird er zum „Mittler“ wie Lindhorst im „Goldenen Topf“. Der „Edelmensch“, welcher der Held in Mays Ich-Erzählungen ist, ist sinnbildlich zu deuten. Er führt, scheinbar in dieser Welt stehend und kämpfend, sein wahres Leben auf einer höheren Ebene. Alle menschlichen Tugenden werden durch ihn verkörpert. Ueberhaupt muß fast alles, was bei Karl May geschieht, symbolisch gewertet werden. (Siehe den „Schlüssel“ S. 562 ff.) [Ein Hinweis auf die Auflage 9 (1923) von Bd. 34 als Grundlage, da sich durch kleine Ergänzungen im Anhang von Dr. E. A. Schmid der Beginn von „Der Schlüssel“ von S. 561 auf S. 562 verschob.] Damit tritt May in die Reihe jener Romantiker, besonders Hoffmanns und Tiecks, die Alltag und Traumwelt durch das Märchen überbrückten und dadurch ihren Schöpfungen einen didaktischen oder satirischen Beigeschmack gaben (s. Gurlitt S. 100).

May ist sich solcher Mittlernaufgabe voll bewußt. „Ich will Gleichnisse und Märchen erzählen, in denen tief verborgen die Wahrheit liegt, die man auf andere Weise noch nicht zu erschauen vermag.“ „Aber kein Mensch darf ahnen, daß das, was ich erzähle, nur Gleichnisse und nur Märchen sind.“ Denn sonst, meint er, wird es ihm nicht glücken, die anderen mit sich emporzureißen. „Ich muß selbst zum Märchen werden, ich selbst, mein eigenes Ich“ (S. 405/406).

Oft weiß sich der Dichter inspiriert, eine höhere Macht bedient sich seiner als Mittlers. In „Friede“ hat er ein religiöses Gedicht begonnen, aber nicht vollendet. Da fühlt er ein unsichtbares Wesen hinter sich stehen. Es mahnt ihn unaufhörlich, die Lücke auszufüllen. Und dann wird der Dichter gepackt. „Kaum **[170]** hatte ich das Papier vor mich hingelegt, so war es mir, als ob jenes ‚unsichtbare Wesen‘ mir die Worte zuflüsterte.“ So ward das Gedicht vollendet (Friede S. 182/183). In der gleichen Reiseerzählung findet May schöne Worte in Reimprosa für den geheimnisvollen Vorgang dichterischer Empfängnis. Er meint, auch die Propheten der heiligen Schrift seien inspirierte Mittler gewesen, und er fährt dann fort: „Dem wahren Dichter kommt aus einer Welt, die mit der unsrigen zusammenhängt, auf leisen Schwingen schön gebor'ne Kunde; er nimmt sie auf; er gibt sie weiter fort, und wer sie hört, der wird von ihr berührt, als sei sie ein Gedicht aus Engelsmund. Das ist die Poesie, die aus dem Himmel stammt; kein Geist, kein Mensch kann sie uns niederbringen; dort oben, wo das Meer des Lichtes flammt, muß jeder Strahl in goldnen Reimen schwingen. Und steigt er nieder, nimmt er Formen an, um sich dem Menschensinn zu offenbaren, und diese Formen, sie bestehen dann für unsre Nachwelt noch nach tausend Jahren“ (Friede S. 334/335).

Wie sieht die Welt aus, in der May sich als Mittler fühlt? Sie ist ein großes Wunder Gottes, steht aber im Zeichen des Zwiespalts. Mays Phantasie „überspringt die Grenzen, die sich zwischen dem realen Leben und dem ‚Himmel‘, zwischen Menschen und Göttern auftun, verkehrt mit den überirdischen Gestalten, mit Gott, Engeln, Teufeln, Riesen und allem Fernen, Fremden, Exotischen, wie mit Alltagserscheinungen und hat seine Freude an frommen Visionen, grotesken Zufällen und Wundern aller Art. Das alles hat er mit den



Romantikern gemein, obgleich er nicht **[171]** von diesen, sondern von den persischen alten Märchenerzählern ausgegangen ist“ (Gurlitt S. 102/103).

Schon in jungen Jahren hat May versucht, den Kampf zwischen dem guten und dem bösen Prinzip künstlerisch zu gestalten (siehe den Entwurf „Mensch und Teufel“ im Karl-May-Jahrbuch 1919). Als Knabe hatte er ein Puppenspiel gesehen „Doktor Faust oder Gott, Mensch und Teufel“. Der Eindruck war nachhaltig und löschte nie wieder aus. Der Edelmensch, der von Ardistan nach Dschinnistan emporklimmt, ward sein Ideal. „Das allgemeine große Thema aller Religionen“, wie das Licht die Finsternis überwindet, blieb Mays Grundakkord. Wir sehen ja diesen Gedanken als Leitmotiv ganzer Kulturen „in der Lehre der alten Perser von dem Widerstreit der Götter Ormuzd und Ahriman, bei den Japanern als Kampf des Lichtes mit dem Drachen der Finsternis, bei den alten Germanen als den Kampf Siegfrieds gegen Hagen, in der christlichen Lehre als den Kampf Gottes mit dem Teufel“ (Gurlitt S. 122).

Den Zwiespalt der Außenwelt fand May in seiner Brust wieder. Besonders schwer hat er am Ueberwiegen der weiblichen Züge seines Charakters gelitten. May läßt über ein Gedicht, das er selbst verfaßt hat, den Chinesen Tsi sagen (Friede S. 370): „Der geistige Aufbau läßt auf eine männliche Logik schließen, aber die Seele, die aus ihm spricht, kann nur eine weibliche sein.“ Die charakterologische Wissenschaft bestätigt diese Selbsteinschätzung Mays. Dessen Schicksal beruht nach einem Gutachten Ludwig Aubs darauf, „daß sozusagen eine Unausgeglichenheit und Unebenheit in den Hauptelementen besteht, und zwar **[172]** darin, daß das männlich Geistige unmittelbar mit weiblichen Elementen des Phantasie- und Gefühlsmäßigen verbunden ist“ (Gurlitt S. 91). Diese Anlage erklärt zum Teil die unkünstlerische, abgeschmackte Art, in der May zuweilen erzählt. „Unorganische Zerspalteneit des inneren Menschen äußert sich im Kunstwerk als Geschmacklosigkeit und Sentimentalität.“ [Dr. Werner Mahrholz in der 1918 erschienenen Abhandlung „Karl May“, Nachdruck im Karl-May-Jahrbuch 1927; Gurlitt zitiert mehrfach Mahrholz, jedoch nicht diesen Satz.]

May erkannte, „daß alles Leben nur ein Gleichnis ist und daß wir das Leben nur am Abglanz haben“. [Gurlitt S. 156] So brachte er die inneren Kämpfe durch künstlerische Gestaltung zum Austrag. Er stellte sich die Aufgabe, „sein ganzes Leben, Sinnen und Trachten in moralisierenden Reiseromanen symbolisierend zu deuten“ (Gurlitt S. 156). So hat er denn auch die innere Spaltung, unter der er litt, in dichterische Gebilde und Gestalten gebannt. In dem Streben, die in ihm wurzelnden niederen und verbrecherischen Triebe künstlerisch zu erhöhen und sie damit zu vernichten, berührt sich May mit vielen anderen (siehe „Kunst und Verbrechen“ von Erich Wulffen im Karl-May-Jahrbuch 1925). So ist sein Schicksal von tiefster menschlicher Bedeutung.

### III.

#### Ich-Spaltung in Karl Mays Werken

Nachweise: Silberlöwe = Reiseerzählung „Im Reiche des silbernen Löwen“, Bd. 26 bis 29 der Gesammelten Werke Mays.

Jenseits = „Am Jenseits“, Reiseerzählung, Bd. 25. [Auflage 11, 1922]

Geldmännle = Erzählung „Das Geldmännle“ in „Der Waldschwarze und andere Erzählungen“, Bd. 44.

**[173]** Im Tauchermärchen (Friede S. 359/360) wird die Erde von einem Fürsten, also Gott, regiert, der seine Untertanen, die Taucher, in die Tiefe steigen läßt. Ihre Rüstung ist dabei der menschliche Körper. Dieser wird von der Anima instand gehalten, die mit dem Leib entsteht und vergeht. Holt ein Taucher Seetang statt Perlen empor, so ist er seiner Rüstung nicht wert. Diese wird dann einem Besseren gegeben. „So kommt es, daß es wohl keine einzige Rüstung gibt, von der man sagen könnte, daß sie stets nur im Dienst eines und desselben Tauchers gestanden habe. Es kommt sogar sehr häufig vor, daß ein höherer Taucher sich die Rüstung eines niederen leiht, um ihn zu unterrichten, auf welche Weise er bessere Erfolge erzielen und dadurch zu ihm emporsteigen könne.“ Demnach können verschiedene Geister nacheinander und auch gleichzeitig vom menschlichen Körper Besitz ergreifen. Denselben Gedanken in anderer Form gibt dem Dichter die ägyptische Sphinx. Die Vereinigung von Tier- und Menschengestalt spricht ihm ein tiefes schweres Rätsel aus (Friede S. 59).

Im 4. Band des „Silberlöwen“ (S. 75 ff.) unterhält sich May mit dem Ustad über das Wesen des Schattens und seine tiefere Bedeutung. Der Schatten ist nicht selbständig. Er ist nur „der finstere, herz- und gewissenlose Doppelgänger von allem Lebenden“. Wenn die Sonne im Zenit steht, gibt es keinen Schatten.

Dieser „vollständig gedanken-und urteilslose“ Geselle besitzt ein um so weniger menschenwürdiges Antlitz, je länger er wird. Es gibt keinen Schatten, der nicht fallen müßte. Er, der sich aus dem Schmutz, den des **[174]** Menschen Fuß tritt, entwickelt, hat kein eignes Selbstbewußtsein. Er ist nur das Zerrbild seines Erzeugers. Jeder Schatten ist lichtscheu, er bedeutet fehlendes Licht. So ist „das Licht ohne Schatten“ des Menschen höchstes Ziel.

Aufs Sittliche übertragen: Jede Tugend hat ihr Laster hinter sich, das überwunden werden muß. Hinter der Sparsamkeit erscheint der Geiz, hinter der Freigebigkeit die Verschwendung und so fort. Auch unsere Tugenden sind vom Zwiespalt bedroht.

Gleichzeitig wird im Bild des Schattens Mays optimistische Weltanschauung klar: das Böse hat keine Eigenberechtigung, es führt ein jämmerliches Scheindasein, es kann und wird überwunden werden.

In welcher Weise wird die Ich-Spaltung von May bei einzelnen Menschen dargestellt? Im „Jenseits“ (S. 102) sagt der Münedschi, daß ein feinstofflicher, unsichtbarer und unsterblicher Leib die Verbindung zwischen Seele und Körper ermöglicht. Doch spielt diese Art „Aetherleib“ sonst bei May keine größere Rolle. Khutab Aga (Jenseits S. 423) sieht im Zustand des Scheintodes seinen blutenden Körper am Boden liegen. Er tut dies mit der Seele, die aus ihm herausgetreten ist. Sein Seelenkörper gleicht dabei genau dem irdischen. Es mag dem Dichter auch hier ein „Aetherleib“ vorgeschwebt haben, der die Poren des irdischen durchdringt, aus den unwägbareren Stoffen des sterblichen Leibes entstanden ist und die Seele in die Ewigkeit begleitet (Jenseits S. 102). Genauere Erläuterungen solcher Vorgänge gibt May nicht. Es kommt ihm gar nicht auf Erklärungen an. Er will die **[175]** Wunder Gottes nicht verstandesmäßig ergründen, sondern sie vielmehr ethisch ausmünzen.

Spaltung des Ich durch äußere Einwirkung erfolgt im „Silberlöwen“ bei Ahriman Mirza, welcher der Beherrscher den Sillan, der „Schatten“, ist. Der Ustad, der das Symbol der Selbsterkenntnis darstellt, führt diese innere Verwirrung mit voller Berechnung herbei. Er benutzt dazu eine persische Sage, an die der Mirza glaubt. Nach ihr wird der Mensch von einem Geist aus höheren Regionen geleitet. „Dieser hohe Geist eigne sich sämtliche Aggregatzustände seines Menschen an und sei also imstande, ihm und auch anderen persönlich zu erscheinen, und zwar ganz genau in derselben Gestalt und Kleidung wie der Betreffende selbst. Erscheine er anderen, so habe das nichts Schlimmes zu bedeuten; lasse er sich aber vor seinem eigenen Menschen sehen, so sei das ein sicheres Zeichen, daß er ihn für immer verlassen werde, also entweder des nahenden Wahnsinns oder des zu erwartenden Todes. Denn ein Mensch, der von seinem höheren Geiste, von seinem Chodem aufgegeben wird, muß entweder sofort sterben oder in geistiger Nacht langsam versiechen“ (Silberlöwe, 4. Bd., S. 538).

Der Ustad verkleidet sich also und erscheint dem Mirza als dessen Doppelgänger. Der eine ist ganz genau das Ebenbild des anderen, „vom Kopf bis zu dem Fuß herab ein einziges ‚Ich‘ und doch in zwei Personen.“ Der Mirza glaubt tatsächlich, seinen Doppelgänger gesehen zu haben. Dies bedeutet ihm der Sage gemäß Tod oder Wahnsinn. Vor jenem flieht er und gerät nun um so sicherer in geistige Umnachtung **[176]** (Silberlöwe, 4. Bd., S. 537/540). Des Mirza Aberglauben wird vom Ustad geflissentlich genährt. Der Chodem läuft dem Fliehenden nach. Der Ustad redet dem Mirza ein, dessen Doppelgänger habe sich zu seinen Feinden begeben und ihnen Geheimes verraten. „Wer aber seinen Chodem von sich läßt, der ist verrückt.“ Diese Worte des Ustad veranlassen wiederum des Mirza überhastete Flucht (S. 575). Schon vorher hat der Aermste einen Hufschlag gegen den Kopf erhalten, den er vom Chodem verursacht wähnt. Später verunglückt er mit dem durchgehenden Pferd und schießt es wutentbrannt nieder. Auch dies Mißgeschick scheint ihm vom Chodem gesandt. Mit dem Trugbild seiner selbst hat er gekämpft, seit es ihm vorgetäuscht wurde. Alles Böse, das er erlebt hat, hält er für eine Bosheit des Doppelgängers. Nun er mit dem Pferd, dem Iblis, gestürzt ist, betrachtet er seinen Körper gleich dem verendeten Pferd nur noch als Aas, seinen Geist aber als verrückt. „Schafft uns alle drei weg, nicht nur die Aase, sondern auch den Verrückten!“ (S. 601). Der Mirza sieht sich also doppelt. Zuletzt ist er völlig zugrunde gerichtet. Er kennt sich selbst nicht mehr und ist stumpfsinnig geworden. Was er früher Großes darstellte, war nichts als Schein und Schablone; sein wahres, hohles Ich kommt nun zum Vorschein. „Der Ustad hat es also erreicht: Ihn nur mit dem einen Wort ‚Chodem‘, am richtigen Orte und zur rechten Zeit angewendet, aus der Schablone herausgetrieben, die nichts und nichts als Lüge war“ (S. 632).

Der Fall des Mirza ist bei Karl May der einzige, wo die Ich-Spaltung von körperlichem Doppelgängertum [177] ihren Ausgang nimmt. Sonst erfolgt die Erscheinung von innen her. Angedeutet ist sie nur bei Mary Waller (Friede S. 292), die zwei Mächte in sich weiß. Die eine, teuflische, will sie zwingen, ihren Vater zu hassen, die andere, himmlische, spricht ihn frei und redet der Tochter zu, ihn zu lieben.

Auch Mays Freund Halef macht ähnliche Erfahrungen an sich. Er besteht aus zwei Personen. „Es lebt einer in mir; der ist, als ob er von Allahs Himmel stamme, so freundlich, so gütig, so edel, so aufopfernd, so geduldig. Das ist dein Halef, den du liebst. Und es lebt einer in mir, der nicht vom Himmel stammt, denn er ist stolz, trotzig, unvorsichtig, alles übertreibend, prahlerisch, jähzornig, unversöhnlich, rachsüchtig. Das ist der Hadschi .... Du wirst vielleicht fragen, warum ich den guten als den Halef und den schlimmen als den Hadschi bezeichne; aber wenn ich dir sage, daß Halef ein Mann und Hadschi ein Titel ist, so wirst du mich verstehen“ (Silberlöwe, 3. Bd., S. 110). Der Halef liebt die Wahrheit, der Hadschi, sein Schatten gleichsam, die Lüge. Der letztere entspricht dem alten Adam, den abzulegen die Bibel befiehlt, der erstere ist dem neuen Adam, der einziehen soll, gleich. Im Fieberwahn sieht Halef die beiden Gestalten, die sein Inneres beherbergt, leibhaftig vor sich. Der Halef lenkt seine Schritte hinauf zum Paradies, der Hadschi aber hält ihn fest, um ihn zur Hölle zu zerren (S. 277). In einem späteren Traum hat Halef ein noch beängstigenderes Gesicht. Der Hadschi wird als Leichnam den Würmern übergeben, Halef aber bleibt, weil er unsterblich ist.

Nicht nur seine sittliche Persönlichkeit fühlt Halef [178] gespalten, sondern sein Bewußtsein überhaupt. Im Zustand der Krankheit kennt er sich selbst nicht mehr, er hat sich verloren. „Wer bist du denn?“ „Ich weiß es nicht!“ „Sag mir deinen Namen!“ „Ich habe keinen.“ (Silberlöwe, 3. Bd., S. 306). Als die Krankheit noch im Herannahen ist, fühlt sich Halef in gesund und krank gespalten. Dabei erscheint ihm sein krankes Ich als altes, zahnloses Fieberweib, das in ihn hineingekrochen ist.

Eine Wandlung seines von innen her entstandenen Doppelgängers in einen böartigen Feind erlebt der Ustad. „Es ging ein Schatten von mir aus, weit über diese meine geliebten Berge hinüber. Im Westen angekommen, richtete er sich auf, um Gestalt, um Farbe und um Leben anzunehmen. Ich erkannte diese Gestalt und dieses Gesicht; ich war es selbst; es war das meine! Da aber begann es, sich zu verwandeln. Es nahm andere Konturen und andere Züge an, und als sich das vollzogen hatte, als wer stand ich dann da? Als Ahriman, als Ahriman Mirza“ (Silberlöwe, 4. Bd., S. 114/115). In diesem Bösewicht sieht der Ustad, der eben noch nur sein Ebenbild gewahrte, das Schlechte, das als zweites Ich in ihm ist, verkörpert.

Das Motiv der von innen her erfolgten Spaltung wird bei Karl May häufig der Träger einer ganzen Handlung. Ins Verderben wird Dilke (siehe Friede) geführt. Er ist ein Zivilisator ohne Herz und Gefühl, der die fremden Völker rücksichtslos niedertritt. Ihm steht sein Onkel, der Missionar Waller, gegenüber. Er will die Ungläubigen fanatischen Sinnes bekehren. Dabei kennt er weder deren Gotteserlebnis, noch hat er Liebe für sie. Dieser böse Geist verläßt Waller und [179] springt gleichsam auf dessen Neffen Dilke über, in dem sich nun eine Bewußtseinspaltung vollzieht. Der Betroffene empfindet seine zwei Seelen so: „Wir sind zwei Raufbolde, ein religiöser und ein zivilisatorischer. Der religiöse bin ich; der zivilisatorische ist er. Ich bin der Oheim, und er ist der Neffe. Ich heiße Waller und er heißt Dilke“ (Friede S. 549). So verwechselt sich Dilke mit seinem Onkel. Er springt schließlich in einen Abgrund und zerschellt. Der Wahnsinn hat ihn gepackt: „Zwei solche Raufbolde in einem einzigen Körper, das ist zu viel“ (Friede S. 552).

Mays ethischer Optimismus weiß den Menschen zu stetem Aufwärtssteigen bestimmt. So werden die Gestalten, bei denen die Spaltung zum Heil und zur Besserung führt, mit besonderer Liebe gezeichnet.

Im „Geldmännle“ hat der schurkische Musterwirt Frömmelt den Selbstmord des Neubertbauern verschuldet. Bei dessen Beerdigung fällt er durch unglückliche Fügung in den Sarg. Dieser wird infolgedessen in die Kirche zurückgebracht. Ein dort befindliches Altarbild stellt die Auferstehung dar. Da es früher von Frömmelt geschenkt worden ist, hat der Maler dem auferstehenden Geist die Gesichtszüge des Stifters verliehen. Der Musterwirt erwacht aus seiner Betäubung, erhebt sich aus dem Sarg und hält sich plötzlich für den Neubertbauern. Seinen eigenen Geist dagegen sieht er in dem Altarbild, mit dem er nun spricht. „Bist du das, frommer Musterwirt? So schön, so rein steigst du aus deinen Sünden? Die Menschen könntest du mit dem Bild betrügen, mich aber nicht, und auch Gott nicht, den Herrn! Schau her, und sieh dir eine andre Auferstehung an, keine gemalte, sondern [180] eine echte! Hier, wo ich bin, da steht soeben der Neubertbauer, den du gemordet hast durch seine eigene Hand, vom Tode auf“ (S. 420).

Als Geist des Neubertbauern übernimmt es Frömmelt, dessen Tod an sich selbst zu rächen. „Es geht jetzt Geist gegen Geist.“ In vielen Einzelheiten führt May die Spaltung aus. Die Behauptung, Frömmelt sei

verrückt, wird zurückgewiesen. Er ist „nur übergeschnappt, nämlich aus einem Körper in den andern“ (S. 464). Als der Musterwirt von bösen Gesichtern geplagt wird, spaltet sich seine Angst von ihm ab. Er schickt sie ins Zimmer seiner Tochter Rosalia und erweckt diese auf solche Weise (S. 435).

Anna, die Tochter des Neubertbauern, übt auf den Mörder ihres Vaters einen wohlthuenden Einfluß aus. Ihr Erscheinen vertreibt den bösen und ruft den guten Geist herbei. Annas Gegenwart ruft zwar zunächst den Verbrecher in Frömmelt wach. Seine gegen sie gerichteten Tobsuchtsanfälle wandeln sich aber bald in zärtliche Liebe um. Er hält sich dann für den Neubertbauern und empfindet Anna als seine Tochter.

Umgekehrte Wirkung hat Rosalia, Frömmelts böse Tochter. Sie erregt alle schlechten Instinkte. „Wenn die kommt, ... dann kommt der andre – der andre!“

Neuberts Geist zwingt den Musterwirt, in den er gefahren, sich selbst zu zerstören. Er ist der „Staatsanwalt“, der das begangene Verbrechen sühnen soll. „Ich begegne ihm nie,“ klagt Frömmelt, „ich kann ihn nicht erwischen. Aber sobald ich nur den Rücken wende, ist er da, denn er lauert Tag und Nacht vor meiner Tür und nimmt jeden Augenblick zusammen, um zu tun, was mich in Schaden bringt. Er liest meine **[181]** Geschäftsbücher durch. Er durchstöbert mein ganzes Haus. Er verschenkt, was ich mit Fleiß erworben habe. Er vernichtet meinen guten Namen. Er jagt mein gutes Gesinde fort und holt mir schlechtes dafür herein. Ganz und genau so, wie ich es mit – – – mit – – mit ihm gemacht hab, als er noch lebte! Er hat es sogar so weit gebracht, daß meine Tochter nichts mehr von mir wissen will, weil das auch meine Absicht bei der seinen war! – – – Das Fürchterlichste dabei ist, daß ich alles anerkennen, bekräftigen und ausführen muß, weil er es in diesem meinem Körper tut. Er spricht mit meinen Lippen. Er gibt mit meiner Hand. Er schreibt mit meiner Feder! Ich bin ihm preisgegeben mit allem, was ich bin und was ich hab. Mein Haus, mein Geschäft, mein Vermögen befindet sich in seiner Gewalt. Er spielt mit meiner Seele und treibt mit meinem Geiste Allotria! Vor allem eines will er wissen, was ich verschweigen muß, nämlich das Messer, das Messer – wohin ich es versteckt habe! Wenn er das erfährt, so geht er in diesem meinem Körper in den Busch hinaus und nimmt es unter der Klafter Holz heraus. Hierauf kommt er heim, stellt sich an den Schenktisch, wo er sich erstochen hat, und stößt es sich vor allen Leuten in die Brust. Dann heißt es überall: der Musterwirt ist ganz genau so als Selbstmörder in die Grube gefahren, wie der Neubertbauer es ihm befohlen hat“ (S. 452).

So wird Frömmelt durch seine Ich-Spaltung ähnlich wie Dilke in den Tod getrieben. Aber bei ihm führt dieser Weg zum Heil der Seele. Denn schonungslos deckt er, das „Geldmännle“, vorher alle Verbrechen auf, die mit seiner Falschmünzerei zusammenhängen. **[182]** Der „Staatsanwalt“ in ihm zwingt ihn, solange noch der Musterwirt zu sein, bis alles gesühnt ist. Dann erst darf er sich den erlösenden Freitod geben. Als es soweit ist, fühlt Frömmelt den Neubertbauer, der in ihm wohnt, für ihn beten. Das ist das Zeichen der Versöhnung. Ruhig geht er in den Tod. Er ersticht sich am selben Schenktisch, wo Neubert sich erstochen hatte, und mit demselben Messer.

Zur Besserung, gleichzeitig aber auch zur körperlichen Gesundung führt die Bewußtseinsspaltung bei dem schon oben gekennzeichneten Missionar Waller (in Friede). Zwei Geister streiten sich um ihn, „ein guter und ein böser, der eine nur angeblich, der andere wirklich fromm“. Waller fällt in eine Krankheit, die den Verstand des Fanatikers noch vollends zerrüttet. In seiner Vermessenheit hat er früher eine Wette gemacht, daß er eine bestimmte Anzahl Chinesen bekehren werde. Die böse Macht stachelt ihn zum Gewinnen der Wette an, die gute zum Verlieren. Diese ist nämlich die Seele seiner verstorbenen deutschen Gattin, die in ihm geblieben ist. Die andere Seite seines Ich ist ihm von seinen religionswütigen amerikanischen Ahnen überkommen. Wird die gute Macht in ihm laut, dann spricht Waller in seinem Fieberwahn deutsch, sonst aber englisch (Friede S. 290). „Er scheint da in zwei oder gar in drei Personen gespalten zu sein. Jetzt spricht er selbst, mit seiner eignen Stimme. Plötzlich ändert sich sein Ton. Er redet nicht mehr englisch, sondern deutsch. Sein Ausdruck ist ein höherer geworden. Er bringt sogar Reime. Und sie klingen weich, wie aus einem bittenden Frauenmund. Und ebenso plötzlich fällt ihm ein tiefer, starker Baß **[183]** in die Rede, während seine Stimmlage doch fast noch höher als Bariton ist. So ist es, als ob er aus sich selbst und noch zwei andern Wesen bestehe, die sich miteinander um sein Denken und Fühlen streiten.“

Die Reime, in denen Waller spricht, erklären sich daraus, daß seine Frau Schriftstellerin war. Sie hat früher einen Band Gedichte veröffentlicht. Nach diesem klingt alles, was Waller jetzt in gebundener Rede sagt. So verschmilzt die Ich-Spaltung Wallers mit der zeitlichen Ich-Verdoppelung seiner Gattin. Diese führt nach ihrem leiblichen Tode ein zweites Leben in ihrem Mann. Sie vermag ihn hellhörig zu machen. Auf eine von

May nur gedachte Frage gibt sie an Wallers Stelle Antwort (S. 346). Dieser hält auch selbst innere Zwiesprache mit seinen Seelen. „Er sprach viertelstundenlang leise vor sich hin und sah während der Pausen ganz so aus, als ob ihm Antwort werde[“] (S. 364).

Waller fühlt sich plötzlich nicht mehr als Missionar, sondern als Knabe (S. 351). Eine zeitliche Spaltung läßt also einen längst vergangenen Seelenzustand in ihm emporsteigen. Das ist der Beginn seiner Genesung. Der kindliche, bessere Geist zieht in ihn ein. Um dies zu veranschaulichen, greift May zu seinem Tauchermärchen zurück. „Nun, er ist da, dieser neue Taucher. Er hat die Anima bereits gezwungen, ihm die Sprachwerkzeuge abzutreten. Ich glaube, der kümmert sich nicht um Algen und um Tang, sondern wir werden Höheres und Besseres zu sehen bekommen. Ich vermute die größten und die schönsten Perlen der Tiefe“ (S. 470).

Ein schwerer Rückfall droht Waller, als er Dilke, **[184]** dem ebenfalls Gespaltenen, gegenübersteht. „Drüben erscholl ein Schrei und auch hüben erscholl ein Schrei. Dann starteten sie einander an, ohne Ausdruck in den Gesichtern und ohne Worte. Das war der entscheidende Augenblick, der fürchterliche, entsetzliche! Sie standen einander gegenüber: der aus der geistigen Nacht Kommende und der in die geistige Nacht Gehende! Konnten sie aneinander vorüber? War es möglich, den fast Geheilten wieder mit hinabzuzerren?“ (S. 545).

In höchster Angst ruft Wallers Tochter den Namen der toten Mutter, und sofort wird die gute Seele mächtig. Man erinnert den vom Wahnsinn wiederum Belauerten an ein Lied, das ihn schon vorher einmal aus der geistigen Nacht gerissen hatte. „Gebt Liebe nur, gebt Liebe nur allein!“ Er spricht die Verse, sie gleichsam als Schild den bösen Mächten entgegenhaltend, die Dilke in ihm wachgerufen hat. So wird Waller wieder Herr seiner selbst und gelangt zu endgültiger Genesung.

Die feindliche Gegenüberstellung Dilkes und Wallers zeigt, daß Karl May fähig ist, das Spaltungsmotiv auch zu spannungsreichen Verschlingungen zu verwenden. Insofern liegt hier der Höhepunkt von Mays Kunst, das Doppellängertum zu gestalten.

Ich hatte mich in dieser Abhandlung lediglich mit der Ich-Spaltung zu befassen. Auf diesem Gebiet reicht May m. E. nicht an die teilweise der Weltliteratur angehörenden Dichter heran, die wir im ersten Teil dieser Arbeit berührten. Das Gesichtsfeld, innerhalb dessen der Ernstthaler Weberssohn die Ich- **[185]** Spaltung sieht, ist begrenzt: es umfaßt ethische und religiöse Fragen und schließt die pathologischen Erscheinungen nur dürftig ein. Aber es fehlt die gewaltige Phantastik E. Th. A. Hoffmanns, die eindringende Sehschärfe Dostojewskis, die Höhe der Philosophie, von der aus die Romantik blickte. Auch Eros, der alles in Glut tauchende Gott, hat Mays kühle Schöpfungen unberührt gelassen. Da zudem der Stil unsres Dichters der persönlichen Züge entbehrt, bekommt seine Darstellung oft etwas Hausbackenes. Mays Geschöpfe tauchen nicht tief in jene geheimnisvolle Allflut, von der nach [Franz Anton] Mesmer die Dinge dieser Welt umspült sind: ein gewisses Fluidum fehlt. Der Dichter spricht zu uns nicht unmittelbar. Die starke Wand des Verstandes dämpft die Stimmen, die aus dem Unterbewußten empordringen.

Dennoch: eins gibt Mays Schöpfungen ihren Wert. Die Geschehnisse der Ich-Spaltung sind nicht zurechtgezimmert, sie sind erlebt. Ueber ihre dichterische Bedeutung läßt sich streiten; als Zeugnisse und Spiegel eines Menschenschicksals aber werden Karl Mays Bekenntnisse nicht verlöschen.

[(186)]

**„Das Geldmännle“**  
Schülervortrag von Otto Titus E l k a n<sup>25</sup>

©

---

<sup>25</sup> Verfasser dieses Aufsatzes ist ein vierzehnjähriger Untersekundaner des Grunewald-Gymnasiums zu Berlin. Die in der Abhandlung angeführten Stellen aus Karl Mays Erzählung hat er nicht wörtlich, sondern mit kleinen Abkürzungen und Abänderungen übernommen. – die kritische Schlußbemerkung stammt von seinem Klassenlehrer. Die Herausgeber.

<sup>26</sup>

## Sprich Deutsch!

Von Prof. Dr. Eduard Engel

Meine Mahnung „Sprich Deutsch!“ richtet sich nicht an die Deutschen Schriftsteller überhaupt. Seit mehr als einem Menschenalter habe ich mich überzeugt, daß solche Mahnung fruchtlos ist. Der Deutsche Schriftsteller – im allgemeinen – hat allerdings wie jeder Deutsche in seinen Kindertagen singen und sagen gelernt:

Muttersprache, Mutterlaut,

Wie so wonnesam, so traut;

[Max von Schenkendorf, „Muttersprache“]

indessen das sind Kinderliedlein, die den „blasierten“ reifen Mann und „perfekten“ Sprachmeister zu nichts verpflichten. Zwar eifert jeder, wirklich jeder Deutsche Schriftsteller und Mann der Wissenschaft irgendeinmal tiefentrüftet gegen das „Un- und Uebermaß der undeutschen Ausdrucksform“, gegen die „überflüssigen Anleihen bei fremden Sprachen“; aber solche Gebrechen finden sich nur bei den Andern, bei den schlechten Schriftstellern, den geschmacklosen, den drauflos schreibenden, denen „ohne Achtung vor der heiligen Muttersprache“. Alles, was er selbst, der Verdammer der undeutschen Rede, der „Perfekte“, niederschreibt, ist sorgsam ausgewählte Wortkunst, und jeder von ihm selbst hingeschriebene Fremdsprachbrocken, gleichviel ob aus dem Wörterbuch [199] der Hunderttausend, nämlich der hunderttausend längst aus fremden Sprachen gestohlenen, oder erst recht jede der zehntausend mit Künstlerhand neugeprägten, „neukreierten“ Formen alten gestohlenen Sprachgutes, z. B. Epochant, museal, zertitudinal, fundamentiert, akribos, enttitanisieren, ist unentbehrlich, unersetzlich, deckt sich mit keinem Deutschen Wort, und kein Deutsches deckt sich mit dem fremden, jedes ist eine sprachschöpferische Großtat subtil differenzierter Nuancenkunst.

Mit dieser allbekannten Tatsache habe ich mich seit Jahrzehnten abgefunden. Ich werde es nicht erleben, aber auch kein Jüngerer, ja kein Neugeborener oder annoch Ungeborener wird es erleben – das Deutsch geschriebene Deutsche Buch großer Kunst. In Deutschland singt und sagt man in herrlichen Liedern, wie kein andres Volk sie zum Ruhme seiner Sprache kennt, daß die Deutsche Sprache die schönste, die traueste, die wonnesamste, besonders die „reichste aller Zungen“ sei; aber das ist nur empfindsame Rederei, nur tönendes Erz und klingende Schelle. Im Innersten ist der freie Deutsche Schriftsteller fest davon durchdrungen, daß die Deutsche Sprache ein gar stümperhaftes, elendes Werkzeug der Wortkunst ist, wohl das elendste auf Erden; denn was die Schriftsteller aller andern Völker mühelos vollbringen: alle ihre Begriffe und Gefühle mit den Mitteln der eigenen Sprache auszudrücken, das ist dem Deutschen Wortkünstler unmöglich: er muß – o mit wie schwerem Herzen! –, aber er muß seine Zuflucht nehmen zu allen Sprachen der Welt, mindestens zum Griechischen, Lateinischen, Französischen – oder doch [200] Berlinfranzösisch –, Englischen, Italienischen, Spanischen, um der Abgrundtiefe seiner Gedanken, der subtil differenzierten Nuance seiner Ausdruckskunst, dem Höhenfluge seines Im- und Expressionismus das adäquateste Aequivalent zu schaffen. Gewiß, die Fremdwörterei – der Andern – ist verwerflich; aber soll er, der große Wortkünstler, etwa auf solche Meisterschöpfungen des bildenden Sprachgeistes verzichten wie: Individualität, Psyche, Mentalität – zur Zeit noch feiner als Psyche –, Intellektualismus, visuell, Synthese, Latitudinarismus, Emotivität, Impressionabilität, inflationalistisch? Wäre das nicht ein geradezu lächerlicher „Purismus“?

Wie gesagt, von der Sprachform der Deutschen Höhenmenschen, der „Ganzgroßen“, der „Epochanten“, will ich hier nicht reden, und an sie die Aufforderung „Sprecht Deutsch!“ zu richten, kommt mir nicht bei. Sie kennen es nicht, sie wollen es nicht, sie werden es nicht, niemals. Wie aber steht es mit den zahllosen Schreibern, die sich nur an uns, den großen Haufen, an mich und dich und euch alle wenden, um zu belehren, zu unterhalten, zu erbauen, zu erheitern? Unsre Sprache ist doch sozusagen die Deutsche, ist weder Griechisch noch Latein, weder Französisch noch Englisch, oder Italienisch und Spanisch. Meint ihr Schriftsteller, die ihr für uns, für uns Deutsches Volk schreibt, meint ihr nicht, daß ihr die Sprache zu schreiben verpflichtet seid, die wir vollkommen verstehen und beherrschen, die einzige, deren Wortschatz uns von Kindesbeinen auf geläufig und bis in die geheimsten Falten der Bedeutung [201] vertraut ist? Möchtet ihr uns Deutschen Lesern nicht ohne Winkelzüge, mit zwingender Ueberzeugungsgewalt erklären, mit welchem Recht, göttlichem oder menschlichem, oder selbst übermenschlichem, ihr euch untersteht,

in den Eigentumsbereich eines fremden Volkes: in seine nur ihm, nicht euch angehörige Sprache, einzubrechen, beliebige Besitzstücke daraus zu rauben, sie roh zu verunstalten und zu verludern (z. B. Mentalität aus *mentalité*, Loyalität aus *loyauté*, Interessenten aus lateinischem *interesse*) und diese geraubten und verhunzten Stücke fremden Eigentums in eure, in unsre Muttersprache an jeder euch beliebenden Stelle hineinzustopfen? Und wollt ihr uns Lesern, denen ihr solche Flickensprache vorzusetzen wagt, nicht Rechenschaft geben, kraft welches Rechtes ihr bei solcher Diebs- und Hehl- und Stopfarbeit an jeder durch ein gestohlenen Luderwort besetzten Stelle ein Deutsches Wort verdrängt, um sein Erstgeburtsrecht betrügt, hinter das fremde Unwort zurücksetzt? Wir Deutsche Leser warten auf eine Antwort, wir fordern sie von euch, ihr schuldet sie uns in jedem Einzelfalle; aber bitte ohne hohle Wortmacherei, blank und klar, so daß der einfachste Leser begreifen kann, warum ihr „Mehrheit“ verschmäht und Majorität sagt, warum Resultat statt „Ergebnis“, warum produzieren statt erzeugen, modifizieren statt abändern, Interessenten statt Beteiligte, Individualität statt Eigenart?

\*

Mit drei Gattungen Deutscher Schriftsteller haben wir Deutschen Leser, in deren Namen zu sprechen ich **[202]** ein unanzweifelbares Recht habe, es in der Frage zu tun, wie wir sprachlich behandelt sein wollen. Mit den Zeitungsschreibern; den Verfassern wissenschaftlicher, also belehrender Schriften; den mannigfachen Schriftstellern aller andrer Stoffgattungen, besonders denen zur Unterhaltung, für das Volk im allumfassenden Sinne dieses Wortes. Alles, was ihr Schriftgelehrte dieser drei großen Schreiberzünfte zu Papier und dann zu Druckerschwärze bringt, wendet sich zwar an unbekannte Leser, von denen euch aber gar wohl bekannt ist, daß nur sehr wenige über so umfassende Sprachkenntnisse verfügen, wie zum vollen Verständnis aller von euch Sprachdieben aus mindestens vier Fremdsprachen zusammengestohlenen Brocken unbedingt notwendig ist. Du Zeitungsschreiber z. B. – wer gibt dir das Recht, zu deinen Lesern, weil überwiegend einfachen Mitbürgern mit Volksschulbildung, ohne Kenntnis des Französischen, zu sprechen von „neuen Sabotageversuchen der reaktionären Desperados“? – Ich entnehme alle meine Beispiele aus Zeitungen „fürs Volk“, besonders für Arbeiter. – Ist der Leser verpflichtet zu wissen, was Sabotage bedeutet? Weißt du allwissender Zeitungsweser selbst – aber genau, wenn ich bitten darf –, was Sabotage, diese neueste Errungenschaft deiner Bildung, im Französischen bedeutet? Aber wenn du es wüßtest – du weißt es bestimmt nicht –, wer gibt dir das Recht, ein ekelhaftes Wort der Pariser Verbrecher- und Zuhältersprache, das in leidlich anständigen Zeitungen Frankreichs niemals gebraucht wird, deinen Deutschen Lesern und Leserinnen alltäglich vorzustammeln? **[203]** Ich habe mehr als einmal den Versuch gemacht: habe harmlose Deutsche Leser fast aller Stände, auch höchstgebildete, gefragt, was Sabotage bedeute; habe sogar hochgeschwollene Zeitungsmänner bis hinauf zu „Chefredakteuren“ – die es nur in Deutschland, nicht in Frankreich gibt –, einer bescheidenen Prüfung im Zuhälterfranzösisch unterzogen und ohne jede Ausnahme festgestellt, daß nur mit verschwommenen Redensarten geantwortet wird. Der Zeitungskönig wie der Zeitungskärner weiß eben nicht, hat es niemals an der Quelle erforscht oder erfahren, was Sabotage ist; er hat nur einen dunkeln Begriff, daß es wohl so etwas wie Störung, Hemmnis, Entgegenarbeiten bedeutet; aber dies zu beschreiben ist er zu vornehm, zu dünkelhaft, zu – Deutsch, folglich schmiert er lieber ein gemeines Franzosenwort hin, dessen Ursprung und genauen Sinn er nicht kennt, von dem er weiß, daß auch 99 999 von 100 000 Lesern ihn nicht kennen, als daß er ein echt Deutsches Wort hinschriebe, das er und alle seine Leser gleichmäßig genau kennen und verstehen.

Wer etwa einwenden sollte, daß es sich bei Sabotage, sabotieren, Sabotierung um nagelneue Begriffe handle, für die wir Deutsche – wie bekanntlich in zehntausend ähnlichen Fällen – in Folge der Armseligkeit unsrer Muttersprache kein „sich vollkommen deckendes Deutsches Wort“ besitzen, dem sei gesagt: das ist geschichtlich und sachlich blanker Unsinn. Die Sabotage verdankt das Deutsche Schreibervolk und durch dieses das Deutsche Gesamtvolk der widerlichen Affenart seiner geistigen Führer inmitten des Weltkrieges, den Todfeinden sprachlich nachzuplappern. **[204]** Den französischen Kriegsgefangenen in Deutschland war 1917 aus ihrer Heimat der Rat gegeben worden, überall, wo es möglich, Deutsches Eigentum zu schädigen, besonders Deutsches Arbeitsgerät zu zerstören, „Sabotage“ daran zu verüben. Dieses Wort schnappten sogleich ein paar echtdeutsche Zeitungsschreiber auf: Sabotage! – großartiges französisches, also den Mann mit der Bildung erweisendes Wort; nur Sabotage, nicht Zerstörung, Beschädigung, Vermurksung – lauter nur Deutsche Wörter, also minderwertige Sprachformen, einzig Sabotage und dann natürlich zur holden Abwechslung Sabotierung, sabotieren.



Der geschichtliche Ursprung ist längst vergessen, aber die ekelhafte Wortgruppe klebt wie Pech und Schwefel am Leibe Deutscher Sprache. Es gibt keine einzige Deutsche Zeitung, keinen einzigen Deutschen Abgeordneten beider Geschlechter, keinen Kanzler und sonstiges Mitglied eines der reichlich 15 Deutschen „Kabinette“, die nicht neunmal unter zehn Sabotage schreiben und sagen, wo es bis 1917 ausschließlich Zerstörung, Beschädigung, Hemmnis, Entgegenwirken geheißen hatte. Hiermit ist auch der sachliche Unsinn der angeblichen Unentbehrlichkeit des gallischen Wortunflats erwiesen: alle seine Begriffsfarben waren selbstverständlich im Deutschen von jeher reichlich, viel reichlicher als in der fremden Verbrechersprache vorhanden. Keinem Deutschen war je der hirnlose Einfall gekommen, an dieser Stelle unsers Begriffslebens klaffe eine Lücke, die nur durch einen Fremdbrocken auszufüllen sei. Wie hätte das auch anders sein können? Man stelle doch einmal **[205]** die Deutschen Ausdrücke für Schädigung, Hemmung, Entgegenarbeiten zusammen –: man wird staunen. Wir hatten ja längst vor der Bereicherung durch sabotieren ein allgemein beliebtes Fremdwort auch für diesen Begriff: konterkarrieren, denn etwas so Merkwürdiges wie „entgegenarbeiten“ kann zu voller Wirkung doch nur mit einem verhunzten französischen Wort ausgedrückt werden, nicht wahr? Nun wohl, in der für den nächsten Neudruck meiner „Entwelschung“ – mit dem neuen Titel: Fremdwörterbuch – fertig daliegenden Handschrift stehen gegen 60 Deutsche Ausdrücke für konterkarrieren! Was den Deutschen Sprachgecken natürlich nicht hindert zu erklären, daß keins der 60, ja nicht alle 60 zusammen sich „vollkommen decken“ mit dem eleusisch geheimnisvollen einzigartigen konterkarrieren, dessen französischen Ursprung der Deutsche Sprachgeck nicht anzugeben vermag.

\*

Der gesunde Menschenverstand fordert, daß der Zeitungsschreiber schreibe, um verstanden zu werden. In der Wissenschaft ist das anders: nach allen Erfahrungen wächst der Ruhm eines wissenschaftlichen Schreibers mit seiner Unverständlichkeit. Der Leser, der eine wissenschaftliche Schrift nicht versteht, gibt weit eher sich selber die Schuld als dem gedanklichen oder schriftstellerischen Unvermögen des Verfassers. Wie aber steht es um den schreibenden Zeitungsmann? Jeder Ehrliche der Gilde will verstanden werden. Er hat ja nichts vom Nichtverstandenwerden, keine geheime Befriedigung des Schreiberdünkels, keinen öffentlichen über die Leserwelt hinklingenden **[206]** Ruhm, denn in den meisten Fällen zeichnet er seine Aufsätze – Verzeihung: Artikel! – nicht mit seinem Namen. Er genießt also nicht einmal den Kitzel des unverständenen Tiefsinns, den feineren des feierlichen Stumpfsinns. Der Zeitungsschreiber muß wissen, weiß es auch, daß jedes unverständliche Wort einen ganzen Satz, oft eine ganze lange Ausführung dem Leser zu leerem Schalle macht. Trotzdem setzt er ein Fremdwort hin, von dem er bei nur sekundenlangem Besinnen sich bekennen muß: Die Mehrzahl meiner Leser kann dies nicht verstehen. So sage man mir, welcher Gehirnvorgang es erklärt, daß der Schreiber seinem klaren Bewußtsein zuwider dennoch das unverständliche Wort hinschreibt? Ich spreche es ruhig aus – warum sollte ich nach einem langen arbeitsvollen Leben Menschfurcht haben? –: daß Zeitungen, die zu Lesern aller Stände und der verschiedensten Bildungsstufen sprechen, noch immer maßlos fremdwörteln, grenzt dicht an die Verrücktheit, wenn man diese erklärt als bewußt zweckwidriges Tun. Der Zeitungsschreiber will, daß seine Darstellung von jedem Leser gefühlt und verstanden werde, handelt aber durch den Gebrauch unverständlicher Fremdbrocken bewußt zweckwidrig, wie sonst nur ein krankhaft Sinnloser. Ja seine Bewußtheit stellt ihn noch tiefer als den gewöhnlichen Verrückten, dessen Bewußtseinstrübung ein mildernder Umstand ist. Ich hab's erlebt, daß der Leitaufsatz einer sich besonders „national“ gebärdenden Berliner Zeitung – es war kurz vor dem Weltkriege – die Begrüßung eines neuen Deutschen Staatssekretärs des Aeußern schloß mit den hochbegeisterten Worten: **[207]** „*Adelante adelantador!*“ Höchstens zehn Leser dieses Bafels wußten oder ahnten, aus welcher Sprache das war, keine fünf dachten sich dabei etwas halbwegs Richtiges; alle übrigen Zehntausende bewunderten den gelehrten Schreiber, und das Ganze nennt man die erziehliche Aufgabe der Presse.

\*

Die gutdeutschen Zeitungen hallen wider von den sich immer erneuernden Würdelosigkeiten unsers öffentlichen Lebens gegenüber den Todfeinden des Deutschen Volkes. Sie sind so häufig und so widerwärtig, daß die Feder sich sträubt, sie niederzuschreiben und aufzubewahren. Alle fließen aus dem Mangel an triebhaftem Feingefühl für das geziemende Verhalten eines Jeden, nun gar einer öffentlichen Persönlichkeit oder Behörde, gegenüber dem Auslande. Von welchem andern Volk liest man solche groben

Verstöße gegen die völkische Würde? Einen will ich hier als abschreckendes Beispiel aus einer Unzahl herausheben, einen, der in keinem zweiten Volk der Erde möglich wäre. So stumpf ist das Empfinden von Millionen für Würde und Würdelosigkeit gewesen oder sagen wir glimpflicher: geworden, daß meist gar nicht sofort begriffen wird, um was es sich in diesem besondern Falle handelt.

So oft die Franzosen ihre unstillbare Rachsucht und Vernichtungswut an Deutschen Menschen und Ländern austoben wollen, nennen sie ihre Schandtaten: *Sanctions*. Einbruch in friedliche Wohngebiete Deutschlands; Austreibung von Zehntausenden wehrloser Menschen, von Greisen, Frauen, Kindern jedes [208] Alters; Raub, Mord, Schändung, teuflisch boshafte Demütigung der Einwohner durch schwarze Halbtiere – alles heißt im Munde der ehrlosen Folterknechte heuchlerisch: *Sanctions*. Jedes andre solchen Scheusäligkeiten ausgesetzte Volk würde zähneknirschend und Vergeltung schwörend sprechen von: Erpressung, Gewalttat, Raub, immer nur von Erpressung, Gewalttat, Raub. Wie sprechen die Deutschen Zeitungen, alle ohne eine einzige ehrenvolle Ausnahme, von den Schandtaten der feige grausamen Franzosen gegen Wehrlose? Demütig wie Lakaien, würdelos wie Knechte, äffisch wie blöde Gecken näseln sie den gallischen Einbrechern ihre *Sanctions* nach: Sanktionen. Man liest kein andres Wort als Sanktionen; es ist zum stehenden Fachwort Deutscher Selbsterniedrigung geworden. Als ich jüngst dem wahrhaft Deutschgesinnten Leiter einer großen, mit Recht geachteten süddeutschen Zeitung dieses Beispiel Deutscher Würdelosigkeit, nein Deutscher Schande vorhielt, gab er, der sonst nach Möglichkeit auf Deutsche Sprache hält, mir die vor Empörung bebende Antwort: Ich habe vom ersten Tage des Einbruchs in das Ruhrland in meiner Zeitung niemals von Sanktionen, immer nur von Erpressung, Gewalttat, Raub, Folter, Schandtate gesprochen. Was aber soll ich tun, wenn die Deutsche Regierung, das Deutsche Kabinett, in Reden vor dem Reichstag und in Versammlungen, in öffentlichen Kundgebungen jeder Art, in amtlichen Mitteilungen an die Deutsche Presse einzig Sanktionen sagt und schreibt. Wollen Sie mir sagen, was ich angesichts solches Verhaltens unsrer öffentlichen Gewalten tun soll?

[209] Ich habe ihm gesagt, was ich tun würde, wenn ich der Leiter einer Deutschen Zeitung wäre; das aber, was ich ihm gesagt habe und was ich sicher tun würde, ist an dieser Stelle nicht druckbar, denn in der „freiesten Republik der Welt“ schützt ein eignes strenges Gesetz jedes frühere oder jetzige Mitglied irgendeines Deutschen Kabinetts gegen jeden noch so begründeten Vorwurf der Würdelosigkeit, und selbst der unwiderleglichste Wahrheitsbeweis, wenn er überhaupt zulässig wäre, würde mich nicht vor einer Kerkerstrafe bewahren, die für mich bis ans Ende meiner Tage dauerte.

\*

Das Hauptkennzeichen der Sprache Deutscher Wissenschaft ist ihre Schwerverständlichkeit; der Hauptgrund dieses ihres Gebrechens ist der unbegrenzte Gebrauch von Wörtern aus fremden Sprachen. Daß die wissenschaftlichen Schriftsteller, namentlich die nicht für einen engbegrenzten Fachkreis schreibenden, mit ihrer maßlosen Fremdwörterei bewußt zweckwidrig handeln, indem sie das volle Verständnis erschweren oder trüben oder unmöglich machen, liegt auf offener Hand.

Die wahre Wissenschaft strebt nach der höchsten erreichbaren Klarheit; die fremdwörtelnde trübt bewußt oder aus schlechter Erziehung die Klarheit, die zum Wesen der Wissenschaft gehört. Fremdwörtelnder Belehrungsstil – und alle Wissenschaft will belehren – ist ein vollkommener innerer Widerspruch und bleibt gleich geheimnisvoll für Kluge wie für Toren. Ich stehe gottlob ja nicht allein mit dieser [210] Ueberzeugung; Dutzende von Eideshelfern aus den Kreisen der Wissenschaft selbst könnte ich anführen. Fast jeder Forscher, der die Klarheit für das urkundliche Siegel der wahren Wissenschaft gehalten, hat sich irgendeinmal grob oder fein, kurz oder ausführlich gegen das Fremdwort in der wissenschaftlichen Darstellung ausgesprochen. Gegen die Entbehrlichkeit der allermeisten Fremdbrocken, auch der meisten Fachfremdwörter gibt es ganze Büchereien. Ein vornehmer Gelehrter wie [Johannes] Volkelt schrieb die Sätze: „Wörter wie Resultat, Realität, Disziplin, Basis, Substrat, Reaktion, historisch (!), kontinuierlich, konstant, speziell, modifizieren usw. (!) halte ich für durchaus überflüssig .... Andere Ausdrücke wie Faktor, Funktion, Akt (!), Poesie, poetisch, direkt, empirisch scheinen mir in den meisten Fällen (in welchen denn nicht?) durch Deutsche Wörter ersetzbar zu sein, ohne daß in der Bedeutung irgendeine Schattierung, Zumischung, Abbiegung verloren ginge.“ Hätte sich Volkelt eingehender mit dieser Frage der Wissenschaft beschäftigt, so wäre er nicht bei den wenigen blindlings herausgegriffenen überflüssigen Fremdbrocken stehen geblieben, sondern er, der tiefe Denker und geschmackvolle Urteiler, hätte unzweifelhaft fast das ganze dicke Fremdwörterbuch der Deutschen, will sagen undeutschen, Wissenschaft verworfen.

Endlich die Sprache der auf Volkstümlichkeit abzielenden oder ihrer würdigen Schriften aller Art, der wissenschaftlichen oder dichterischen, der hochgelehrten oder schlicht belehrenden, der großkünstlerischen **[211]** oder bescheiden unterhaltenden. Ich komme hiermit zu der Frage, um deren willen diese ganze Betrachtung eigentlich angestellt wurde: Kann irgendein Werk je wahrhaft Eigentum des ganzen Volkes werden und bleiben, wenn es nicht in der Sprache des Volkes abgefaßt ist? Seht euch um in dem dreitausendjährigen Schriftentum aller Völker und Zungen, seht euch mit besonders scharf prüfenden Augen um in der Deutschen Bücherwelt seit Ulfilas: wo immer ihr auf ein lebendig gebliebenes Werk trefft, da ist es in unverderbter, ungetrübter Volkssprache geschrieben. Nicht der berühmte Name, ja nicht der wertvollste Inhalt schützt dauernd ein Deutsches Buch in undeutscher Sprache; fremdländische Bücher kommen überhaupt nicht in Frage, denn die sind alle in echter Volkssprache geschaffen.

Es ist unbegreiflich, daß die Tatsache des Versinkens vieler einst hochberühmter Deutscher Prosawerke so wenig gewürdigt wird. Von [Leopold von] Ranke rührt das kluge Wort her: Nur die gutgeschriebenen Bücher bleiben. Er meinte damit zunächst nur die geschichtlichen Bücher, aber das Wort gilt ohne Einschränkung vom gesamten nichtdichterischen Schriftentum. Man vergleiche nur einmal die Fälle der französischen, englischen, italienischen Prosawerke, die noch heute, nach drei, vier Jahrhunderten lebendiger Besitz ihrer Ursprungsländer, ja auch anderer Bildungsvölker sind, mit den paar Deutschen wissenschaftlichen Büchern, die ein frisches Leben – von nur zwei Jahrhunderten führen. Fast alle nicht gradezu dichterischen Werke Deutschlands wurden und werden in schlechter Sprache, d. h. in undeutscher, volkswidriger **[212]** Sprache geschrieben und gehen an dieser Mark- und Herzkrankheit zugrunde.

Das beste, allerdings traurigste Beispiel für diesen ungeheuren Verlust an geistigem Volksvermögen bietet das Lebenswerk Rankes selbst. Es ist so gut wie versunken, höchstens noch gelegentliche Gelehrtenquelle, nicht mehr fruchtbarer Volksbesitz. Der Grund, der hauptsächlich, nein der einzige dieses Versinkens liegt in Rankes schauderhafter Fremdwörtelei. Nicht daß er ärger fremdwörtelte als seine einstigen Zeitgenossen, die gleich ihm versunken sind; nein, er schrieb nur das Welsch seines Zeitalters, kaum um einen Grad undeutscher als [Theodor] Mommsen, [Ernst] Curtius, [Johann Gustav] Droysen. Aber Rankes Fremdwörter sind, weil aus einem früheren Jahrzehnt, noch schneller vermufft und vermodert als die seiner Fachkollegen, und selbst die an das heutige Gelehrtenwelsch gewöhnten Leser vertragen nicht mehr solche Unsprache wie „die Repressionen der populären Emotionen“ oder „das maritale Element“, was bei Ranke bedeuten soll: Ehe.

Hier nun hat ein sehr beachtenswerter Umschwung eingesetzt. Der gutgeleitete Verlag von Bachem in Köln, von dem löblichen Gedanken beseelt, daß ein geistiger Schatz wie der in Rankes Werken verschüttete nicht für immer an der unerträglich gewordenen undeutschen Ausdrucksform verloren gehen dürfe, hat den Versuch gemacht, Ranke ins Deutsche übersetzt herauszugeben, und siehe da: dieser Versuch, wertvolle Besitztümer unsers Volkes durch eine geschickte, zartfühlende, ehrerbietige Sprachsäuberung vom sichern Untergange zu retten, ist glänzend **[213]** gelungen: die verdeutschten Schriften Rankes werden bei weitem stärker gekauft als die im ursprünglichen Welsch.

Dieser bedeutsame Vorgang zeigt uns den Weg, auf dem alles das, was in unserm Schriftentum von bleibendem Wert ist, ja auch das, was vielleicht nur für ein oder zwei Menschenalter wirksam zu sein verspricht, lebendig erhalten werden kann. Deutsches Werk besteht, welches Werk vergeht, – und stünde hinter dem verwelschten ein sehr großer, ja sogar der größte Name. Ich scheue mich nicht, die Ketzerei für heute, die Selbstverständlichkeit für ein nahes Morgen auszusprechen, daß wir das Recht, ja die Pflicht haben, alle Prosawerke Goethes dadurch vorm Versinken zu bewahren, daß wir ihre dem größten Teil der Leser, selbst der gebildetsten, unverständlich gewordenen Fremdwörter durch klare Deutsche Ausdrücke ersetzen. Dies sind wir dem Geistesschatze schuldig, den uns der größte Deutsche Meister hinterlassen hat.

„Lästerung! Tempelschändung!“ Gemach, ihr Mezzofantis, die ihr euch und uns glauben machen wollt, daß ihr imstande seid, Goethe vom Blatt zu lesen. Es gibt kein einziges Fremdwörterbuch, selbst das dickste, selbst das von [Joseph] Kehrein oder [Daniel] Sanders oder [Johann Christian August] Heyse nicht, das euch die Möglichkeit böte, die Prosa Goethes lückenlos zu verstehen. Wißt ihr Goethe-Priester etwa vom Fleck, was bei ihm die Stellen bedeuten mit Fremdbrocken wie: Chromagenesie, styptisch, Adiaphorie, anastomosiert, depotenziert, Achewinement, Apprehensionen, Travers, Parrhesie, expedit, prolix, Lokat, Konzent, digestiv, kohobieren, **[214]** amplifiziert, kompensativ usw. usw.? Ihr wißt es bestimmt nicht, ja ihr findet nicht alle in

einem der Fremdwörterbücher, ohne die kein Deutscher ein wissenschaftliches Buch in vorgeblich Deutscher Sprache vollkommen verstehen kann.

Kommt mir aber nicht mit dem kindlichen Frohlocken: Siehst du, Purist, auch Goethe war ein Fremdwörtler, und durch ihn wird unsre Fremdbrockensprache gerechtfertigt. Im mündlichen Verkehr pflege ich auf solche Albernheit zu erwidern: Wo ist Ihr Faust? – Goethes Fremdwörter sind ja nicht Goethe, sondern achtzehntes Jahrhundert mit dessen humanistischer und französelnder Sprachverderbtheit. Stünde Goethe heute auf, nach einem Jahrhundert geläuterter Deutscher Sprachbildung, – glaubt man, er würde auch nur ein einziges jener längst sinnlos gewordenen Fremdwörter heute gebrauchen? Er, der das abschließende Urteil über die Deutsche Sprachfrage gefällt hat: „Der Deutsche, seit beinahe zwei Jahrhunderten (seit dem Anfang des 16ten) in einem unglücklichen tumultuarischen Zustande verwildert, begab sich bei den Franzosen in die Schule, um lebensartig zu werden, und bei den Römern, um sich würdig auszudrücken. Beides haben wir nicht mehr nötig.“

Was ich hier für Goethes Prosaschriften als notwendig erkläre: sie dem Deutschen Volke dadurch verständlich zu machen, daß ihre ganz überflüssigen Fremdwörter durch gutdeutsche Ausdrücke ersetzt werden, das hat Goethe selbst sein Schriftstellerleben hindurch an allen seinen Werken mit voller Absicht geübt. Viel zu wenig ist selbst in den Kreisen der Goethe-Wissenschaft bekannt – meist wird diese Tatsache **[215]** geflissentlich unterdrückt –, mit welchem „puristischem“ Eifer Goethe bei jeder Neubearbeitung seiner Prosawerke Fremdwörter zu Dutzenden ausgemerzt hat, um sie volkstümlicher, also Deutscher zu gestalten. Aus dem Urgötze strich er z. B. Detachement und setzte dafür Haufen; statt „gegen die Weiber deklamieren“ heißt es jetzt: schelten. Ja er strich Fremdwörter, die an ihrer Stelle dem Zeitton nicht zuwider klangen, wie Baldachin, Rebellion und schrieb dafür: Prachtvorhang, Aufruhr. Beseitigt wurden: appellieren, deplaciert, Descente, Spekulation, Viktualien, Virtuosität; sogar Humor, Materie, Szene mußten Deutschen Worten weichen. Wie bezeichnend für Goethes „Purismus“, will sagen für sein Deutschgefühl und Stilverständnis, sind Verdeutschungen wie: „Aber um dich, Adelheid, ist eine Atmosphäre von Leben“ in „Aber um dich, Adelheid, ist Leben“, aus der richtigen Erkenntnis, daß Fremdwörter oft dadurch verdeutscht werden, daß man sie streicht. – Und sintemalen alle Verteidiger des Welsch in der Unentbehrlichkeit von interessant übereinstimmen, so mögen sie sich eines Bessern belehren lassen durch Goethe, der die Stelle im Urgötze: „Ein halb trauriger Zug auf seinem Gesicht war so interessant“ Deutscher und wirksamer wandelte in „Ein halb trauriger Zug auf seinem Gesicht gefiel mir so wohl“. Aus dem gleichen Widerwillen gegen die Schwammwortgruppe verbesserte er „Interesse nehmen“ in „Anteil nehmen“. Noch bei der dritten, der endgültigen Fassung des Götze von 1804 ersetzte er „in dieser Extremität“ durch „in dieser bänglichen Lage“, „gemessene Ordre“ durch „Befehl“, „Diskurse“ durch „Verhandlungen“. **[216]** Absichtlich schrieb er in der „Campagne in Frankreich“ aus seiner reifen Manneszeit entgegen dem damals, wie noch heute, allgemeinen Gebrauch von „royalistisch“: königlich Gesinnte (nach Luthers Ausdrucksform bei Johannes 4,47).

Ein gewaltiges Abschlichten unnützer Fremdbrocken vollzog Goethe für die erste Gesamtausgabe seiner Werke von 1787, obwohl er doch durch die Kanzleisprache seiner Weimarjahre von 1775 bis 1786 an die damals durchweg übliche Welscherei gewöhnt worden war, z. B. an solch Unzeug wie: reskribieren, instituieren, submisstest, Deliberation, Inkumbenz, Responsabilität.

Bis ins höchste Alter hinein trieb Goethe mit wachsender Leidenschaft diese Verdeutschung seiner eignen Schriften. Für Journalist, dessen Unersetzlichkeit für jeden Welscher feststeht, bildete Goethe neben „Zeitungsschreiber“ und „Tagesschreiber“ abwechselnd „Tag-, Wochen-, Monatsblättler“, wie er schon in seinem Tagebuch (19. Febr. 1819) sich für Journal vermerkt hatte: „Tagschrift“. Er wechselt ab zwischen Kurort und Heilort; ja hier und da suchte er durch die Tat zu beweisen, daß man, d. h. daß er so gut wie gar keine Fremdwörter und keine Verdeutschungshelfer benötige. Scheinbar unersetzliche, unentbehrliche Fremdlinge wie: kosmopolitisch, Original, Prozeß, Disziplin, Generation, Trophäen, Vivat, Indifferenz werden ausgezeichnet verdeutscht in: großweltlich (!), Urbild, Rechtshandel, Mannszucht, Zeitgeschlecht, Kampfgewinnte, Leberuf, Unteilnahme. Sogar solche Fremdwörter, die von ihren grundsätzlichen heutigen Gegnern zumeist noch einstweilen **[217]** geduldet werden, verwirft der fast überstrenge „Purist“ Goethe: statt Praxis schreibt er Ausübung, statt Theorie und Praxis: Lehre und Leben, statt Optimisten und Pessimisten: Hoffer und Verzweifler, statt Harmonie: Uebereinstimmung, aus dem Rationalisten macht er einen Menschenverständler.

So könnte ich seitenlang fortschreiben über Goethes unvertilgbaren Trieb zu reinem, immer reinem

Deutsch an der Stelle der ihm durch Zeitalter und Bildungsweg überkommenen Fremdwörter. Und angesichts dieser seit meiner „Deutschen Stilkunde“ und meinem Buch „Goethe, der Mann und das Werk“ selbst bis in die Kreise der Berufswelscher hinein bekannten Tatsache sollte man nicht das Recht haben, treu in Goethes eigenem Sinne liebevoll mit der Reinigung seiner Prosaschriften vom Staube des Ursprungsjahrhunderts fortzufahren? Jeder wohlgesinnte Verleger, jeder sprachkundige Herausgeber hat das Recht, dem Deutschen Volk endlich einen durchweg verständlichen Deutschen Goethe dazubieten.

Als Erich Schmidt einst seine kleine Auswahl von Goethes Werken, den „Insel-Goethe“, herausgab, fühlte er sich verpflichtet, am Schlusse jedes Bandes ein Fremdwörterbüchlein beizufügen, worin mit Seitenhinweisen alle Fremdwörter erklärt wurden. Mit vollem Recht; aber welches Eingeständnis lag in diesem sechsfachen Fremdwörterbuch für die sechs Bände! Erich Schmidt, der Verfasser der berühmten „Erklärung“ mit 41 Unterschriften von 1889 in den „Preußischen Jahrbüchern“ zugunsten der Fremdwörter, also gegen reine Deutsche Sprache, sah sich um **[218]** 1911 gezwungen, zuzugeben, daß der größte Deutsche Schriftsteller dem Deutschen Volke, für das der „Volks-Goethe“ des Insel-Verlages bestimmt war, ohne sechs Fremdwörterbücher unverständlich sei! Unverständlichkeit aber eines Schriftstellers, auch des größten, bedeutet nichts mehr und nichts weniger als Keim des Vergehens.

Etwas Ähnliches liegt bei dem verdienstvollen Unternehmen des Herderschen Verlages im badischen Freiburg vor, der „Bibliothek (warum nicht Sammlung?) wertvoller Novellen und Erzählungen“. Zahlreiche Bände mit Dutzenden vortrefflicher Erzählungen unsrer Besten sind darin erschienen, und am Schlusse jedes Bandes steht, wie für den Volks-Goethe, ein Fremdwörterverzeichnis mit den nötigen Verdeutschungen, weil, entsetzlicher Gedanke, entsetzlichere Wirklichkeit, nicht eine einzige der abgedruckten Erzählungen ohne ein Fremdwörterheftchen ganz und gar verständlich ist!

\*

Kommende Geschlechter mit gesünderer Deutscher Erziehung und Bildung werden diesen Zustand für einen tiefbeschämenden Makel unsrer Geistesgeschichte ansehen; mir erscheint er schon heute schwer bemakelt. Die Ausgaben unsrer Klassiker und ihrer wertvollsten Zeitgenossen und Nachfahren mit erklärenden Anmerkungen unterm Strich oder kleinen Fremdwörterbüchern als Anhang dürfen nur den Uebergang bilden zu den vollkommen Deutschen Ausgaben aller unserer lebenswerten geistigen Besitztümer in Prosa. An die in gebundener Form darf nicht gerührt **[219]** werden, um so weniger als unsre Versdichtung unvergleichlich reiner ist als unsre Prosa. Jedes druckfreie Prosawerk jedoch sollte fortan von höchstgebildeten Männern mit sicherem künstlerischem Sprachfeingefühl nur in gutdeutscher Ausdrucksform neu herausgegeben werden. Dies gilt sowohl für die erzählende wie für die wissenschaftliche Prosa. Man kann sich fest darauf verlassen: durch die Beseitigung jedes unnützen Fremdworts und das Einsetzen eines vollwertigen Deutschen Ausdrucks wird in keinem einzigen Fall eine dichterische oder sprachliche Schönheit zerstört werden. Im Gegenteil: der Gesamtstil des Werkes wird künstlerisch einheitlicher, edler, gehaltreicher werden, und, worauf es vor allem anderm ankommt: jeder Leser wird jedes Wort bis in seine letzten Bedeutungsfalten verstehen. So hat jedes Volk, von den alten Griechen bis zu den Franzosen des 20. Jahrhunderts, es mit seinem Schriftentum gehalten, und es gibt nicht den geringsten triftigen Grund, warum dies einzig bei den Deutschen für alle Zeit durchaus anders sein muß.

\*

Daß es in Deutschland Bücher zur Unterhaltung oder Belehrung des Volkes in undeutscher Sprache gibt, wird hoffentlich schon in naher Zukunft nicht mehr begriffen werden. In welcher Sprache immer verstiegene Romane oder wissenschaftliche Fäseleien für die „mondänen Intellektuellen“ verfertigt werden mögen, – das nach guter Unterhaltung, edler künstlerischer Erbauung, fruchtbarer Belehrung verlangende lesende Volk hat ein unantastbares Recht, **[220]** daß zu ihm in seiner unverfälschten Sprache geredet werde. Die mit so hochgeschwellter Begeisterung vor wenigen Jahren geplanten oder versuchten Volkshochschulen sind so gut wie sämtlich daran gescheitert, daß es keine Volkshochschullehrer gab noch gibt, die imstande wären, in vollkommen verständlicher Sprache frei vorzutragen. Ich habe die Aussichtslosigkeit der Volkshochschulen schon vor sechs Jahren dem für sie schwärmenden preußischen Unterrichtsminister [Konrad] Hänisch vorausgesagt. Ich bin kein Prophet, aber es war nicht schwer zu weissagen, daß Lehrer, die nicht die Sprache ihrer Schüler reden, von diesen nicht verstanden werden, also nicht belehrend, sondern nur tödlich langweilend wirken.

\*

Von Goethe und Ranke und den in Herders Sammlung abgedruckten größten Deutschen Erzählern zu Karl May ist ein weiter Schritt; aber unüberbrückbar ist die Kluft zwischen den Meistern und einem gar bescheidenen Schüler nicht. Was auch die stolze Literaturwissenschaft und das selbstbewußte Tagesurteil über Karl May sagen oder schelten mag, eins müssen sie alle lassen stahn: Er ist seit reichlich 40 Jahren der meistgelesene Deutsche Erzähler, wobei nicht zu vergessen, daß er auch der meistübersetzte ist, daß also seine Leser über fast alle Länder des Erdballs verstreut sind. Karl May ist ein Volksschriftsteller mit außergewöhnlicher Verbreitung; es kann daher nicht gleichgültig sein, in welcher Sprachform seine Werke zu den Millionen sprechen. Die Zahl der ganz Deutsch geschriebenen Bücher ist erstaunlich klein; ist **[221]** es da nicht gradezu eine geistige Tat segensreichster Art, daß wenigstens der verbreitetste Deutsche Schriftsteller jetzt ein reindeutsches Sprachgewand bekommt? Karl Mays Deutsch nahm es von jeher an Reinheit mit dem unsrer berühmtesten Erzähler und Wissenschaftler auf; aber völlig rein war es nicht. Der gutdeutsch gesinnte Mann schrieb das Deutsch, das er von Jugend auf zu hören und zu lesen bekommen hatte: die nur allzu wohl bekannte griechisch-lateinisch-französische Mengselsprache mit starkem germanischem Einschlag, von mir „Welsch“ genannt. Er schrieb es nicht so meisterlich wie seine höhergebildeten Zeit- und Berufsgenossen, denn er begnügte sich für seine Erzählersprache mit kaum der Hälfte der Fremdbrocken, die als bereichernder Schmuck der höheren Schmocksprache galten und bis zur Stunde gelten, und legte nur seinen sprechenden Personen ferner Länder allerlei Pröbchen ihrer Sprachen in den Mund. Beiläufig: ähnliches kommt auch in den meisten Deutschen Erzählungen vor, die in Frankreich, England, Italien spielen oder in denen Menschen jener Länder sprechend vorgeführt werden.

Die Neuausgaben der Erzählungswerke Karl Mays erscheinen jetzt nach und nach in reindeutscher Sprache. Damit erhält das Deutsche Leservolk nach und nach Dutzende von Deutschgeschriebenen Büchern. Ein kühnes Wagnis, dem schon jetzt der volle Erfolg beschieden ist. Daß nicht der kleinste beachtenswerte Einwand gegen diese reindeutsche Ausgabe eines Schriftstellers für die Millionen erhoben werden kann, ist offenbar. Ich fordere aber, daß die hohe Bedeutung dieses Wagnisses vom Deutschen Volk gewürdigt **[222]** werde. Eine Deutschgeschriebene Zeitung gibt es in Deutschland nicht, hat es nie gegeben, wird es nicht bei meinem Leben noch nach meinem Tode geben. So denket wenigstens für die Spanne einer Minute darüber nach, was es bedeutet, daß in zehn Jahren etwa eine Million Bände mit reiner Deutscher Sprache in den Händen von Lesern sein werden, die sonst so gut wie niemals ein Buch mit sauberm Deutsch, unbedingt nie und nimmer ein mit anständiger Deutscher Sprache bedrucktes Zeitungsblatt zu lesen bekommen. Ich hätte gewünscht, der reindeutsche Goethe hätte Karl May den Rang abgelaufen; indessen so wie es nun einmal in Deutschland herzugehen pflegt und auch in diesem Falle gekommen ist, – Goethe wäre wahrscheinlich nicht unzufrieden gewesen, daß einem Geringeren das Glück gelächelt hat. Und vielleicht hätte er leise den Kopf gewiegt und mit seinem höllisch weisen Mephisto vor sich hin gesprochen:

Wie sich Verdienst und Glück verketten,  
Das fällt dem Toren niemals ein.

## Die Vorgeschichte der Münchmeyer-Romane

Von Dr. E. A. Schmid

Leiter des Karl-May-Verlags

### 1.

Schneller als während der Drucklegung zu erwarten war, haben sich unsre drei ersten Jahrbücher ausverkauft. Ein Neudruck ist bei der Art dieser Werke nicht möglich. Viele Bestellungswünsche müssen wir deshalb unbefriedigt lassen.

Dies ist mir um so schmerzlicher, als uns die vor Jahresfrist erfolgte Neuausgabe von Karl Mays Roman „Waldröschen“ zahlreiche Anfragen über dessen Entstehungsgeschichte ins Haus bringt, die sich großenteils schon im Jahrbuch 1919 (zweiter Jahrgang) beantwortet fanden.

So habe ich mich entschlossen, heute nochmals eine zusammenfassende Darstellung über die sogenannten „Münchmeyer-Romane“ zu geben und dabei weitgehend auf die früheren Darlegungen im erwähnten zweiten Jahrbuch, sowie auf die ergänzenden Erläuterungen in Band „Ich“ zurückzugreifen.

### 2.

In den Jahren 1882–1887 hatte May für den Verleger Münchmeyer in Dresden anonym fünf umfangreiche **[224]** Lieferungsromane geschrieben, um die er sich, weil später ganz für den „Deutschen Hausschatz“, den „Guten Kameraden“ und für Fehsenfeld beschäftigt, nicht mehr kümmerte. 1892 starb Münchmeyer; 1899 verkaufte die Witwe das Geschäft. Der Käufer machte sich sofort daran, die fünf Romane Mays in neuer Ausstattung, und zwar unter dem Namen des mittlerweile berühmt gewordenen Schriftstellers, herauszugeben. May klagte gegen den neuen Inhaber, ebenso wie gegen die Witwe Münchmeyer als Vorbesitzerin des Geschäfts.

Die erstere Klage endigte 1907 durch den in der Selbstbiographie (Bd. „Ich“, S. 489/90) abgedruckten Vergleich. Die Klage gegen die Witwe Pauline Münchmeyer forderte Schadenersatz deswegen, weil sie die anonymen May-Werke widerrechtlich mitverkauft hatte, obwohl die Rechte daran Mays Eigentum waren und vereinbarungsgemäß nach Erzielung einer Auflage von je 20 000 Stück an ihn zurückfallen sollten; die darin enthaltenen textlichen Veränderungen spielten bei dieser Klage stets auch eine gewichtige Rolle. Und dies war eben der eigentliche große „Münchmeyer-Prozeß“, der insgesamt 12 Jahre dauerte. Aus ihm, der auf beiden Seiten mit immer schärferen Waffen geführt wurde, entwickelte sich eine große Schar von Nebenprozessen, und auch alle die bekannten Beleidigungsfehden, die May später ausfechten mußte, sind samt und sonders auf ihn zurückzuleiten; sie entstanden teilweise daraus, daß schließlich sogar die jugendlichen Verfehlungen des nunmehr 68jährigen Mannes ans Licht gezerrt und ihm in breitester Öffentlichkeit und mit maßloser Uebertreibung **[225]** vorgeworfen wurden. Beide Parteien flüchteten sich immer wieder zur Tagespresse, und so erwachsen naturgemäß Streitigkeiten, die mit dem Grundprozeß gar nichts mehr zu tun hatten.

Der riesenhafte Prozeß hat sich insgesamt in fünf Instanzen abgespielt; zunächst wurde über den Grund der Klage sowohl beim Landgericht als beim Oberlandesgericht und Reichsgericht entschieden, und zwar hat May in allen drei Instanzen restlos gesiegt. Nachdem also gerichtlich endgültig festgestellt worden war, daß er sich mit seinen Ansprüchen im Recht befand, wurde, wie bei derartigen Prozessen stets, nochmals der Instanzenweg angetreten, indem sich jetzt die Gerichte über die Höhe der Schadenersatzansprüche zu äußern hatten. Das Landgericht, das somit nunmehr als vierte Instanz des zweiten Rechtsgangs urteilte, sprach May eine Entschädigung von 60 000 Mk. zu. Sowohl der Kläger Karl May wie die Beklagte Frau Münchmeyer legten gegen dieses Urteil wiederum Berufung ein, und nun begann der Prozeß in der fünften Instanz, also wieder beim Oberlandesgericht, zu spielen. Mitten unter diesen Verhandlungen (Zeugen und Sachverständige waren inzwischen auf 67 angewachsen) starb Karl May.

Er starb als Opfer unsres unzulänglichen Schutzrechts gegen Beleidigungen. Für einen solch berühmten und angesehenen Mann, wie er zu Beginn der Prozesse war, ist es nämlich leider stets gefährlich, das Recht vor Gericht zu suchen, und es ist doppelt gefährlich, wenn dieser berühmte Mann in seiner Vergangenheit wunde Punkte hat. Denn, wie nicht nur die May-Prozesse lehren, sondern wie man noch an **[226]** vielen andern Beispielen nachweisen kann, mischen sich dann oftmals literarische Schmarotzer

(„Lilien auf dem Felde“) ein, und zwar in einer solche geschickten und verschmitzten Weise, daß auch die ernster zu nehmende Presse häufig nicht daran vorübergeht und sich – nicht selten einseitig und ohne genauere Kenntnis der Sachlage – zum Richter aufwirft. Es ist der Fluch der Vorstrafe, der im Zeitalter der so gern betonten „Humanität“ den Untergang und den Tod des beliebtesten deutschen Volksschriftstellers herbeiführte. Als er selbst die ungeheuerliche Gefahr wahrnahm und als ihm wohlmeinende Freunde rieten, lieber sein Recht preiszugeben und der „Presse-Hydra“ zu entfliehen, war es für ihn zu spät, und er fand sich nicht wieder aus den Prozessen heraus.

Bei Erledigung der nach seinem Heimgang weiterlaufenden Prozesse ging ich von dem Gedanken aus, daß die möglichen Prozeßerfolge in gar keinem Verhältnis zu den Nachteilen standen, die Mays Name und Ansehen durch die von seinen Prozeßgegnern genährten immerwährenden Presseangriffe erlitten; aber auch die Beweismöglichkeiten waren naturgemäß durch sein Ableben schwieriger geworden. Im Frühjahr 1913 gelang es, den zwölfjährigen Hauptprozeß May gegen Pauline Münchmeyer zu begraben; in einem Vergleich zwischen beiden Parteien erklärte sich Frau Münchmeyer zur Zahlung einer Abfindung in Höhe von 25 000 Mark bereit, was das Ende des unheilvollen Streits herbeiführte. In rascher Folge kamen nun auch alle übrigen Nebenprozesse zum Abschluß.

[227]

3.

Während des letzten Abschnitts des Riesenprozesses bin ich selbst, der ich damals noch nicht Karl-May-Verleger war, als sachverständiger Zeuge vernommen worden. Meine Aussage hatte ich am 12. Dezember 1912 beim Amtsgericht in Stuttgart, meinem damaligen Wohnsitz, auf Ersuchen des Oberlandesgerichts Dresden, zu leisten. Die von mir unter Eid niedergelegten Aeußerungen bringe ich nachfolgend, soweit für diesen Aufsatz von Belang, im Auszug:

.... Von May autorisiert sind nachstehende im Buchhandel befindlichen Werke:

a) bei Fehsenfeld, Freiburg: 33 Bände Reiseerzählungen<sup>27</sup> (d. s. seine Hauptwerke), 1 Band Erzgebirgische Dorfgeschichten, 1 Drama, 1 Band Gedichte.

b) bei der Union, Stuttgart: 7 Bände Jugendschriften<sup>28</sup>.

c) hierzu wären noch einige Handschriften zu rechnen, die ich in Mays literarischem Nachlaß vorfand<sup>29</sup>: mehrere Reisenovellen, 2 Dramenfragmente, eine Anzahl von Gedichten.

Diese sämtlichen Werke sind sittlich rein und ethisch hochstehend. Sie haben insbesondere einen hohen erzieherischen Wert, infolge ihrer Lehrhaftigkeit und kindlich-treuen Gottesverehrung. Mir sind viele Beispiele bekannt, in denen die genannten Werke bei bestimmten Personen eine nachhaltige seelische Läuterung auslösten.

Für ihre tiefe Wirkung nur einen Fall:

[228] Ich fand im Nachlaß einen Brief, den ein Berliner Judenknabe vor Jahren an May geschrieben hat: die Lektüre des „Winnetou“ habe in ihm den Vorsatz gezeitigt, Christ zu werden, er wage es aber nicht, dies seinem Vater mitzuteilen; May möge letzteren darauf vorbereiten. Der Dichter erwiderte laut Kopie herzlich, der Junge solle nur an den Gott seiner Väter glauben, und ein braver Mensch bleiben, vor allem aber müsse er unbedingtes Vertrauen zu seinem Vater haben und stets dessen Wünschen folgen<sup>30</sup>.

Ein begeisterter Dankesbrief des Vaters war die Antwort.

Nicht autorisiert sind die bei Münchmeyer-Niedersedlitz erschienen Buchwerke Mays:

a) 8 Novellen<sup>31</sup> verschiedenen Umfangs. Auch diese sind sittlich einwandfrei und stehen ungefähr in der Art der oben erwähnten Erzgebirgischen Dorfgeschichten.

b) 5 umfangreiche, vielbändige Romane: „Das Waldröschen“, „Der verlorene Sohn“, „Deutsche Herzen, deutsche Helden“, „Der Weg zum Glück“, „Die Liebe des Ulanen“. Die vier erstgenannten erschienen ursprünglich in Kolportageform 1882 bis 1887, der letztgenannte wurde erstmals in der Zeitschrift „Deutscher Wanderer“ 1884 veröffentlicht.

---

<sup>27</sup> Nunmehr Bd. 1 – 33 der Gesammelten Werke.

<sup>28</sup> Nunmehr Bd. 35 – 41 der Gesammelten Werke.

<sup>29</sup> Inzwischen größtenteils von Studienrat Dr. Max Finke in den Jahrgängen 1920-1923 veröffentlicht. Außerdem wurde übrigens noch mancherlei aufgefunden, z. B. 1916 das verschollene Erstlingswerk „Geographische Predigten“, das heute für die Beweisführung besonders bedeutsam wäre.

<sup>30</sup> Dieser Briefwechsel findet sich abgedruckt im Jahrbuch 1924 unter dem Kennwort: Der „Jugendverderber“.

<sup>31</sup> Teilweise schon in die Gesammelten Werke aufgenommen, z. B. in Bd. 38 „Halblut“.



Sie haben mit Mays Reiseerzählungen viele Aehnlichkeit, aber auch mancherlei Unterschiede; ich möchte sie als eine Mischung Dumas-Gerstäcker bezeichnen. Zu ihrer weiteren Würdigung gestatte ich mir, einen Abschnitt aus einem von mir anfangs 1911 veröffentlichten Aufsatz anzuführen:

„Als die unter dem Bruch des Pseudonyms erfolgte Neuausgabe erschien, begannen einzelne Kritiker Zetermordio zu schreien über die „Unsittlichkeit“ dieser vorher unbekanntes May-Erzeugnisse. May verteidigte sich: die verfänglichen Stellen seien von Münchmeyer während des Erscheinens in die ursprünglich sittenreinen Romane eingeschmuggelt worden; er selbst habe die Aenderungen bei seiner damaligen ungemein [229] produktiven Tätigkeit nicht sofort wahrgenommen. In dem erwähnten Zivilprozeß wurde die Tatsache erheblicher Aenderungen von den beklagten Parteien zugegeben.

Glaubhaft sind Mays diesbezügliche Behauptungen vollauf, besonders für denjenigen, der in die Mache des Kolportagehandels Einblick hat.

Im übrigen sei hier noch etwas eingeschaltet. Ich selbst habe die sämtlichen in Rede stehenden Romane seit langen Jahren in Eigenbesitz und kann mir also ein Urteil darüber erlauben. Gewiß stehen diese Kolportagewerke ethisch und ästhetisch keineswegs auf der gleichen Höhe wie etwa die Reiseerzählungen; an Phantasie und kunstvoller Fabel gleichen sie ihnen, doch fehlt teilweise das Lehrhafte, auch sind sie mit offener Hast und Flüchtigkeit geschrieben. Was nun die – sagen wir – nicht einwandfreien Stellen betrifft, so beschränkt sich die ganze (verhältnismäßig spärliche) Unsittlichkeit auf die berühmten „hochwogenden Busen“ und auf die nicht minder berühmten „duftigen Kleider, deren durchsichtiger Schleierstoff die reizenden Formen mehr ahnen ließ, als verhüllte“. Selbstverständlich bin ich nicht so geschmacklos, derartigen Phrasen das Wort zu reden. Wohl aber vermesse ich mich, die ganzen „unsittlichen“ Bände in kurzer Zeit von allen Schlacken zu säubern, indem ich einfach die schamverletzenden Busen absäble und an Stelle der ahnungsvollen Gewänder so hochanständige Kattunkleider setze, daß auch derjenige, der darauf geeicht ist, nichts mehr ahnen kann.“ –

Ich setze folgendes hinzu: falls man die oben erwähnten Kürzungen auch noch auf die durch die Kolportageform bedingten Weitschweifigkeiten ausdehnen würde, so entstünden tadellose, überaus spannende Bücher, die man gut und gern in Mays Gesammelte Werke aufnehmen könnte.

Ist es nun glaubhaft, daß die (vereinzelt) nicht einwandfreien Stellen – wie sie übrigens ähnlich in hunderten als gediegen anerkannten Literaturwerken zu finden sind! – nicht von May selbst stammen, sondern hineingefälscht wurden? Ja! Bei dem Riesenumfang dieser Werke und bei der Schnelligkeit, mit der May schreiben mußte, ist es ganz ausgeschlossen, daß er [230] genaue Nachprüfungen vornehmen konnte. Zudem sind die Bilder der Urausgabe – im Gegensatz zu der späteren – so abgeschmackt und stümperhaft, daß man aus ihnen ebenfalls nicht etwa auf lüsterne Stellen schließen kann. Auch ist mir bekannt, daß andere Kolportageschriftsteller grundsätzlich keine Korrektur lesen, um nicht den Faden zu verlieren; die Kolportageverleger wissen dies und bestehen auch nicht auf dem Lesen der Korrekturen. Ferner hat mir Frau May eine ganze Serie der Waldröschen-Urausgabe in losen Korrekturbogen überreicht, die nicht einmal aufgeschnitten, geschweige korrigiert oder durchgelesen waren.

Daß Münchmeyer änderte oder ändern ließ, entspricht den Erfahrungen, die der mir persönlich bekannte erfolgreiche Schriftsteller K. mit der gleichen Firma machte: er hatte einmal in deren Auftrag den Roman eines anderen Autors (Sir John Retcliffe) völlig umzuarbeiten und außerdem wurde ein von ihm selbst verfaßter Roman<sup>32</sup> ebenfalls von dritter Hand durch erhebliche Einschübe verändert.

All diese Gesichtspunkte, sowie auch die Prüfung auf sprachliche Eigenheiten Mays veranlassen mich zu der Aussage, daß ich an die Verfälschung seiner Urschriften glaube. Es tritt aber noch eine weitere höchst bedeutsame Folgerung hinzu:

Sämtliche mir sonst bekannten Werke Mays und zwar vor allem auch diejenigen, die er vor und während der Münchmeyerzeit schrieb, sind gleich den eingangs erwähnten autorisierten Buchausgaben ethisch hochstehend, sittenrein und frei von Anstößigkeiten. Und zwar: – (hier folgte die genauere Aufzählung von Mays übrigen Schriften mit den Erscheinungsdaten, wie sie sich in Bd. 34 der Gesammelten Werke S. 550 f. befindet).

Mit diesen hervorragenden Büchern, in denen das Weib völlig ausgeschaltet ist oder nur als geschlechtsloses Wesen in Erscheinung tritt, war May seit 1878 der erklärte Liebling der Leser des „Deutschen Hausschatzes“ geworden. Dies beweist nicht nur der Umstand, daß fast die ganzen Jahrgänge [231] von seiner Feder gefüllt sind (er schrieb gleichzeitig noch unter dem Pseudonym E. von Linden historische Erzählungen für das Blatt), sondern dies

---

<sup>32</sup> Vor Gericht namhaft gemacht!

zeigen insbesondere die Briefkästen und die redaktionellen Bemerkungen jener Jahre, die den Lesern gar nicht genug Anfragen über ihren Lieblingsschriftsteller erwidern konnten. Nur die mir persönlich bekannte unglaubliche Gutherzigkeit und Sorglosigkeit Mays können ihn damals bewogen haben, seinem Freunde Münchmeyer aus der Klemme zu helfen und dabei die Herstellung des Drucks unüberwacht zu lassen. Natürlich litt unter der ungeheuren Kolportagearbeit seine Tätigkeit für den Hausschatz ganz erheblich und er hat, wie oben gezeigt, in den Jahren 1883–87 nur eine einzige Erzählung für das Blatt schreiben können. Dieses geriet dadurch den Lesern gegenüber in eine ersichtliche Zwangslage und mußte fortwährend redaktionelle Versprechungen geben, die es nicht einlösen konnte, weil Mays Manuskript ausblieb. Erst ab 1887, als May mit Münchmeyer gebrochen hatte, konnte der „Hausschatz“ wieder Jahr für Jahr umfangreiche Arbeiten aus Mays Feder bringen.

Diese Tatsachen bestärken mich in der Meinung, daß May, der schon längst die Entbehrlichkeit des weiblichen Elements für seine Werke erprobt hatte, sittlich reine Urschrift an Münchmeyer lieferte.

Es entsteht die Frage, wie es möglich war, daß die May-Münchmeyer-Romane, die ich, selbst in ihrer druckmäßigen Gestalt, nicht als „unsittlich“ bezeichnen kann, zu solchem Ruf kamen.

Daran trägt die Hauptschuld der frühere Chefredakteur der „Kölnischen Volkszeitung“, Dr. H. Cardauns. Dieser Mann, der einzige Gegner übrigens, der von Anfang an unterrichtet und ernst zu nehmen war, widmete sich der „Entlarvung“ Mays mit einer Regsamkeit, die einer besseren Sache würdig gewesen wäre: er schrieb Artikel über Mays „Pornographie“ (so!), wobei er gar nicht bedachte, daß er selbst die beste Reklame für die von ihm verurteilten Bücher machte. Welcher Art sein Kampf war, zeigt folgende Tatsache. 1902 veröffentlichte Cardauns einen Aufsatz in den „Historisch-Politischen [232] Blättern“ (129. Band, Seite 517 f., „Herr Karl May von der anderen Seite“), worin er u. a. (S. 535) über „Deutsche Herzen, deutsche Helden“ folgendermaßen urteilt: „... anfangs in Konstantinopel, Aegypten und Tunis spielend und hier nicht ungeschickt, wenn auch mit tollen Unmöglichkeiten und einer Dirnengeschichte von 35 Seiten ausgestattet. Später springt die Erzählung nach Amerika ...“

Hieraus ergibt sich, daß Cardauns an den Seiten 1 – 816 (es ist stets die Urausgabe zitiert) im Grunde lediglich 35 Seiten beanstandet. Diese „Dirnengeschichte“ findet sich auf den Seiten 276 f. der Urausgabe. (Zweite Ausgabe: Bd. I S. 443 f.) Es hat mit ihr nachstehende Bewandnis:

Der spleenhafte Engländer Lord Eaglenest ist durch Mozarts (!) „Entführung aus dem Serail“ derart begeistert, daß er selber eine solche Komödie in Szene zu setzen gedenkt. Er will eine Haremsdame entführen, gleichviel welche; jeglicher geschlechtliche Anreiz ist ihm dabei so fremd wie dem guten Mozart selbst. Ein Kuß ist das äußerste, wozu er sich versteigt. Und da fällt er Gaunern in die Hände, die seine Marotte benützen, um ihn auszuplündern. Daß die dabei verwendeten Mädchen Dirnen sind, ist für den Gang der Handlung gänzlich unerheblich. Die viele Seiten lange Szene enthält nur einige wenige Stellen, die besser unterblieben wären, die man aber streichen kann, ohne das übrige ändern zu müssen; nämlich:

Seite 279 Zeile 7–9, S. 280 Z. 28 u. 29; S. 284 Z. 13; S. 295 Z. 14–22; S. 308 Z. 32–36. Man streiche diese 20 Zeilen, d. i. insgesamt noch nicht eine halbe Seite, und die „Dirnengeschichte“ des Herrn Cardauns ist verschwunden! Es bleibt die einwandfreie, humorvolle Schilderung einer Gaunerbande<sup>33</sup>.

Cardauns fand bald Nachfolger, die auf den unglückseligen Karl May mit Keulen losschlügen und dort Superlative [233] setzten, wo jener sich mit dem Komparativ begnügt hatte. So wurde vor einigen Jahren eine Korrespondenz in die Presse lanziert, worin eine Statistik über die im „Waldröschen“ vorkommenden „Morde“ aufgestellt ward: soviel ich mich erinnere, brachte der „Statistiker“ mehr als 2000 zusammen, darunter viele hundert „Tötungen durch Erschießen“, „Drei Hinrichtungen mit genauen Einzelheiten“ usw. usw. Also „ein blutrünstiger Roman“! Diese seltsame Statistik erfährt eine seltsame Beleuchtung, wenn man die „Morde“ näher betrachtet. Im „Waldröschen“ werden nämlich die historischen Kämpfe zwischen Maximilian von Mexiko und Juarez geschildert, wobei mehrfach die Verluste der Schlachten registriert sind: so kommt man auf die „Tötungen durch Erschießen“. Und die „genau geschilderten Hinrichtungen“ sind gleichbedeutend mit der kriegsrechtlichen Füsilierung des Kaisers Maximilian und seiner zwei Generäle Miramon und Mejia! ...

#### 4.

In meiner soeben abgedruckten eidlichen Aussage ist der Name des Mannes genannt, der die „unsittliche“ Seite der Münchmeyer-Romane als erster aufgriff und behandelte. Er war gleichzeitig mit mir im Münchmeyer-Prozeß als Sachverständiger geladen, und seinem Gutachten wurde das meinige

---

<sup>33</sup> Dr. Rudolf Beissel hat die 20 „anstößigen“ Zeilen auf S. 180/81 des Jahrbuchs 1919 angeführt; sie sind immerhin harmlos und 8 davon stammen aus einem Gedicht Goethes („Der Gott und die Bajadere“).

gegenübergestellt. Aus Gründen der Gerechtigkeit und insbesondere, um Mißverständnissen vorzubeugen, möchte ich über Prof. Dr. Cardauns noch einiges hinzufügen.

Wie schon in einer Aeußerung meines Gutachtens zutage tritt, kann ich gerade diesem May-Gegner meine Achtung nicht versagen und, wenngleich ich im schroffen Gegensatz zu seiner Meinung über die Münchmeyer-Romane stand und stehe, so verkannte ich doch niemals, daß er auf eignen Füßen ging, seine Ansicht auf eigener genauer Forschung aufbaute und sich niemals [234] in die Gefolgschaft jener Neider und Schimpfer begab, die an Karl May überhaupt kein gutes Haar ließen und deren Urteil meist durch Sachkenntnis nicht getrübt war. Unendlich viel hat ja der Klatsch oder, um es deutlicher zu sagen, die Verleumdung an Mays Namen gerüttelt, aber Cardauns hat sich ihr nicht angeschlossen, und ich glaube sogar, daß es ihm gar manchmal peinlich war, sich in die unglaubliche Hetze wider May stets aufs neue von dessen übrigen Gegnern hineingezerrt zu sehen. Er hatte ja über die „Reiseerzählungen“ schon 1892 in der „Kölnischen Volkszeitung“ geurteilt, wie folgt:

... Mays Werke stehen turmhoch über den gewöhnlichen Skalp-, Büffel- und sonstigen Jägererzählungen. Lebhafteste Phantasie und gefällige Darstellung vereinigen sich mit einer vielseitigen Bildung, und den Hintergrund der wilden Abenteuer bildet eine ernste Lebensauffassung und gründliche Kenntnis der geographischen und ethnographischen Details. Alles für die Jugend Anstößige ist sorgfältig vermieden, obgleich Mays Werke nicht etwa bloß für diese bestimmt sind; viele tausend Erwachsene haben aus diesen bunten Bildern schon Erholung und Belehrung im reichsten Maße geschöpft..

Seine Stellungnahme gegen die Münchmeyer-Werke hat der greise Gelehrte allerdings im Lauf der Jahre nicht geändert. Allein das Versöhnliche in seiner Kampfweise bildet für mich die Tatsache, daß er – von seinem Standpunkt aus – stets Gerechtigkeit suchte und infolgedessen niemals soweit ging, die Lichtseiten und das Gute in den übrigen Werken Mays in den Staub zu ziehen. So hat er z. B. im Jahre 1917 in Nr. 14 der „Wacht“, Düsseldorf, einen längeren Aufsatz „Wie denken wir über Karl May?“ veröffentlicht, dem ich diese Sätze entnehme:

[235] ... May brachte zum Schriftsteller unverächtliche Eigenschaften mit, eine bedeutende Erfindungs- und Darstellungsgabe, hat auch durch ausgebreitete Lektüre seine bescheidene Vorbildung ergänzt ... Seine Gesammelten Werke sind bald flotte, sensationelle Romane, deren Handlungsreichtum und lebendige Schilderung fremder Länder auch den anspruchsvollen Leser fesselt, bald Sammlungen wertloser Kleinigkeiten, bald erschreckende Zeugnisse, in welchem Maße das Alter, vielleicht auch die Aufregungen seiner ewigen Fehden mit literarischen und gerichtlichen Gegnern seine Spannkraft lähmten; das beste wohl die sechs ersten Bände, in denen er uns in Begleitung seines getreuen arabischen Dieners Halef durch die asiatische und europäische Türkei führt, und die folgenden drei, in denen sein angeblicher Busenfreund, Winnetou, der herrliche Häuptling der Apatschen, die Hauptrolle spielt... Seine Bücher ausnahmslos aus den Bibliotheken zu entfernen, sehe ich keinen Grund, und ich gestehe, daß manche von ihnen mir, einem seiner entschlossensten Gegner, manche vergnügte Stunde bereitet haben ... Was er zuletzt noch schrieb, läßt die guten Eigenschaften seiner früheren Schriftstellerei, die spannende Handlung, die Frische und den Humor stark vermissen ... Er war ein begabter Mensch, dessen Talent auch in seinem wilden Jugendleben nicht ganz zugrunde ging, ein Vielschreiber, der manches Anziehende und viel Minderwertiges ... geschrieben hat, ... eine problematische Natur, deren Sünden, Torheiten und Tollheiten man am mildesten und wohl auch richtig mit der Annahme erklärt: Die Lösung des May-Rätsels ist größtenteils in krankhafter Veranlagung zu suchen.

Ich habe mit Absicht nicht nur das zitiert, was Cardauns an den „Gesammelten Werken“ günstig beurteilt, sondern auch einige seiner Abfälligkeiten eingestreut, um zu zeigen, daß er in seiner Kritik Licht und Schatten verteilt, und daß man ihm niedrige Gehässigkeit nicht vorwerfen darf, eine Beurteilung, die er zuweilen – sehr gegen meine Ansicht – von übereifrigen May-Freunden erfuhr.

[236]

5.

Den vorigen Abschnitt habe ich wörtlich aus dem zweiten Karl-May-Jahrbuch (dortselbst S. 159 f.) herübergenommen, weil ich auch heute nicht anders über Cardauns urteile, als ich dies im Jahr 1919 tat.

Jahrelang hatte ich mich mit dem Gedanken getragen, gelegentlich eine persönliche Aussprache mit diesem sachlichsten und anständigsten aller May-Gegner herbeizuführen. Der Weltkrieg und die Nachkriegswirren ließen mich diese Absicht immer wieder vertagen, und erst am 4. Mai 1925 hatte ich Gelegenheit, den damals 78jährigen Cardauns in Bonn zu besuchen.

Er war überrascht und anfänglich etwas verlegen, doch nahm die Besprechung, mit der ich übrigens keinerlei literarische Ziele verfolgte, einen guten Fortgang und Ausklang. Der Standpunkt, den ich ihm gegenüber vertrat, war der, den die May-Leser aus den obigen Ausführungen kennen. Auch Cardauns hat bei dieser Aussprache seine frühere Meinung nicht verlassen, täuschte sich aber nicht über den Wiederaufstieg von Karl Mays Schöpfungen und zeigte sich zu einer gewissen Versöhnlichkeit geneigt.

Von der Neuauflage des Romans „Waldröschen“, die wenige Monate vorher erfolgt war, fühlte er sich begreiflicherweise wenig erbaut. Ich wies ihn aber, nicht ohne leisen Spott, darauf hin, daß doch eben in dieser jetzigen Fassung alle Mängel restlos beseitigt seien, die er – mit starken Uebertreibungen, doch immerhin nicht ohne jeden Grund – der früheren Ausgabe dieses Werkes vorgeworfen hatte. Höchst verblüfft [237] war der unentwegte Zweifler, als ich ihm das berichtete, was ich an einer andern Stelle dieses Jahrbuchs über „Die verfälschte Handschrift“ erzähle.

Auf meine Frage, ob ihm, dem damals schon sehr schwer herzkranken Mann mein Besuch unwillkommen gewesen sei, erwiderte er: „Oh nein, durchaus nicht, die Unterhaltung war mir sogar sehr wertvoll.“ – „So darf ich wieder zu Ihnen kommen, falls mich mein Weg abermals nach Bonn führt?“ – „Wenn Sie wiederkommen, betreten Sie das Haus eines Toten!“

Am 14. Juni 1925 ist Hermann Cardauns gestorben ....

## „Waldröschen“

Von Dr. E. A. Schmid

Leiter des Karl-May-Verlags

### 1.

Aus dem oben (S. 224) erwähnten, zwischen Karl May und dem Verlag Münchmeyer im Jahr 1907 abgeschlossenen Vergleich war eine schädliche Nebenwirkung übrig geblieben. Wohl hatten sich damals die fünf Lieferungsromane von Mays Namen gelöst; der Prozeßgegner hatte zugegeben, daß einschneidende Änderungen an den Büchern vorgenommen waren und daß man sie nicht mehr als von Karl May verfaßt bezeichnen dürfe. Somit war es zwar verboten, diese Schriften fernerhin unter Karl Mays Namen zu drucken, allein anonym verbreitete sie der Verlag nach wie vor, und es konnte nicht verhindert werden, daß der Buchhandel beim Verkauf immer wieder mit heimlichen Winken darauf hinwies, dies seien „j e n e May-Bände“.

Am 16. Februar 1916 gelang es mir, diese Nachwirkung aus dem alten Vergleich zu beseitigen. Zwischen dem Verlag Münchmeyer und dem Karl-May-Verlag wurde ein Vertrag abgeschlossen, demzufolge die sämtlichen Rechte an den fünf Romanen durch Ablösung an uns zurückfielen. Die von vielen Seiten angegriffenen früheren Ausgaben der Werke sind seither [239] aus dem Buchhandel verschwunden. Bei uns aber unterliegen die Bücher einer sorgfältigen Bearbeitung; sie werden von Fremdkörpern, Weitschweifigkeiten und Unstimmigkeiten befreit und unsrer Sammlung in einwandfreier Fassung angegliedert.

### 2.

Bereits in meinem oben (S. 227) abgedruckten Gutachten sprach ich mich über das literarische Gepräge der „Münchmeyer-Romane“ aus. Dr. Rudolf Beissel hat im zweiten Karl-May-Jahrbuch die Frage ebenfalls eingehend behandelt, und ich halte es für richtig, auch aus seinen Darlegungen noch einiges anzuführen:

Die Mayschen Münchmeyer-Romane stehen hoch über dem Durchschnitt der sogenannten Hintertreppenromane. Sie teilen mit diesen nur die Weitschweifigkeiten, die Uebertreibungen, die Flüchtigkeiten in der Handlung und die Flachheiten in manchen Szenen. Auch in ihrer Anlage sind sie – eine unausweichbare Folge des Zwanges, rund hundert Hefte über ein Thema schreiben zu müssen – verfehlt wie alle Kolportageromane; jeder der Romane setzt sich aus mehreren, oft recht geschickt zusammengeschachtelten Romanen zusammen. Im übrigen aber lassen sie sich mit Kolportageschund nicht vergleichen. Allein schon in ihren moralischen Tendenzen: May kennt nicht den edlen Räuber, dessen Schandtaten an den Reichen deshalb als erlaubt hingestellt werden, weil er ihren Ertrag den Armen zukommen läßt, kennt nicht die verfolgte Unschuld, die aus Verzweiflung die schrecklichsten Verbrechen begeht, und alle die andern hergebrachten sentimentalen Gestalten aus der Requisitenkammer der Hintertreppe, die noch heute in den neuesten dieser Erzeugnisse immer wieder ihre Rolle spielen. Mays Tendenzen sind streng christlich-moralisch; eine Tatsache, die besonders im ‚Verlorenen Sohn‘ zutage tritt...

[240] Oft ist Dr. Schmid's Behauptung, daß die von ihm verlangte Streichung von 20 Zeilen die „Dirnengeschichte“ im Roman „Deutsche Herzen, deutsche Helden“ vollständig aus der Welt schaffe, nachgeprüft und für richtig anerkannt worden. Wirklich, nur blinde Kampfesleidenschaft oder Unkenntnis konnten die Romane als „abgründig unsittlich“ oder „unsäglich schmutzig“ hinstellen. Kitschig sind sie oft; aber mehr als das? Nein! Vor allem sind sie in ihren Tendenzen, um das nochmals zu betonen, streng christlich-moralisch.

Immer wieder fühlt man heraus, wie schnell der Verfasser alles hingeworfen hat, zermürbt von der Treitmühle der Fortsetzungslieferungen. Aber durch alles hindurch schimmert der gute Kern echt Mayscher Phantasie. Alle Gestalten, die uns begegnen, sind alte Bekannte aus seinen Reiseerzählungen, seinen Dorfgeschichten und Humoresken, wenn sie hier auch meist andere Namen tragen. Die Führung der Handlung, der lebendige Dialog, die spannende Fabel, der sonnige Humor: diese Vorzüge des Dichters treffen wir auch hier. Herunter nur mit dem entstellenden Gewand und Beiwerk, und echte Kinder Mayscher Muse stehen da! ...

### 3.

Als erster der Münchmeyer-Romane erschien bei uns im Vorjahr neu die Erzählung „Waldröschen“. Der einstige Titel, der nicht von Karl May selbst, sondern von Münchmeyer stammte und mit dem Gang der Handlung überhaupt nichts zu tun hat, mußte fallen. Ebenso haben wir das Werk von allem fremden und

überflüssigen Beiwerk befreit. Unterstützt wurde ich bei der Bearbeitung und Durchfeilung von den unsern Jahrbuchlesern wohlbekanntem Herren Dr. Rudolf Beissel, Otto Gottstein, Adalbert Stütz, Adolf Volck und Rechtsanwalt Max Weiß.

Wohl war und bin ich mir bewußt, daß auch die [241] Neufassung des Romans an die besten Schöpfungen Karl Mays nicht heranreicht. Aber die spannende und lebendige Gestaltungskraft des verstorbenen Dichters ist auch diesem Werk eigen, und wer es vorurteilsfrei liest, wird sich dem Zauber seiner Phantasie und Romantik nicht entziehen können.

Die Aufnahme bei der Kritik war über Erwarten günstig. Aus der Fülle wohlwollender Besprechungen erwähne ich:

**Der Blaue Bücherkurier, Wien, Nr. 566 vom 1. April 1925.**

Karl May – der unbestrittene Lieblingsschriftsteller der deutschen Jugend! Dieses Urteil läßt sich heute, dreizehn Jahre nach seinem Tod, mit noch größerer Sicherheit abgeben als bei Lebzeiten des Dichters. Denn fast verstummt ist die Schar der Neider und Nörgler, während der begeisterten Freunde und Verehrer des großen Erzählers immer mehr werden. Der Karl-May-Verlag vervollständigt nunmehr die weltberühmte Karl-May-Sammlung durch die Veröffentlichung der Nachlaßschriften. Es liegen jetzt von dieser Reihe als Neuerscheinung vor:

Band 51: „Schloß Rodriganda“. Im Gegensatz zu den vorher herausgegebenen Werken ist dieser Roman nun wieder aufs Abenteuerliche gestellt und spielt hauptsächlich in Mexiko. In bunter Reihe ziehen die Abkömmlinge der alten Azteken, die Trapper und Vaqueros vor dem geistigen Auge des Lesers vorüber.

Band 52: „Vom Rhein zur Mapimi.“ Der Band bildet die Fortsetzung zum Roman „Schloß Rodriganda“. Sein Schauplatz ist hauptsächlich die Mapimi, jene wilde und früher gefährliche Wüste im Nordosten Mexikos. Es handelt sich um die Zeitläufte, die dem geschichtlichen Drama vorangehen, das sich im Jahre 1867 in Mexiko abspielte.

Band 53: „Benito Juarez.“ Der gewaltige Präsident und Neubegründer Mexikos, den Karl May schon im [242] vorherigen Band flüchtig gezeichnet hatte, tritt nun stark in den Vordergrund. Der Kampf zwischen ihm und seinem Gegenspieler Kaiser Maximilian, dem Sendling des ehrgeizigen Napoleon III., hat begonnen.

Band 54: „Trapper Geierschnabel.“ Ohne sich vom Zusammenhang loszulösen, ist dieses Werk hauptsächlich aufs Humorstische eingestellt. Mit schmunzelnder Liebe behandelt Karl May die Trappergestalt, einen jener urwüchsigen Gesellen, die ihm stets besonders gut geglückt sind. Trotz dem tollen Humor läßt der Dichter seine Leser niemals vergessen, daß sich der Siegeszug des Juarez fortsetzt und daß sich das Schicksal des „Schattenkaisers“ erfüllen wird.

Band 55: „Der sterbende Kaiser.“ Mit dem Untergang und der Hinrichtung Maximilians von Mexiko am 19. Juni 1867 vor der Stadt Queretaro schließt diese Romanreihe ab. Der siegreiche Indianer Benito Juarez hat vergeblich versucht, das Leben seines geschlagenen Gegners zu retten: nicht ohne eigene Schuld sinkt Maximilian ins Grab.

**Prof. Dr. Paul Rossi im Welser Anzeiger Nr. 52 vom 27. Dezember 1924.**

Das, was Karl May selbst noch bei Lebzeiten durch seinen Namen als sein eigenes literarisches Gut anerkannte, ist in 42 Bänden der Gesamtausgabe niedergelegt. Darüber hinaus jedoch war aus früheren Tagen, aus den Zeiten schriftstellerischen Beginns und folgenswerer Verbindung mit dem Kolportageverlag Münchmeyer, noch manches vorhanden, das stofflich etwas bedeutete, wirksamste Spannungsmotive in reicher Fülle enthielt, vielfach fesselndste Erzählung darstellte, aber in seinem Formwesen noch ungeordnet und allerorts durch fragwürdige Einsprengsel aus anderer Feder verunstaltet. Diese Gebilde, gereinigt, im Ton vereinheitlicht, zurechtgekürzt, läßt der Karl-May-Verlag nunmehr erscheinen. „Schloß Rodriganda“ macht als Bd. 51 den Beginn ... Der sonst bei May vorhandene breite, im einzelnen verweilende Erzählerton ist hier zu knappen, rasch weiter eilenden Tatsachenberichten geworden ... aber das Mitreißende eines [243] flinken Tempos, das Bestechende einer ununterbrochen strömenden Flut von Geschehnissen ist diesem Buch vollkommen zu eigen ...

**Salzburger Chronik Nr. 238 vom 20. Oktober 1925.**

Der Gang der Ereignisse liest sich wie ein großes geschichtliches Trauerspiel. Es ist ein farbenbuntes Gemälde. Eine große Tragik weht durch den Roman. Doch ist sie gemildert durch den echten, goldenen Humor, den May auch hier wieder einfließen läßt ... Die sprachliche Darstellung ist gewandt, einfach und klar. Die Handlung folgt Schlag auf Schlag, fast zu rasch und gedrängt.

**Bamberger Tagblatt Nr. 28 vom 4. Februar 1925.**

... In seinem neuen dezenten, geschmackvollen Kleide darf sich das alte, oft sehr mit Unrecht verdächtige „Waldröschen“ in jeder, auch der anspruchsvollsten Gesellschaft sehen lassen, ja noch mehr, es wird zu einem Volksbuch in des Wortes bestem Sinne werden.

**Wiener Stimmen Nr. 208 vom 12. September 1925.**

Statt der sechs Bände der Urform haben wir jetzt fünf, vollständig schlackenfreie, vor uns. Vor mir liegt auch die Urfassung und ich konnte selbst vergleichen. Das entführte „Waldröschen“ ist wieder zurückerobert worden, ist entschönt; auch die anderen Münchmeyer-Romane, die noch ihrer Läuterung harren, dürfen nicht verloren gehen ...

**Doppelheit der Ereignisse.**

Um die gleiche Zeit, als Karl Mays Juarez-Roman neu erschien, wurde das mexikanische Trauerspiel auch von anderer Seite behandelt: „Der Untergang einer Dynastie“, Roman von Werner Kautzsch, 1923, Verlag Natur und Gesellschaft, Berlin-Steglitz und „Juarez und Maximilian“, Drama von Franz Werfel, 1924, Paul Zsolnay Verlag, Berlin. Es ist reizvoll zu beobachten, welche verschiedenartige Auffassung hier drei Schriftsteller dem gleichen Stoffgebiet abzugewinnen wußten.

**[244]**

4.

Und dennoch ...

Seit dem Jahr 1907 (Vergleich zwischen Karl May und dem Verlag Münchmeyer, s. oben S. 224) durfte die frühere Fassung den Namen Karl Mays nicht mehr führen. Und seit dem Jahr 1914 (Vertrag zwischen dem Verlag Münchmeyer und dem Karl-May-Verlag, s. oben S. 238) ist diese Fassung überhaupt aus dem Buchhandel verschwunden. Man möchte meinen, daß jemand, der sich berufen fühlt, über Karl May zu urteilen oder meinetwegen auch zu richten, die Werke, die er bespricht, vorher liest oder wenigstens durchblättert.

Es gibt aber auch heute noch Zeilenschreiber, die das nicht nötig haben, sondern ihr Urteil am liebsten und am breitspurigsten dann abgeben, wenn es durch Sachkenntnis und Nachprüfung nicht getrübt ist. In einigen Winkelblättern erschien bald nach der oben erwähnten Neuausgabe plötzlich wieder die „Mordstatistik“, die man in meinem eidlichen Gutachten (oben S. 233) angegeben und gebrandmarkt findet: man las dort wieder, daß im Roman „Waldröschen“ 2293 (man höre!) Menschen erschossen, 240 skalpiert, 219 durch Gift und Gas vergiftet, 130 erstochen würden usw. Diese geistreiche Zusammenstellung bedeutete selbst für die verfälschte Urschrift eine boshafte und böartige Uebertreibung; für die Neuausgabe aber trifft sie wahrhaftig schon gar nicht zu. Albernheit, Unfähigkeit und Verantwortungslosigkeit vermögen nach meiner Ansicht eine solche Verunglimpfung wirklich nicht genügend zu entschuldigen.

## Die verfälschte Handschrift

Von Dr. E. A. Schmid

Leiter des Karl-May-Verlags

### 1.

In meinem Aufsatz „Die Vorgeschichte der Münchmeyer-Romane“ habe ich u. a. dargestellt, daß es sich bei den langjährigen und langwierigen Prozessen um diese Schriften Karl Mays auch darum handelte, ob die von gewisser Seite so unbändig aufgebauchten „Verfänglichkeiten“ – dieselben, die ich jetzt aus dem Roman „Waldröschen“ mit leichter Mühe beseitigte – von Karl May stammen oder von dritter Seite, nämlich vom Verleger Heinrich Münchmeyer und dessen Angestellten. Bereits in meiner oben abgedruckten gerichtlichen und beeidigten Zeugenaussage vom 12. Dezember 1912 betonte ich, daß weitgehende Veränderungen bei der Art solcher Lieferungsromane durchaus glaubhaft sind. Im Münchmeyer-Prozeß wurde ferner nachgewiesen, daß einmal, während Karl May aus irgend einem Grund, vielleicht wegen Krankheit, keine Fortsetzung der Erzählung „Die Liebe des Ulanen“ lieferte, drei Hefte von einem andern Mitarbeiter des Verlags geschrieben und dem Roman einverleibt wurden. Im gleichen Rechtsstreit gaben die Gegner außerdem eine Aenderung von ungefähr 5 % **[246]** des Inhalts – das heißt: bei hundert Zeilen fünf Fremdzeilen! – der „Münchmeyer-Romane“ zu.

Alle diese seit Jahren bekannten Tatsachen vermochten seinerzeit nicht, bei den Widersachern Karl Mays Gehör und Glauben zu finden. Cardauns besonders betonte immer wieder, daß ihm eine solche Verfälschung als unmöglich erscheine, daß dergleichen im Buchhandel nicht vorkomme, ja, daß man solche weitgehende wesentliche Aenderung auch gar nicht durchführen könne. Darauf habe ich als früherer Redakteur und nunmehr als Mitherausgeber der Karl-May-Jahrbücher zu erwidern, daß es allgemein Brauch bei Schriftleitungen und Verlagsleitungen ist, teils vertragsmäßig, teils gewohnheitsmäßig und teils vernunftmäßig an den vorliegenden Handschriften Verbesserungen anzubringen, die das betreffende Werk der Druckfähigkeit und der Druckmöglichkeit näherbringen. Wenig Schriften erblicken das Licht der Öffentlichkeit in genau der Form, in der sie dem Verleger zugegangen sind.

Naturgemäß pflegen gerade die Kolportageverleger allesamt mit den Romanen ihrer Mitarbeiter ziemlich frei nach Gutdünken zu schalten und walten. Da der Schriftsteller ununterbrochen – durch keine Krankheit oder sonstige Verhinderung entschuldigt – Woche für Woche ganze Bündel von Druckseiten zu liefern hat, kommt es sehr häufig vor, daß eine Zeitlang ein mit fließender Sprache begabter Angestellter oder ein Ersatzschriftsteller an dem Lieferungsroman weiterschreibt, bis der Verfasser selbst seine Arbeit wieder aufnehmen kann. Oft hat auch der Verleger irgend ein Bild vorliegen, das er für den Umschlag einer **[247]** Fortsetzung verwenden will, und auf das sich nun eine bestimmte Stelle in dem betreffenden Heft beziehen muß. Ferner sorgt der Verleger möglichst dafür, daß die Spannung auf der letzten Seite jeder Lieferung erhöht wird, um durch die Halbierung eines packenden Auftritts den Abnehmer zum Weiterlesen im nächsten Heft zu zwingen. Es kommen dabei Verschiebungen, Einschaltungen und Umstellungen vor, von denen man den Verfasser meist gar nicht verständigt, damit er sich nicht „verzettelt“, nämlich den Faden der von ihm zu schreibenden Fortsetzung nicht verliert.

Die Handschriften der „Münchmeyer-Romane“, die allein den Nachweis von Veränderungen hätten führen können, sind verschwunden, das heißt, wahrscheinlich gleich nach der ersten Drucklegung zum Altpapier gewandert, wie dies bei solch umfangreichen Werken fast durchweg vorkommt. Wir selbst besitzen auch die meisten andern Werke Karl Mays nicht mehr in der Urfassung. Von der Urschrift der Bücher „Durch die Wüste“ bis „Der Schut“ ist beispielsweise nicht mehr das geringste vorhanden. Ebenso wenig von „Winnetou“, obwohl gerade dieses Werk zu verschiedenen Zeiten in zahlreichen Einzelteilen angefertigt wurde<sup>34</sup>.

Zu den wenigen Handschriften aber, die von Karl Mays Werken noch erhalten sind, zählt diejenige des Romans „Krüger-Bei, der Herr der Heerscharen“, das ist jetzt „Satan und Ischariot“ Bd. II, Kap. 3–6. Diese Erzählung wurde seinerzeit für den „Deutschen **[248]** Hausschatz“ geschrieben und dort erstmals – im Jahrgang 1894/95 – abgedruckt. Um diese Zeit begannen sich in die vorher sehr guten Beziehungen

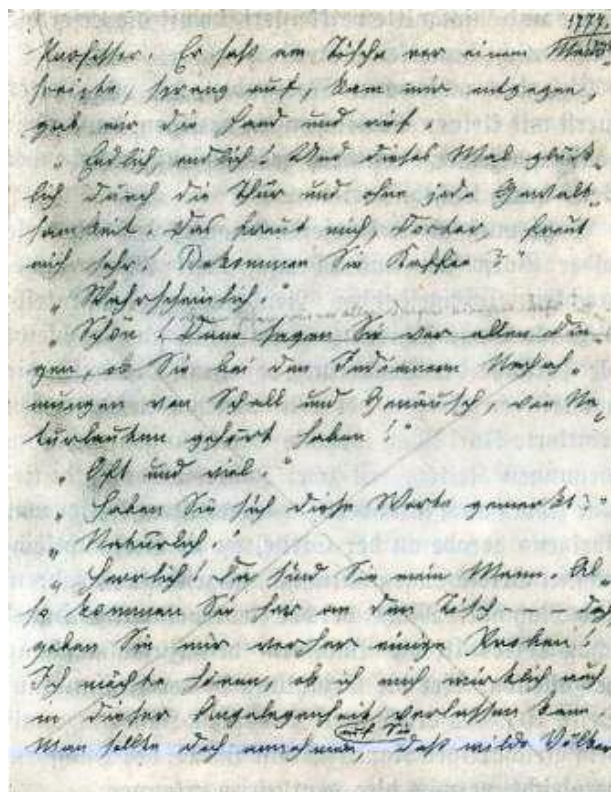
<sup>34</sup> Vgl. Jahrbuch 1921, S. 336: Kandolf, „Der werdende Winnetou“.



zwischen Karl May und der Leitung der Zeitschrift Unstimmigkeiten einzuschleichen, die einige Jahre später zur völligen Entfremdung führten. Der Dichter schrieb ab 1898 nichts mehr für das Blatt und erst 1907 kam es zu neuen Vereinbarungen und zu einer neuen (letzten) Verbindung<sup>35</sup>.

Im Jahre 1911, bei einer Zusammenkunft mit Karl May in Stuttgart, kam ich zufällig auf diese Sache zu sprechen. Er erzählte mir, seine damalige Loslösung vom „Deutschen Hausschatz“ sei allen möglichen Deutungen ausgesetzt gewesen. Der eigentliche Grund aber wäre der: „Als ich meinen Roman ‚Satan und Ischariot‘ bei Fehsenfeld zum Druck in Buchform geben wollte und dazu, wie immer, die vorherige Drucklegung im „Deutschen Hausschatz“ benützte, nahm ich wahr, daß mir vom Schriftleiter Heinrich Keiter zahlreiche Seiten, im Umfang von ungefähr einem Band, aus meiner Handschrift gestrichen worden waren! Das Werk sollte vier Bände umfassen, es ergab aber nur drei!“

Diese kurze Bemerkung des Dichters wurde bald wieder von andern Gesprächen beiseite gedrängt. Ich dachte nicht mehr daran, und erst um das Jahr 1917 verfiel ich darauf, die Handschrift des „Krüger-Bei“, die ich in Karl Mays Nachlaß vorgefunden hatte, genau [249] durchzuforschen. Und da sah ich – ja, was sah ich da, Ihr vielwissenden Zweifler?!



## 2.

Die Handschrift des Romans „Krüger-Bei“, also des II. Teils von „Satan und Ischariot“, beginnt mit Seite 1679 der Gesamterzählung und endet auf Seite [250] 2888. Von diesen 1210 Seiten hat der Hausschatz-Schriftleiter Heinrich Keiter 440 Seiten, also 36 %, gestrichen und den Rest durch entsprechende Uebergänge und Abschnitte verkleistert, damit die Leser die Lücken nicht bemerken sollten!

Eine der zahlreichen Textproben, die von Keiter zuerst mit kleinen Abweichungen versehen, dann aber völlig ausgemerzt wurden, gebe ich auf umstehender Seite durch Lichtbild wieder.

Wohl muß ich meinerseits betonen, daß ich diese wider Vorwissen und Wunsch Karl Mays angebrachten einschneidenden Aenderungen größtenteils nicht als Verschlechterung betrachte, aber es bleibt die Tatsache der Aenderung bestehen! Der durch die nachteiligen Folgen der Münchmeyer-Aenderungen erbitterte Karl May (der die Streichungen und Umbiegungen Keiters erst zwei Jahre später entdeckte) war jedoch auch hierüber sehr ungehalten. Keiter war übrigens gerade an der Stelle, wo er die hauptsächlichsten Streichungen vornahm, ungeschickt verfahren, und May hatte Mühe, bei der Uebernahme des Hausschatz-

<sup>35</sup> Die nachstehenden Ausführungen entstammen größtenteils der auf S. 37 meiner „Lanze für Karl May“ erwähnten „Anlage B“, die ich dadurch der Oeffentlichkeit zugänglich mache.

Textes in die Buchform den Zusammenhang herzustellen. Wer die Erzählung in der Fassung auf Seite 10 f. des erwähnten Hausschatz-Jahrgangs mit dem gleichartigen Kapitel 3 von Bd. II. der Buchform vergleicht, vermag dies deutlich zu erkennen.

### 3.

Welcher Art waren nun die Streichungen Keiters und inwiefern haben sie den Gang der Handlung beeinträchtigt?

Die Hauptsache bestand darin, daß Karl May eine [251] zartsinnige Liebesgeschichte zu Martha Vogel in seinen Roman verwoben hatte, die Keiter völlig beseitigte. Nur bei sorgsamer Durchsicht bemerkt man im Roman „Satan und Ischariot“ noch da und dort kleine Hinweise. Der Erzähler schildert ursprünglich genau, wie er Martha und ihren Bruder kennen lernte, und dabei spielte die merkwürdige, spaßhafte und träumerische Gestalt des Professors Vitzliputzli herein. Franz Kandolf hat auf meine Bitte jene von Keiter gestrichenen 440 Seiten derart neu verwendet, daß er daraus zwei in sich abgeschlossene Novellen schmiedete, die unsre Leser nunmehr in Band 47 von Karl Mays Gesammelten Werken finden, nämlich die Titelerzählung „Professor Vitzliputzli“ und die Geschichte „Wenn sich zwei Herzen scheiden...“.

Es schien mir und meinen Mitarbeitern reizvoll, durch die Wiedergabe dieser Novellen nicht nur die Tatsache schwerwiegender Aenderung zu erweisen, sondern auch die vielfachen Anklänge zu retten, die anscheinend auf wirkliche Erlebnisse des Dichters zurückzuführen sind. Man blicke auf Mays immer wiederkehrendes und auch in seiner Karl-May-Stiftung zum Ausdruck gebrachtes Sehnen, jungen aufstrebenden Begabungen zum Erfolg zu verhelfen. Man vergleiche die Gestalt des Dresdner Verlegers, den er hier mit einer Art sonniger Wärme und Freundschaft zeichnet, mit Heinrich Münchmeyer, dem sich Karl May meines Erachtens zu Anfang aufrichtig zugetan fühlte, ohne zu ahnen, daß aus dieser Verbindung später (lange nach der Niederschrift des Romans „Satan und Ischariot“) unheilvolle Folgen erwachsen würden. Man beobachte ferner, wie anschaulich [252] Karl May hier manche Stadtteile Dresdens schildert in einer Art, die höchstwahrscheinlich mit ganz bestimmten Begebenheiten zusammenhängt.

### 4.

Wie war es aber überhaupt möglich, daß ein Mann von der Begabung Karl Mays jemals zur „Kolportage“<sup>36</sup> gehörte? Da muß gesagt werden, daß dieser Zweig des Buchhandels in den letzten Jahren größtenteils zu Unrecht so sehr verschrien war. Seit der Jahrhundertwende, als Deutschlands Wohlstand wuchs und seine Literatur mehr und mehr unter die Fuchtel des (nun schon in die Vergessenheit sinkenden) Ferdinand Avenarius und seiner Gefolgschaft geriet, wurde von Berufenen, aber noch viel mehr von Unberufenen, gegen die Phantastik und Romantik zu Felde gezogen, in völliger Verkennung ihrer Notwendigkeit und des mancherlei Guten, das sie ins Volk und nicht zuletzt auch zu den Aermsten der Armen bringen.

Nicht immer war die „Kolportage“ so verachtet, und auch in Zukunft verspreche ich, der ich nichts mit ihr zu tun habe, ihr einen ganz gewaltigen Aufschwung und eine weittragende Bedeutung<sup>37</sup>. In den [253] siebziger Jahren aber, als Karl Mays erste Werke erschienen, hat gar mancher Schriftsteller den Weg zur Berühmtheit auf der breiten und gemächlichen Straße der Kolportage begonnen. Nur entsann man sich später, als die Werke dann in Buchform herauskamen, dessen nicht mehr. Auch Karl Mays Kolportage-Tätigkeit wäre ihm niemals zum Vorwurf ausgelegt worden, hätte er rechtzeitig seine Absicht durchgeführt und die „Münchmeyer-Romane“ – durchgefeilt und verbessert – seinen Gesammelten Werken angegliedert.

Ueber das eben Gesagte lese ich im Buchhändlerbörsenblatt vom 30. März 1926 sehr fesselnde Erinnerungen des greisen Verlagsbuchhändlers Peter Hobbing, Berlin. Der Titel heißt: „Buch und Buchhandel seit 1870. Streiflichter über 55 Berufsjahre“. Einiges davon bringe ich im Auszug:

.... Die breiteste Masse der Leser zu erreichen, war nur möglich durch unterhaltende Bücher und Zeitschriften im Kolportagevertrieb. Darauf richtete sich daher auch das Augenmerk der neuen Büchermacher in erster Reihe. Ihre Erzeugnisse knüpften zwar an bereits Vorhandenes an, aber doch ist im ganzen Zuschnitt des Kolportageromans ein auffallender Fortschritt erkennbar, der auf die politischen Vorgänge seit dem Beginn der sechziger Jahre zurückzuführen ist. Von der luftreinigenden Klarheit im Gefolge der Kriege von 1864 und 1866 hatte auch die

<sup>36</sup> Dieses garstige Fremdwort gehört leider auch heute noch zu den amtlich gebrauchten, obwohl es sich bequemer durch verschiedene Ausdrücke, wie Wanderhandel, Wander-Buchhandel, Treppenhandel, Flughandel, Laufschriftei und dergleichen ersetzen läßt.

<sup>37</sup> Man vergleiche zu diesem Gedankengang auch Eduard Engels Ausführungen im Jahrbuch 1925, besonders auf S. 347 f.

volkstümliche Unterhaltungsliteratur Nutzen gezogen. Gegen Erzeugnisse wie „Der rothaarige Hugo“ oder „Die tanzenden Leichen auf dem Rabenstein“ und „Der Höllengraf“ oder „Die Schwüre des Geweihten“ (1862) hoben sich die romantischen Erzählungen Pitawall – v. Dedenroths, die lange Zeit das Feld beherrschten, sowie die Veröffentlichungen des Verlags Werner Große in Berlin mit ihren Prosa-Nachdichtungen [254] klassischer Bühnenstücke oder selbst ihren „Zeitgemälden“, wie Barbara Ubryk, Isabella (von Spanien), Mazeppa u. a. doch recht vorteilhaft ab. Und zweifellos würde dieser Fortschritt noch erheblich größer gewesen sein, wenn der Kolportage ein reicherer Vertriebsstoff zu Gebote gestanden hätte. Aber hieran fehlte es. Der Verlag hat sich von den Zeitereignissen damals noch mehr als in neuester Zeit überrumpeln lassen und sich der veränderten Lage ebensowenig gewachsen gezeigt wie das Sortiment. Sonst würden beide eher begriffen haben, daß die ungeheueren Umwälzungen im deutschen Staatenverbande auch für den Buchhandel ein kaum zu erschöpfendes Tätigkeitsfeld geschaffen hatten, indem sie den Gesichtskreis auch des „gemeinen Mannes“ in ungeahnter Weise erweiterten. Aber auf alle solche „Realitäten“ war das Volk der Dichter und Denker nicht eingestellt, und mit ganz wenigen Ausnahmen – wie etwa der „Gartenlaube“ – ließen Schriftsteller und Buchhändler Jahre der Geistererhebung im wesentlichen ungenutzt verstreichen.

Dem entgegen erkannten sachverständige Literaturkenner schon bald nach 1870 an, daß sich die Kolportage veredle, weil sie sich belehrenden Schriftgebieten zuwende, „und es kann vielleicht dahin kommen, daß sich noch die ganze Literatur, der ganze Buchhandel in die Kolportage flüchtet“ (Otto Glagau). Die daran geknüpfte Bemerkung, „daß das einfachste Dienstmädchen oft mehr für Bücher ausgabe als ihre Herrschaft, der unterste Fabrikarbeiter mehr als sein Chef“, entbehrt auch heut noch nicht völlig der Wahrheit, obgleich ja feststeht, daß für das Lesebedürfnis auch der anspruchslosen Bevölkerung heute unvergleichlich viel besser gesorgt ist als vor fünfzig Jahren. Nur ist im Sinn wirklicher Volksbildung zu wünschen, daß an alle hierfür ausersehenen Bücher in bezug auf Sachlichkeit, Verständlichkeit und Darstellungskunst mindestens der gleiche hohe Maßstab gelegt werde, wie bei der Belehrung über die körperliche Gesundheit zu geschehen pflegt.

Mit seiner Voraussage, daß sich vielleicht noch über kurz oder lang der ganze Buchhandel in die Kolportage flüchten werde, schien Otto Glagau recht behalten zu sollen. Im Anfang [255] der siebziger Jahre sehen wir das halbe deutsche Schrifttum im Begriff, sich in Lieferungen aufzulösen. Die ungeheuren Erfolge einiger Verleger der Kolportageromane und Zeitschriften stachelten zahlreiche andere Unternehmer an, es zunächst mit „populären“ Büchern in Lieferungsform zu versuchen. Bestrebungen in dieser Richtung, wie auch der Verlag der *V o l k s r o m a n e*, wurden gefördert durch eine der bedeutendsten gemeinnützigen Erfindungen auf buchgewerblichem Gebiet: Die Erfindung des Holzpapiers. Sie war allerdings um 1870 schon lange bekannt, aber noch nicht so benutzt, wie sie wegen ihrer Zweckmäßigkeit hätte sein können.....

Will man dem Wesen und der Notwendigkeit der „Kolportage“ gerecht werden, so muß man sich überdies bewußt bleiben, daß die meisten Zeitschriften ihrer Natur nach nichts anderes sind als eine Abart des Lieferungsromans. Auch sie fußen nicht zuletzt darauf, daß mindestens ein größeres Werk, vielfach eine spannende Erzählung, in Fortsetzungen erscheint. Und die Vermittlung der Zeitschriften obliegt ja zum Hauptteil denselben kleinen Händlern, die auch den Vertrieb der Lieferungsromane und dergleichen besorgen.

## 5.

Um nun wieder zum Ausgangspunkt meiner Erörterungen zurückzukehren: wenn der Schriftleiter eines so hoch angesehenen Blattes, wie es der „Deutsche Hausschatz“ ist, entgegen den gesetzlichen Bestimmungen und entgegen den herrschenden Gepflogenheiten, ohne Befragen des Verfassers aus einer Handschrift von 1210 Seiten 35 % streicht und noch weitere verändert: um wieviel wahrscheinlicher bleibt es, daß sich der Kolportageverleger, der ohnehin ganz andere [256] Verträge mit seinen Schriftstellern abschließt, ähnliche Eigenmächtigkeiten erlaubt, die in seinem Bereich vielleicht nicht einmal als Eigenmächtigkeiten betrachtet werden?

Wenn ich selbst auf diesen Beweis nicht allzu viel Wert lege, so ist der Grund der, daß die – aus dem Buchhandel längst verschwundenen – Münchmeyer-Romane auch in der Urfassung harmlos waren, und daß nur eine engstirnige Befangenheit, verbunden mit Neid und Rechthaberei, ihnen einen gegenteiligen Ruf angedichtet hat.

[(257)]

## **Sprechende Tiere**

Von Universitätsprofessor Dr. Konrad Guenther



©

---

38  
39  
40

[(276)]

## Der Indianer

Von Walter Heise

„Wie der wilden Zone wildster Krieger“  
Zeigt sich Fritz mit Schild und Tomahawk,  
Bunte Federn schmücken ihn, den Sieger,  
Held im Kampf gen Bleichgesichterpack.

Mutter meint, er solle Cäsar lernen,  
„Brückenbau“, „novarum cupidus“,  
Statt zu streifen in die Nebelfernen  
Und zu reiten mit dem Pegasus.

Mustangs zähmen, Jagd auf Büffelstiere,  
Sei kein Tun für ihren lieben Sohn. –  
„Fritzchen“, sagt sei, „übe, konjugiere  
Oder repetiere Xenophon.“

Vater lacht und läßt die Mutter schmollen,  
Streichelt sanft des Jungen Kopf und spricht:  
„Mütterchen, laß unsern Wildfang tollern,  
Trübe ihm die Kindheitsfreuden nicht!

Froher Sinn soll unserm Jungen frommen,  
Früh verblaßt der Jugend Sonnenschein,  
Bald die grauen Sorgenfrauen kommen,  
Gießen Wermut in den Lebenswein.

[277]

War selbst wild und keiner von den schlauen  
Musterschülern, doch ist's mir geglückt,  
Daß die beste aller deutschen Frauen  
Mir im Alter meinen Wigwam schmückt.

Mag er drum die goldne Freiheit kosten,  
Mild sieh, Mutter, seinem Spiele zu,  
Daß als Mann er stets sei auf dem Posten,  
Woll'n vereint wir bitten Manitou.“

## Kunst und Kritik

Von Prof. Dr. Ludwig Gurlitt

Künstler und Kritiker stehen zumeist wie Hund und Katz. Fragt man, wer „angefangen“ hat, so ist das unzweifelhaft der Kritiker. Der Künstler schafft für die Menge und muß sich gefallen lassen, daß sein Werk viele Richter findet, aber er hat ein Anrecht auf gerechte und sachliche Kritik. Kritisieren darf von Rechts wegen nur der Meister, der Mann, der es besser kann und besser versteht. Wie selten aber sind die Kritiker dem Künstler überlegen! Wie oft schon haben sich ihre Urteile als irrig erwiesen! Wie oft haben sie umlernen müssen und preisen, was sie vordem verurteilt hatten! Der Kritiker, der sich selbst so wichtig nimmt, ist im Grunde ein höchst überflüssiger Mensch. Auf die Entwicklung der Künste hat er nur selten und dann kaum günstig eingewirkt, aber er hat schon unsagbares Unheil dadurch angerichtet, daß er aufstrebende Kräfte erschreckt und lahmgelegt hat.

Schon im Altertum waren die Kritiker verdächtig: Phädrus erzählt die köstliche Fabel: Auf einem Markte trat ein Possenreißer auf und quiekte wie ein Ferkel. Allgemeiner Beifall. Nur ein Bauer erklärte, er wolle am nächsten Tage noch natürlicher quieken. Viel Volk strömt herbei. Der Bauer verhüllt seinen Kopf und läßt das Quieken ertönen, aber er findet **[279]** keinen Beifall und wird mit Spott abgelehnt. Da holt er unter seinem Mantel das Ferkel hervor, das er durch Kneifen zum Quieken gebracht hat, und sagt: „Da seht, was ihr für Kritiker seid!“

In dem englischen Witzblatt „Punch“ erschien einmal ein Witz unter dem Titel: „Deutsche Kritik“. Bei einem Barbier war eine ausgestopfte Eule zu sehen. Der erste Gast entsetzte sich über die ganz falsch eingesetzten Glasaugen, der zweite tadelte die zu dicht gestellten Füße, der dritte die falsch sitzenden Flügel. Da erhob sich die Eule und flog durch das Zimmer.

Leider ist wirklich unser deutsches Volk am erbarmungslosesten in der Kritik. Jede neue Erscheinung aus irgend einem Gebiete der Künste wird zunächst mit Mißtrauen, Hohn und Spott begrüßt und der Verkünder der neuen Lehre wie ein Verbrecher behandelt. Das Thema: „Wie die Deutschen ihre führenden Geister behandeln“, ist meines Wissens noch nie in großem Umfang dargestellt worden.

Wozu die Kritik? Wem nützt sie? Dem Künstler? Ein arger Irrtum. Ich habe in meinem Leben mit sehr vielen Künstlern jeder Art und Richtung verkehrt, habe sie fleißig auf die Kritik schimpfen, aber noch nicht einmal gehört, daß sich einer um den Tadel und die Ermahnungen der Kritik gekümmert hätte. Man hätte einmal Karl May fragen sollen, was er seinen Kritikern verdanke. Er würde geantwortet haben: „Nichts als Aerger.“ Jeder Künstler ist der festen Ueberzeugung, daß er sein Geschäft besser versteht als sein Kritiker, und weiß, daß er mehr Fleiß und Nachdenken auf sein Werk verwandt habe als jener.

**[280]** Hat das Publikum Nutzen davon? Nein, es wird nur verwirrt und im eigenen Urteil unsicher. Bei der unbegreiflichen Hochachtung, die unser Volk noch vor der Druckerschwärze hat, lernt es durch mißgünstige Kritiken seinem eigenen Urteil mißtrauen und wird in seiner Freude gestört.

Wer die Entwicklung der Kritik studiert, kommt zu der Erkenntnis, daß die Geschmacksurteile – und um solche handelt es sich doch zumeist den Künsten gegenüber – wandelbar sind wie das Aprilwetter, und daß Kritiker, die von ihren Zeitgenossen noch ernst genommen wurden, schon nach einer Generation verlacht werden.

Da jeder Kritiker im Besitz der Wahrheit zu sein glaubt, so empfindet er jede von seinem Urteil abweichende Tat als einen Verstoß gegen die Wahrheit. Jeder Neuerer ist ihm daher zunächst ein Lügner und Betrüger. Man nenne mir einen Reformen auf irgend einem Gebiete, der nicht so als Schwindler gebrandmarkt worden wäre! Als der Mediziner [Carl Ludwig] Schleich seinen Berufsgenossen bekannt gab, daß er schmerzlose Operationen durch örtliche Betäubung mache, da schrien seine Kollegen: „Lüge, Lüge!“ Wenige Jahre darauf war Schleichs Entdeckung in allgemeinem Gebrauch bei den Chirurgen der ganzen Welt, aber keiner der Schmäher hat es für nötig befunden, den mißhandelten Gelehrten und Wohltäter der Menschheit nachträglich um Verzeihung zu bitten. Als ich die Mißstände der alten Schule aufdeckte, Mißstände, die heute selbst von den Schulbehörden anerkannt und durch tiefgreifende Schulreformen abgestellt werden, da war die erste Waffe, zu der die Hüter der alten **[281]** Schule griffen, die Anschuldigung der Unwahrhaftigkeit, und man kann es heute noch von gesinnungstüchtigen deutschen Schulmeistern hören, daß „Gurlitt es mit der Wahrheit nicht allzu genau nimmt“. Dabei nehmen sie jeden im Affekt

gesteigerten Ausdruck als bewußte Lüge, ihre eigene sachliche Nüchternheit als lautere Wahrheit, wissen also nicht, daß in dem Affekt und in der Begeisterung oft eine viel tiefere Wahrheit steckt als in der kaltschnauzigen Sachlichkeit. Jesus galt seinen Richtern als Lügner. Damit ist das Problem hell beleuchtet. Karl May mußte sich jahrzehntelang von urteils- und geschmacklosen Gegnern gegen den Verdacht der Verlogenheit verteidigen, weil der Inhalt seiner Dichtung mit seinem Eigenleben nicht in Einklang stände. Als ob ein Dichter nicht das Recht hätte, die Schöpfungen seiner Phantasie frei zu gestalten und Wahrheit und Dichtung ganz nach den Geboten der Kunst zu vermischen. Wir haben jetzt die gleich törichten wie niedrigen Angriffe zum Schweigen gebracht. Schlimm genug aber, daß sie dem Dichter den Lebensabend vergiften und ihn vor der Zeit ins Grab getrieben haben. Was haben seine Kritiker Gutes damit gestiftet? Nichts, rein gar nichts. Platen dichtet: [recte: August Wilhelm Schlegel, Der Choliambe oder Skazon]

Der Coliambus ist ein Vers für Kunstrichter,  
Die überall aus Naseweisheit mitsprechen.

Und Moritz von Schwind hat die Kunstkritiker mit unübertrefflichem Humor gegeißelt, wie sie, pygmäenhaft klein, an den Füßen der riesigen Bavaria ihren Scharfsinn messen.

Es ist viel schönes weißes Papier beschmiert, es ist [282] über May viel halb oder ganz Gelogenes millionenfach verbreitet worden, und trotzdem läßt sich der Ertrag dieses Verleumdungsfeldzuges nicht festhalten und die meisten Gegner selbst müssen jetzt, wenn sie ehrlich sind, bekennen, daß sie eine nutzlose Arbeit gemacht haben. Es wiederholte sich hier das Schauspiel, das man schon tausendfach beobachten konnte: das Neue, Eigenartige und dadurch Wertvolle setzt sich allem Widerstande zum Trotz schließlich doch durch, und die Kritik, die sich ihm entgegengestellt hatte, erscheint dann als eine Sammlung von Unvernunft. Wir besitzen Bücher über die Themen: „Goethe im Urteil seiner Zeitgenossen“, Wagner, Nietzsche im Urteil der ihrigen, und so müßten wir auch eine Sammlung der zeitgenössischen Urteile über Karl May herausgeben, damit wieder einmal festgestellt wird, wie schwer die Hemmungen und Widerstände sind, die sich in Deutschland dem selbständig Denkenden und dem sich frei bekennenden Künstler entgegenstellen.

Was unser Volk braucht, das ist eine verständnisvolle Einführung in die Schöpfungen unserer Künstler. Dabei tut man gut, den Künstler selbst zu fragen. Er allein weiß restlos, was er mit seinem Kunstwerk will. Kein anderer ist vor Mißverständnissen und Fehlurteilen sicher. Ich hatte einmal Gelegenheit, dem großen Maler Arnold Böcklin eine kleine Schrift vorzulesen, die grade über sein Gemälde „Das Gefilde der Seligen“ erschienen war. Während ich las, schüttelte Böcklin erstaunt den Kopf, bat dann, ich möchte aufhören, denn von alle dem, was da stände, wäre ihm nichts bewußt. „Jesses, jesses,“ rief er aus, [283] „ist der gescheit! Von alle den Gedanken, die er mir da unterschiebt, weiß ich selber nichts.“

Es ist sehr viel geleistet, wenn man ein richtiges Verständnis des Kunstwerkes bietet, und darin allein sollte eben der Berichterstatter seine Aufgabe suchen und finden. So hat Goethe Kunstwerke anderer Meister behandelt und immer seine Freude daran gehabt, wenn er bis zu dem vollen Verständnis vorzudringen vermochte. Er fühlte sich den Kunstwerken gegenüber als Lernender und als dankbar Empfangender, nicht aber als Zensor. Erst nach seiner Zeit kam die üble Sitte bissiger Kritiker auf, die mehr darauf aus waren, ihren blendenden Witz leuchten zu lassen, als den besprochenen Kunstwerken gerecht zu werden. Ludwig Börne und Heinrich Heine sind wohl die Tonangeber gewesen, deren scharf gespitzte Federn noch heute nachwirken. Paul Lindau, der in seiner „Gegenwart“ jahrzehntelang seine Lust daran fand, literarischen Anfängern durch spöttischen Witz den Garaus zu machen, hat schwerlich geahnt, wie schnell diese eigenen geistreichelnden Aufsätze vergessen sein würden.

Harmlos war die Kritik, die Adolf Stahr lange Zeit als Berliner Kunstrichter ausübte: Er schrieb einen glänzenden Stil, hatte aber zur bildenden Kunst keine lebendige Beziehung und verstand von ihr herzlich wenig. Ludwig Pietsch, der ihm nachfolgte, war ein unbedeutender Illustrator und deshalb vom Zeichnen zum Kunstberichte übergegangen. Wie sehr er neuen Erscheinungen gegenüber versagte, konnte ich einmal selbst beobachten: In Berlin waren die großen allegorischen Gemälde von Klimsch ausgestellt, die die Wiener Universität bestellt, dann aber [284] in ihrem Unverstand abgelehnt hatte [recte: Gustav Klimt, dessen „Fakultätsbilder“ 1900 zum Dissens führten.]. Eine Reihe von Kunstkritikern stand ratlos, wußte nicht, ob sie begeistert sein oder schimpfen sollte. Da ertönte der Ruf: „Pietsch kommt!“ und alle Kunstkritiker drängten sich an ihn heran. Er trat ein wie ein Imperator, ging erst schweigend umher und sagte dann mitleidig

lächelnd: „Also dat soll ooch Kunst sin? Ick danke!“ Damit wußten die Kritikaster, daß sie schimpfen durften und werden das wohl auch gründlich besorgt haben. Jetzt höre ich, daß ein Werk über Klimsch [vermutlich: Max Eisler, „Gustav Klimt“, Wien, 1920] erschienen ist, in dem er als der große Maler gefeiert wird, der er in Wahrheit gewesen ist.

Die Kunstkritiker von Karlsruhe bezeichneten es als „beschämend“ für ihre Stadt, wenn darin Bilder von Hans Thoma ausgestellt würden. Die damals als wertlose Stümpereien zurückgewiesenen Bilder sind jetzt eine Zierde deutscher Museen und Sammlungen. Ich könnte, da ich stets in der Nähe von Künstlern und Kunsthändlern gelebt habe, noch viele solche halb schmerzliche, halb erheiternde Zeugnisse anführen. Das Gesagte wird aber genügen zu der Erkenntnis, wie wenig Gutes bei den Kunstkritikern herauskommt und wie sehr den Vertretern dieses Gewerbes Bescheidenheit anzuempfehlen ist. Wenn die Kritiker von gestern das Wort behielten, so würden die Künste keine Fortschritte machen, denn die Kritik pflegt stets die schon kanonisierte Kunst zu vertreten. Als die Freilichtmalerei in Frankreich siegreich durchdrang und in dem Kunstsalon meines Bruders Fritz Gurlitt in der Beerenstraße in Berlin die ersten Bilder der neuen Schule ausgestellt waren, brach in der deutschen Presse ein Sturm der Entrüstung aus: So violette [285] Landschaften gebe es doch gar nicht! Aber in kurzer Zeit setzte sich die Freilichtmalerei auch in Deutschland durch; und nun wollte kein Kunstverständiger mehr die alten „schwarzen Schinken“ sehen, jene Atelierbilder, für deren Unantastbarkeit die Presse noch vor kurzem eingetreten war.

Was die Presse zuerst Lüge nannte, das wird dann zur bloßen „Uebertreibung“. Das ist die Brücke, mit der sich der Unverstand den Weg zur Anerkennung ebnet. Der Reformier hatte natürlich übertrieben. Jetzt aber kommt die Besonnenheit und gibt der Sache erst die rechten Maße und Werte. Der Reformier bekommt dabei seine Zurechtweisung, daß nicht er schon so ruhig und sachlich zu Werke gegangen wäre: man würde dann gerne auf ihn gehört haben. Erst hieß es: „Das starre System ist falsch!“ Als aber Zeppelin allem Widerstand zum Trotz dem starren System zum Siege verhalf, da war er „der größte Mann des Jahrhunderts“. Erst war Karl May ein Schundschriftsteller und Volksverderber, als sich aber führende Geister für ihn einsetzten, wurde er zum angesehenen Volksschriftsteller. Die Kritik bildet sich ein, das rechte Maß sicher in Händen zu haben und mißt stets nach ihrer oft zu kurzen Elle. Was darüber hinausragt, gilt ihr als fehlerhafte Wucherung, die beschnitten werden muß. Das Mittelmaß, der Durchschnitt maßt sich so das Zensuramt an über die überragenden Größen.

Keiner von all den Kritikern, die über Karl Mays Lebensarbeit zu Gericht saßen, hat ihn geistig überragt, aber an Brutalität und an Niedrigkeit der Gesinnung und der Kampfmittel hat es vielen [286] nicht gefehlt. Auch das muß man wohl als eine zwar häßliche, aber doch weitverbreitete deutsche Sitte hinnehmen? Soll man sich mit Goethe trösten? Er sagt:

Uebers Niederträchtige  
Niemand sich beklage,  
Denn es ist das Mächtige,  
Was man dir auch sage!

[Goethe, Westöstlicher Diwan: Wanderers Gemütsruhe]

Der Versuch nun gar, aus dem Vorleben eines Künstlers Waffen gegen seine Werke und deren Wirkungen zu schmieden, ist ebenso niedrig wie töricht. Der geniale Mensch ist dem nüchternen Verstandesmenschen stets verdächtig, trotzdem der kulturell wertvollere. Genialität und Verbrechertum sind sich nahe verwandt. Das hat im Jahrbuch 1925 Dr. Wulffen in seinem Aufsätze „Kunst und Verbrechen“ überzeugend nachgewiesen. Die so hervorragend begabten Griechen nannten alle künstlerische Begeisterung einen Wahnsinn, erkannten aber, daß gerade dieser Wahnsinn göttlicher Natur sei. Wenn über Schöpfungen solcher „Besessener“ der pedantisch nüchterne Verstand zu Gerichte sitzt, so muß dabei eine Albernheit zutage kommen. Der Pedant hat natürlich recht: „Es gibt keine auf den Blocksberg reitende Hexen. Wie konnte Goethe nur so schwindeln! Der Indianer Winnetou hat nie gelebt: Da seht ihr, daß May keinen Glauben verdient! Und die Schriften eines solchen Schwindlers duldet ihr in den Händen eurer Kinder?“ Der Pedant hat immer recht, aber sein Recht ist gegen alle wahre Vernunft. Daher die tiefe Weisheit, daß das höchste Recht die größte Ungerechtigkeit ist. Nie dürfte der Pedant über das Genie richten; denn ihm gegenüber hat das Genie in allen Fällen recht.

[287] Solch ein Pedant war auch Cardauns. Gerade am Fall Cardauns erkennt man, wie gefährlich, wie zerstörend die geistige Unzulänglichkeit, die Pedanterie wirken kann. Deshalb vermag ich auch die allzu



friedliche Verständigung meines Mitherausgebers Dr. Schmid mit diesem Gegner (siehe oben S. 236/37) nicht mitzumachen. Cardauns hat Karl May schwer durch den unberechtigten Verdacht geschädigt, daß er mit Hinterlist unter seinem Namen frömmelnde moralische Erzählungen schriebe, daneben aber unter anderm Namen schlüpfrige Liebesromane. Hierbei erweist sich Cardauns als Mensch von wahrer Astlochgucker-Gesinnung und entsetzt sich über die Erwähnung eines schönen jungfräulichen Busens! In welcher Welt hat denn der Mann gelebt? Er muß ja sein ganzes Leben lang aus dem Entsetzen nicht herausgekommen sein! So beschnüffelt, bliebe in der ganzen Weltliteratur nur noch Unwesentliches von Entrüstung verschont, und wir könnten getrost die Bücher aller Kulturvölker von Homer bis zu Goethe – einschließlich der Bibel – verbrennen.

Wenn ein Künstler nach den Gesetzen seiner Natur schafft, so dient er der Wahrheit, seiner Wahrheit. Wenn Karl May von Natur ein Mann mit überwuchernder Phantasie ist und unfähig, die strenge Grenze zwischen real Erlebtem und in der Phantasie Geschautem zu ziehen, so befähigte ihn gerade das zu seinem künstlerischen Schaffen, mit dem er das Leben von vielen Millionen Lesern bereichert hat. Ist er ein Fälscher, wenn er derart seine Natur bekennt? Nein, er ist am wahrsten in den Werken, in denen er diesem Phantasiebedürfnis am freiesten nachgibt. Hier sehen **[288]** wir die „geprägte Form, die lebend sich entwickelt“. Wenn schon der Phrenologe und der Handschriftenkundige aus dem Bau des Schädels und den Zügen der Handschrift die eingeborene, unabänderliche Art des Charakters feststellt, mit welchem Rechte sollte man da die Auswirkungen dieser Natur als „unecht“ bewerten? Mays Schriften sind eine getreue Spiegelung seines Charakters und seiner Lebensschicksale. Man könnte ihn deshalb einen der wahrhaftigsten Erzähler nennen, obgleich seine Erzählungen meist reine Phantasiegebilde sind.

Wir hoffen, daß der Kampf, den wir in diesen Jahrbüchern zu Ehren Karl Mays führen, weit über seinen Namen hinaus Nutzen stiften soll, indem er für das Recht der Künstlerpersönlichkeit eintritt. Es sollte in Deutschland nicht mehr vorkommen, daß ein Künstler zu Tode kritisiert wird, wie das bisher leider so oft geschehen ist; es sollte sich eine Gemeinde künstlerisch gebildeter Männer und Frauen sammeln, die sich den Schutz mißhandelter Künstler zur Aufgabe macht; es sollte eine Zeitschrift unter dem Titel „Kritik der Kritik“ erscheinen und mit den zu vorlauten Kritikern aller Künste streng, aber gerecht verfahren. Auch die Kritiker müßten das Fürchten lernen, auf daß sie ihre Worte gewissenhafter wägen und mit Menschenschicksalen behutsamer umgehen. Im Ausland werden junge Talente mit allgemeinem Jubel begrüßt; bei uns werden sie mißhandelt und gequält, und oft erst die Nachwelt flicht ihnen Kränze. Muß das so sein und immer so bleiben?

## Ein kleiner Gernegroß

Von Prof. Dr. Ludwig Gurlitt

Vorstehender Aufsatz war der Druckerei schon übergeben, als mir der Verlag eine Besprechung der Karl-May-Jahrbücher zustellte, die in Nr. 1 der Zeitschrift „Die schöne Literatur“ 1. Januar 1925, von einem Herrn Wilhelm Fronemann geschrieben ist. Ich gebe sie hier im wörtlichen Abdruck:

Karl-May-Jahrbuch 1924. Herausgegeben von Dr. Max Finke und Dr. E. A. Schmid. 7. Jahrgang. Radebeul b. Dresden: Karl-May-Verlag.

Seit 7 Jahren also bemüht sich ein kapitalkräftiger Verlag, dem deutschen Volke Karl May als nationalen Dichterheros aufzuschwatzen. Er hat einen Stab von mehr oder weniger berühmten Mitarbeitern zusammengebracht, die alljährlich im Schweiß ihres Angesichts neue Seiten an der sehr eindeutigen Erscheinung Karl Mays entdecken müssen. Die amüsantesten Beiträge liefert Prof. Dr. Ludwig Gurlitt. Er hat ein unterhaltsames Buch geschrieben, „Gerechtigkeit für Karl May!“, das er immer aufs neue empfiehlt, und in dem er auf alle losschlägt, und zwar in nicht sehr gewählten Ausdrücken, die seinem Helden jemals zu nahe getreten sind, besonders aber auf die böse Jugendschriftenkritik literarischer Richtung. Heuer hat er eine Schrift von Karl Nötzel, „Das Verbrechen als soziale Erscheinung“, entdeckt. Das gibt ihm Gelegenheit, Karl May, der bekanntlich mit Polizei und Gericht in sehr schlimme Berührung kam, erneut weiß zu waschen. Dabei kriegen die verhaßten „sozialistisch gesonnenen Hamburger Lehrer“ und „der sozialistische Stadtrat [290] von Wien“, die Mays Abenteuergeschichten ächteten, eine ab. Karl May wird als vorbildlicher Edelsozialist gefeiert (!), und seine Feinde kommen Gurlitt „vor, wie Irre, die ihren Arzt erschlagen!“ Das ist nur ein Beispiel von vielen, um die Art der Beweisführung in dem dicken Jahreswälzer zu kennzeichnen. Im übrigen dürfte das Buch nur die literar-pädagogische Kritik interessieren. Für sie ist zwar Karl May längst kein Problem mehr, die Jahrbücher zeigen ihr aber Kraft und Einfluß der Gegner einer dichterisch vollwertigen Volks- und Jugendlektüre.

Wilhelm Fronemann.

Hatte ich vorher gewarnt: „Du sollst nicht kritisieren!“, so muß ich jetzt hinzufügen: „und nicht lügen!“ Denn die „Kritik“ des Herrn Fronemann ist, wie ich gleich beweisen werde, aus Unwahrhaftigkeit geboren.

Es ist nicht wahr, daß der Karl-May-Verlag und seine Mitarbeiter dem deutschen Volke Karl May als nationalen Dichterheros aufschwätzen wollen. Wahr ist, daß sie den Verstorbenen in Schutz nehmen gegen ungerechte Anfeindungen und auf eine sachliche Würdigung seiner Person und seiner Werke hinwirken. Das war notwendig, weil eine irreführende Kritik an ihm kein gutes Haar lassen wollte, und eine wahre Meute von Kritikastern ihn wie Freiwild verfolgte. Diese sollten in ihre Schranken zurückgewiesen werden. Das ist auch gelungen; denn das Urteil über May hat sich so gewandelt, daß sich Anfeindungen gegen ihn kaum noch hervorwagen.

Es ist meines Wissens das erstemal, daß dem Jahrbuch der Vorwurf kritikloser Anpreisung Karl Mays und seiner Schriften gemacht wird. Sehr erklärlich, weil der Vorwurf eben nicht berechtigt ist. Ich [291] erinnere mich, daß erst vor kurzem der Dresdner Anzeiger, der sich vordem feindlich gegen May gestellt hatte, die Sachlichkeit der Jahrbücher anerkannte, da sie sich von jeder Verhimmelung Mays freihielten.

Es ist nicht wahr, sondern glatt erfunden, daß ich selbst meine Schrift „Gerechtigkeit für Karl May!“ immer aufs neue empfehle. Ich habe niemals zur Empfehlung meines Buches einen Finger gerührt, niemals den Verlag gebeten, irgend etwas zu seiner Empfehlung zu tun. Das ist meines Wissens auch unterblieben. Nur habe ich gesehen, daß der Verlag den Titel dieses Buches jedem Umschlagblatte der May-Schriften beifügt. Diese Anzeige geht mich nichts an, ist Sache des Verlags und fast eine Selbstverständlichkeit. Jeder Händler zeigt an, welche Ware er führt, und wenn ein Metzger anzeigt, daß es bei ihm Frankfurter Würstchen zu kaufen gibt, so ist das kein Zeugnis gegen die Stadt Frankfurt. Ich bin einmal genötigt worden, mein Buch gegen grobe Entstellungen zu verteidigen. Das geschah hier im Jahrbuch, Jahrgang 1922, S. 264 f. und war Notwehr, war Abwehr, nicht aber Selbstanpreisung. Wenn mir von Bubenhand die weiße Mauer meiner Villa mit schwarzer Kohle beschmiert wird, und ich dem Uebeltäter dafür die Rute gebe, so ist das doch nicht Anpreisung meiner Villa. Ich fordere Herrn Wilhelm Fronemann auf, alle die Stellen anzugeben, in denen ich „immer wieder meine Schrift empfohlen habe“. Tut er das nicht, so bleibt der Vorwurf auf ihm haften, daß er eine unwahre und ehrverletzende Angabe gegen mich veröffentlicht hat, um meinen Charakter der Eitelkeit zu beschuldigen. Auch die [292] Darstellung, die er von dem Inhalt und dem

Geist meines Buches gibt, ist bewußt entstellend. Er nennt es unterhaltsam, was ironisch gemeint ist, als fände der Leser an dem ernstgemeinten Buch seine Erheiterung, weil es seinen Zweck vollständig verfehle. Auf andere Leser, die auch ernst genommen werden wollen, hat das Buch einen ganz andern, nämlich einen überzeugenden Eindruck gemacht. Ich muß mir eine verächtliche Behandlung meiner Arbeit von seiten eines unbekanntem Wichtigtuers verbitten. Wer ist denn Wilhelm Fronemann? Wer hat schon von seinen Geistesgaben gehört? Solche dreiste Herausforderungen rufen mein Selbstbewußtsein wach: ich hätte Lust, ihm zu beweisen, daß ich auf Grund meiner Lebensarbeit ein Recht habe, ein Urteil über den pädagogischen und künstlerischen Wert eines Schriftstellers abzugeben.

Es ist weiter nicht wahr, daß ich auf alle losgeschlagen hätte, die meinem „Helden“ jemals zu nahe getreten sind. „Helden“? Ich habe, wie mein gestrenger Herr Kritiker sehr gut weiß, die Unzulänglichkeiten des Menschen und Schriftstellers May sehr scharf hervorgehoben, aber meine Aufgabe darin gefunden, die Ursachen seines Erfolges aufzusuchen und gerecht darzustellen. Der Kritiker will mich aber dem Publikum als einen urteilslosen Menschen vorstellen, dessen Geschmack an den Werken Karl Mays sein volles und letztes Genüge finde – eine Verbiegung, eine Begriffsbeugung, wobei ich mich sehr gelinde ausdrücke.

Ich lasse, wie Fronemann auch weiß, jedem Leser Karl Mays sein Urteil: scharf vorgegangen bin ich **[293]** nur gegen jene Gegner Mays, die mit verächtlichen, vergifteten Waffen gegen ihn gekämpft und seine Schriften in Acht getan haben. Ist schon das Kritisieren nur Sache des Meisters, der über dem Kritisierten steht, so erst recht das Aechten. „Du sollst nicht töten“, auch nicht den Geist töten wollen, denn jeder hat das Recht auf Leben und auf die Frucht seiner Taten. Wie oft schon hat zudem des Urteil umgeschlagen ....!

Noch steht Karl May höher als alle die, die ihn geistig erschlagen wollten, höher zumal als seine Kritiker der Jugendschriftenwart. Ich nehme mir bei dem Kampf gegen die Aechter das selbstverständliche Recht, ein Katz ein Katz und einen Klokschieter einen Klokschieter zu nennen. Die „Jugendschriftenkritik literarischer Richtung“ schätze ich niedrig ein, hätte sie aber unangefochten gelassen, wenn sie den Streit mit May nicht angefangen und sich nicht als unbelehrbar erwiesen hätte. Sie erkannte nicht, daß Karl May ein Problem ist, daß der am meisten gelesene Schriftsteller Deutschlands doch Werte haben müßte, die der Pädagoge zu erkennen hat, um Mays gewaltigen seelischen Einfluß auf seine Leser, zumal auf die Jugend, zu begreifen. Die Jugendschriftenwartler hätten schließlich einsehen müssen, daß man mit der Abstempelung „Schund“ das Problem nicht löst. Wenn aber „die Jugendschriftenkritik literarischer Richtung“ nicht müde wurde, Jahr für Jahr gegen May zu hetzen, so mußte es seinen Freunden auch erlaubt sein, diese Verfehmungspraxis auf ihre Zulässigkeit zu prüfen. Sollen denn diese literarischen *praeceptores Germaniae* ungestraft ihre Bannblitze schleudern dürfen?

**[294]** „Amüsanter“ findet Fronemann auch meine Beiträge zum Jahrbuch. Herr Dr. Nötzel schickte mir seine Schrift „Das Verbrechen als soziale Erscheinung“ zur Besprechung zu, und so war es für mich naheliegend, auch Mays „Verbrechen“ unter dem gleichen Gesichtspunkt zu betrachten. Es ist nicht wahr, daß ich ihn „erneut weißgewaschen“ hätte. Ich habe keine seiner Verfehlungen geleugnet, habe nur zu erkennen versucht, wie er dazu kam, gegen die Gesetze zu verstoßen. Dabei stellte sich mir heraus, daß auch seine Verfehlungen aus seiner sozialen Umgebung zu begreifen sind. Das ist die Untersuchung, zu der jeder ernste Kritiker verpflichtet ist, wenn er zu einem gerechten Urteil vordringen will.

Um nun ein Beispiel, „ein Beispiel von vielen“, für die „Beweisführungen in dem dicken Jahreswälzer“ zu geben, greift der Kritiker zu dem jedenfalls überzeugendsten, das er wieder gerade in meinem Beitrag findet. Ich hasse angeblich die „sozialistisch gesonnenen Hamburger Lehrer“ und „den sozialistischen Stadtrat von Wien“, „feiere“ aber „den Edelsozialisten May“. Ich frage den Herrn Kritikaster erstens, ob ich damit eine „Beweisführung“ gebe. Weiß er denn nicht zwischen Behauptungen und Beweisführungen zu unterscheiden? Nun ist außerdem meine Behauptung sachlich richtig. Ich kenne persönlich den sozialistischen Schriftsteller Heinrich Ströbel, der schon 1902 in der Monatsschrift „Neue Zeit“ mit Wärme für den sozialistischen Geist der Mayschen Schriften eintritt, und habe schon in meinem Buch über May ausführlicher nachgewiesen, wie nahe sich tatsächlich Mays Lebensanschauungen mit dem **[295]** Programm der Sozialisten berühren. Da dem widersprochen wird, so fordere ich einen der vielen Hunderttausende der Freunde Mays, die der sozialistischen Partei angehören, dazu auf, im nächsten

Jahrbuch den entsprechenden Nachweis zu führen<sup>41</sup>, und darzutun, daß es eine Verblendung einzelner Sozialisten ist, ihn zu verunglimpfen.

Nachdem Fronemann sich so mit dem Jahrbuch „literarpädagogisch“ beschäftigt hat – um mich seines Jargons zu bedienen – erklärt er überraschend: „Im übrigen dürfte das Jahrbuch nur die literarpädagogische Kritik interessieren“. Ich bin in die Arbeitsmethode und in die Arbeitsteilung der kleinen Wichtigtuer nicht genügend eingeweiht, um diesen Satz zu verstehen, weiß also nicht, wer sich jetzt für das Jahrbuch „kritisch interessieren“ wird.

Sind wir sonach belehrt worden, daß es inhaltlich wertlos ist, so werden wir durch die Mitteilung freudig überrascht, daß es, oder genauer, daß die Jahrbücher Kraft und Einfluß haben, wofür wir dankend quittieren. Aber auf diese richtige Bemerkung folgt die Entstellung, als ob die Gegner der May-Hetze gegen eine „dichterisch vollwertige Volks- und Jugendlektüre wären“. Das ist natürlich heller Unsinn. Keiner der Mitarbeiter, der nicht von Herzen wünschte, daß unserm Volk, und besonders unserer Jugend, die denkbar beste geistige Kost gereicht werde, aber viele, die nicht glauben, daß die Jugendschriftwarten dazu die rechten Wege einschlagen. Diese [296] eifern für das Recht der Jugend und finden dabei unsern lebhaften Beifall, aber gleichzeitig reißen sie der Jugend den geliebten Karl May aus den Händen, um ihr dafür verzuckerte Minderwertigkeiten in die Hände zu drücken.

Während sie theoretisch für das Selbstbestimmungsrecht der Jugend eintreten, mißachten sie so gröblich deren Willen und Geschmack, daß sie ihr unerwünschte geistige Kost an Stelle der begehrten bieten: die Jugend soll nicht lesen, was ihr, sondern was den Kritikastern zusagt. Noch nie hat ein Mitarbeiter der Jahrbücher verächtlich über irgend ein der Jugend liebes Buch geschrieben, auch nie die von den Jugendschriftenwarten anempfohlenen Bücher unter mißgünstige Zensur gestellt. Solche Unduldsamkeit überlassen sie neidlos denen, deren Hauptkunst im Verneinen besteht. Diese fahren fort, Karl May abzulehnen, empfehlen dafür Peter Roseggers Schriften an erster Stelle, vergessen aber, daß Rosegger selbst erkannt und anerkannt hat, daß Karl May ein prächtiger Volksschriftsteller ist.

Für diesen Kritiker und seine Gesinnungsgenossen ist Karl May eindeutig bestimmt. Je flacher die Menschen sind, um so natürlicher erscheint ihnen alles. Was über den Durchschnitt herausragt, ist ihnen Schwindel. Deshalb darf man auf sie nicht hören:

„Ja, der verdient, betrogen sich zu sehn,  
Der Herz gesucht bei dem Gedankenlosen!  
Mit schnell verlöschten Zügen schreiben sich  
Des Lebens Bilder auf die glatte Stirne,  
Nichts fällt in eines Busens stillen Grund,  
Ein muntre Sinn bewegt die leichten Säfte,  
Doch keine Seele wärmt die Eingeweide.“

[Friedrich Schiller, Wallensteins Tod.]

[297] Was sie nicht begreifen, das verwerfen sie, das ächten sie.

Das „Aechten“ aber irgend eines schriftstellerischen Nachlasses steht auf gleicher Höhe oder vielmehr auf gleicher Tiefe, wie das Zerstören irgend eines historischen Kunstdenkmals: es ist ein Verbrechen gegen den geschichtlichen Geist, ein Denkmal umzustürzen, in dem sich die Verehrung unsrer Väter der Nachwelt überliefern wollte – nur blinde Parteifanatiker lassen sich zu so blöder Zerstörungswut hinreißen.

Fronemanns Besprechung ist ein Schulbeispiel dafür, wie Kritiken nicht sein sollten: sie ist überheblich, anmaßend, mißgünstig, ja, hämisch und absichtlich beleidigend; sie nützt nichts, denn welcher Freund Karl Mays läßt sich dadurch seine Freude an diesem stören? Sie schadet nur, indem sie verstimmt und Feindschaften entfacht; denn alle Mitarbeiter sind natürlich über den „Kritiker“ empört, der ihnen falsche Beweggründe unterschiebt und sie der Oeffentlichkeit als gedungene Lohnschreiber vorstellt, die gegen Neigung und Ueberzeugung „schwätzen“ und schreiben „müssen“. Sie ist sogar unehrlich, indem sie um billiger Erfolge willen Tatsachen entstellt. Wem es in so erschreckendem Maß an dem Geist der Sachlichkeit und Wahrhaftigkeit gebricht, der hat kein Recht auf ein literarisches Zensorenamt. Dazu kommt seine wüste, ungeschulte Sprache. Man lese allein seinen letzten Satz! Alle Kulturarbeit fängt aber, wie Nietzsche treffend ausgeführt, mit der Selbstzucht beim Ausdruck an. Aus dem Stil erkennt man den Menschen, in diesem Fall

<sup>41</sup> Geschieht zufällig bereits im vorliegenden Jahrgang: vgl. Kaiser, „Der Trompeter auf verlornem Posten“ auf S. 299 f. und ganz besonders S. 309 und 312. Dr. Schmid.

einen recht unerfreulichen [298] Menschen, einen Gernegroß, der sich mit niedrigen Mitteln einen literarischen Erfolg ergattern will.

\* \* \*

Anmerkung des Karl-May-Verlags: Die in obigen Ausführungen Ludwig Gurlitts erwähnte Besprechung des Dresdner Anzeigers über das von Fronemann verlästerte Karl-May-Jahrbuch stammt aus der Feder des bekannten Literarhistorikers Professor Dr. Friedrich Kummer. Wir bringen sie hier zum Abdruck, da sie besonders geeignet erscheint, den Kritikerwert des Herrn Wilhelm Fronemann bengalisch zu beleuchten:

Karl-May-Jahrbuch 1925. Herausgegeben von Prof. Dr. Ludwig Gurlitt und Dr. E. A. Schmid. (Karl-May-Verlag, Radebeul bei Dresden.) Ludwig Gurlitt, Gerechtigkeit für Karl May! (ebenda).

In dem Jahrbuch vereinigen sich eine ganze Reihe von Freunden des viel bekämpften und viel verehrten Schriftstellers, um in anregenden Aufsätzen Biographisches beizutragen, Mays Beziehungen zu andern Denkern und Dichtern zu untersuchen, ihm auf den oft entlegenen Spuren seiner Erzählungen zu folgen und seine Bedeutung als Künstler und Erzieher zu würdigen. Aehnliche Wege geht der Schulreformer Gurlitt in seinem Buche, das sich vor allem mit den Gegnern Mays auseinandersetzt. Das frisch geschriebene Buch ist eine geschickte Verteidigungsschrift, der die hinter ihr stehende feste Ueberzeugung starke Durchschlagskraft verleiht. Schon in der Tatsache, daß alljährlich das Erscheinen eines May-Jahrbuches möglich ist, zeigt sich der Wandel in der Beurteilung, die Karl May heutzutage erfährt. Davon abgesehen, ist aber auch der Inhalt des Jahrbuches sehr reichhaltig und gewährt Einblick in die verschiedensten Ideenkreise. Von Maßlosigkeiten der Bewunderung hält sich das Jahrbuch geschmackvollerweise frei.

## Der Trompeter auf verlornem Posten

Von Tono Kaiser

Von Dr. Oskar Maar in Wien ist in der von Ministerialrat Viktor Fadrus und Professor Karl Linke geleiteten Zeitschrift „Schulreform“ ein Artikel „Karl May und der deutsche Geist“ im Dezemberheft 1924 erschienen. Der Verfasser wurde vor allem durch die Arbeiten in den Karl-May-Jahrbüchern veranlaßt, zur Feder zu greifen. Er konnte, wie er selber angibt, ‚aus dem Staunen nicht heraus kommen‘, daß man in diesen Jahrbüchern Parallelen zog zwischen May und Strindberg, May und Nietzsche – sowie (gemeint ist meine Arbeit „May und Faust“ im 7. Jahrbuch) zwischen May und dem Ringen Goethescher Faustnatur.

Doch nicht nur dem Erstaunen darüber, sondern vor allem seinem Aerger, daß ernste Persönlichkeiten von Ruf, wie Ludwig Gurlitt, zu den Verfassern dieser Jahrbuchaufsätze gehören, macht der Wiener May-Gegner offen Luft: ‚Aber was soll man dazu sagen‘, schreibt er, ‚daß auch ein in Ehren genannter, weithin berühmter Pädagoge, Professor Dr. Ludwig Gurlitt, für den erzieherischen Wert der Schriften Karl Mays mit Feuereifer eintritt?‘ Schwerlich kann man da umhin, die Gegenfrage zu stellen: Was soll man dazu sagen, daß Dr. Maar in Wien **[300]** heute noch gegen May die einstmaligen Angriffe des „Kunstwart“ ins Feld führt, der längst als Hauptbeteiligter derjenigen May-Hetze aufgedeckt und gebrandmarkt wurde, die Dr. Maar selber im gleichen Absatz verurteilt?

Wie wenig vorurteilsfrei überhaupt Maar das ganze May-Problem betrachtet, verrät er schon im Anfang mit dem beleidigenden Seitenhieb auf den May-Verlag: ‚In dem vor mir liegenden Jahrbuch‘, führt er aus, ‚versammeln sich Universitätsprofessoren, Studienräte, Seminaroberlehrer, katholische und evangelische Geistliche mit Beiträgen zum Ruhm und zur Ehrenrettung des Schriftstellers Karl May. Daß sie nebstbei dem Verlag als Reklametrompeter dienen, dürfte vielleicht nicht jedem von ihnen bekannt sein‘. Autoritäten wie Prof. Dr. Eduard Engel, Prof. Dr. Ludwig Gurlitt, Prof. Dr. Konrad Guenther und andere Gelehrte, deren Stimmen in den Jahrbüchern für May sprechen – sie alle, die aus innerer Ueberzeugung für May eintraten – nun wissen sie es also: sie sind nur Reklametrompeter des May-Verlags! Nach dieser zweifelhaften Methode ist also jeder Verteidiger einer in der Oeffentlichkeit angegriffenen Persönlichkeit irgendwie Reklametrompeter: z. B. Frau Elisabeth Förster-Nietzsche oder der verdienstvolle Leiter des Nietzsche-Archivs, Dr. Max Oehler, für den Kröner-Verlag.

Nur Herr Dr. Oskar Maar in Wien trompetet für niemand? – Auch nicht für jenen Wiener Schulrat [otto] Glöckel, der für das Kulturleben Wiens die große Heldentat vollbrachte, die May-Bücher aus den österreichischen Schülerbüchereien zu verbannen?

**[301]** Um zu beweisen, wie recht dieser Bücherstürmer hatte, führt Dr. Maar u. a. sogar den für May so tapfer eintretenden Prof. Dr. Gurlitt, bzw. dessen Werk ‚Gerechtigkeit für Karl May!‘ an, aus dem er die Stelle herausgreift, in der angeführt wird, daß Mays Sprache ‚matt, ohne Plastik, salopp sei‘. Wie heißt aber in Wirklichkeit diese Stelle bei Gurlitt? Sie lautet auf S. 84 des erwähnten Werkes also: ‚Seine (Mays) Sprache ist oft matt, ohne Plastik, salopp, allerdings zuweilen auch von großer Kraft, Wucht, Lebendigkeit und Anschaulichkeit.‘ Das klingt wesentlich anders!<sup>42</sup>

Dr. Maar fügt den von ihm benützten, vollkommen aus dem klärenden Zusammenhang herausgerissenen Zitaten der May-Verteidiger das persönliche Urteil an: ‚So viel genügt, um einem beliebigen Autor jeden Anspruch auf ernsthafte Beachtung zu rauben‘. Angesichts der Art und Weise, mittels deren Maar May der „ernsthafte Beachtung“ entziehen zu können glaubt, angesichts solcher Kritikermethoden könnte ebenso die Behauptung aufgeworfen werden: So viel genügt, um einen Kritiker moralisch wie sachlich zu entkräften! Denn es fehlt ihm eben die Vorbedingung zur ernsten Kritik: der Wille zur Wahrhaftigkeit! Hätte sonst z. B. Maar die obengenannte Stelle Gurlitts nur halb anführen dürfen? Noch dazu, wo Gurlitt **[302]** unmittelbar im Satz darauf in so bezeichnender und mahnender Weise sagt: ‚Er (May) hat da auch Gutes, Mittelware und Schlechtes, aber der Gerechte wertet den Künstler nach seinem Besten. Hüten wir uns vor Splitterrichterei und unfruchtbarer Schulmeisterei! An Mays Schreibweise wird viel mehr Gutes als Schlechtes verschwiegen‘.

<sup>42</sup> Mir kommt Maars Angriff und Kaisers Antwort erst während der Drucklegung des Jahrbuchs zu Gesicht. Ich stelle fest, daß Dr. Maar die von ihm angeführte Stelle meines Buches durch die willkürliche Kürzung ins Gegenteil verzerrt und somit – in böser Absicht – verfälscht hat!  
Ludwig Gurlitt.

Zur gleichen Zeit, als Maar diese Mahnung Gurlitts las, hat er absichtlich dieser Splitterrichterei und Schulmeisterei gedient! Soll dem so sein, daß etwa Schulmeister des Berufs, ebenso aber auch Schulmeister des Geistes, sich hier Gefallen erweisen? – Darauf könnte vielleicht in diesem Fall der fanatische May-Gegner Schulrat Glöckel von Wien antworten! – – –

Es dürfte jedenfalls dieses Gefälligsein mit zu den Gründen gehören, weshalb der Wiener Kunstwartfreund gerade diese Stelle Gurlitts so absichtlich und auffällig ungehört läßt, ja, zugleich in den Fehler verfällt, vor dem Gurlitt eindringlich warnt.

Im übrigen behandelt Maar Karl May nur als Jugendschriftsteller. Daß schon das eine falsche Einstellung und Bewertung ist, geht sowohl aus den Urteilen angesehener Literaten, Pädagogen, Gelehrten und anderer Persönlichkeiten als auch aus Mays eigenen Aussprüchen über seine Ziele einwandfrei hervor. So schrieb z. B. Dr. Werner Mahrholz im ‚Literarischen Echo‘ 1918: ‚Daß er (May) auf dem rechten Weg war, beweist der Enthusiasmus, dem ihm die Jugend und das Volk entgegenbrachte‘. – Hermann Hesse schätzt ebenfalls May nicht in erster Linie als Jugendschriftsteller, wenn er sagt: ‚Er (May) vertritt **[303]** innerhalb unsrer dürr und öde gewordenen Literatur, mit seinen grellen, knalligen Werken einen Typus, der unentbehrlich und ewig ist‘. Ebenso sprechen weder Dr. Heinrich Lhotzky, noch Graf [Eduard von] Keyserling, noch andere nur vom Jugendschriftsteller May, sondern werten dessen Werte bedeutend höher, als bloße Jugendschriften je gewertet werden könnten. Und Prof. Gurlitt führt des öfteren Stellen aus Nietzsches ‚Unzeitgemäßen Betrachtungen‘ und ‚Zarathustra‘ an, um seine Urteile über Mays Schaffen zu bekräftigen. Wäre es nur das eines Jugendschriftstellers gewesen, so hätte ein Mann wie Gurlitt, der moderne Plautus-Uebersetzer, der bekannte Philologe und Pädagoge, nicht so tief und ausführlich ausgeholt!

May selber aber bekennt im ‚Ich‘: ‚Für wen sollten meine Bücher geschrieben sein? Ganz selbstverständlich für das Volk, nicht nur für einzelne Teile desselben, für einzelne Stände, für einzelne Altersklassen. Vor allen Dingen nicht etwa allein für die Jugend! Auf diese letztere Versicherung habe ich das größte Gewicht zu legen und den schärfsten Ton. Wäre es meine Absicht gewesen, Jugendschriftsteller sein oder werden zu wollen, so hätte ich ganz notwendigerweise auf die Ausführung aller meine Pläne und auf die Erreichung aller meiner Ideale für immer verzichten müssen‘. – Diese Pläne gingen weit, weit über die eines Jugendschriftstellers hinaus. Er selber faßte sie in einem Vortrag also zusammen: ‚Die Menschheit soll empor in das Reich des Edelmenschen und jeder einzelne ebenso. Wie aber komme gerade ich dazu, Ihnen dieses Thema zu bringen? Weil es eben auch das Hauptthema meines **[304]** ganzen Lebens, meines ganzen schriftstellerischen Wirkens, das Thema jedes einzelnen meiner Bücher ist.‘ – Und im ‚Ich‘ erläutert er weiter: ‚Wenn ich sage, daß ich für das Volk schreiben wollte, so meine ich damit, für den Menschen überhaupt, mag er so jung oder so alt sein, wie er ist‘.

Daß der Wiener May-Gegner Dr. Maar jedoch trotzdem bei dem abfälligen Urteil das Hauptgewicht auf den ‚Jugendschriftsteller‘ May legt, ist aus durchsichtigen Gründen erklärlich. Im zweiten Teil seiner Abhandlung versucht er nun nach dem Feldzug gegen May den Kampf gegen die May-Jahrbücher und deren Mitarbeiter zu führen. Charakteristisch hierbei ist dieser sein vorausgeschickter Satz: ‚Nun könnte man ja über die Beweisgründe, die die Retter Karl Mays für den künstlerischen und sittlichen Wert seiner Schriften und für seine Bedeutung als Jugenderzieher anführen, ungerührt hinweggehen, oder sich bestenfalls daran erheitern‘. – Ein Kritiker, der so spricht, richtet sich vom wissenschaftlichen Standpunkt und von dem der Wahrhaftigkeit aus selbst! Dabei waren ihm aber in Wirklichkeit die Beweisgründe und Aussprüche der May-Verteidiger durchaus nicht so belanglos, daß er sie einfach übergangen hätte; im Gegenteil, er widmet diesen seiner Ansicht nach so unwesentlichen Behauptungen der May-Verteidiger mehr als die Hälfte seines ganzen Artikels, was wiederum sein sonderbares Doppelgesicht verrät.

An erster Stelle wird (allerdings ohne Nennung des Namens) der verstorbene Mitherausgeber des Jahrbuchs, Studienrat Dr. Finke, also angegriffen: ‚Ist es nicht lustig, zu sehen, wie ein gelehrter Studienrat **[305]** den Werken Karl Mays die Schriften Siegmund Freunds und der von ihm gegründeten psychoanalytischen Schule gegenüberstellt, dort als Vorzug „herbe keusche Heldenverehrung“ preist, hier als Schandmal die Behauptung brandmarkt, daß die Geschlechtlichkeit aller Weisheit letzter Schluß sei? Als ob irgend einem vernünftigen Menschen jemals einfallen könnte, einen Reiseschriftsteller mit einem Nervenarzt zu verwechseln, oder etwa gar die medizinischen Abhandlungen Freunds und seiner Schule als Jugendlektüre zu empfehlen‘. – Darauf muß erwidert werden, daß Finke weder von einem „Schandfleck“ sprach, noch Mays belletristische Kunst mit den medizinischen Werken Freuds verglich. Da muß schon eine

Variation der Maarschen Frage gestattet sein: Ist es nicht lustig, zu sehen, daß der akademisch gebildete Artikelschreiber Maar entweder eine einfache Darlegung wie die Finkes derart falsch verstehen kann, oder aber: sich absichtlich bemüht, den Lesern einen Bären aufzubinden? Denn Studienrat Dr. Finke stellte lediglich zwei Weltanschauungsrichtungen gegenüber, die sich einerseits aus den Anhängern Mayscher Auffassungen, andererseits aus den Bejahern Freudscher Theorien<sup>43</sup> zusammensetzen. Der Gegenüberstellung schickte Finke dabei diese erklärenden Sätze voraus: ‚Im Gesamtzusammenhang mit unserm heutigen in Liebelei geradezu ertrinkenden Schrifttum, [306] insbesondere auch mit unsern Bühnen- und Filmdarbietungen, muß ein Schriftsteller bewundert und empfohlen werden, der völlig vergessen macht, daß die Liebe neben dem Hunger der mächtigste Trieb ist. Schon durch den bloßen Umstand, daß May in den „Gesammelten Werken“ ganz auskommt ohne Anleihen bei der stets gebewilligen Bank des Zweideutigen und Schlüpfrigen, wirkt er wie ein Heilmittel gegen den Bazillus des Nur-Geschlechtlichen, der unser Schrifttum, unsre gesamte Oeffentlichkeit, ja unsre ganze Kultur und Weltanschauung verseucht‘. Diese Darlegung Finkes ist so deutlich, daß es – im Stil des Wiener May-Gegners gesprochen – ein Wunder ist, wenn es irgend einem vernünftigen Menschen jemals einfallen kann, dem Verstorbenen die oben angeführten Behauptungen Maars in den Mund zu legen. Auch zeigt die Wirklichkeit, daß die Leser und Anhänger Mays durch dessen Lektüre durchaus nicht entsagsame Mönche und Asketen wurden.

Karl May ist ein unschätzbares Serum gegen die erotische und pornographische Seuche, vielleicht sogar das beste Heilmittel gegen sie und gegen alle Versuche, sexuelle Großstadtjauche und perversen Sumpf als vorbildliches Liebesleben der Menschheit auszurollen. Oder würde Maar – der doch auch Pädagoge ist und für unser Volk das Beste wollen sollte – lieber die Ausgeburd von sexueller Verirrung, von moralischer Verworfenheit und Verantwortungslosigkeit als „Kunst“ verteidigen, bevor er am ernstesten erfolgreichen Schaffen Mays Achtung und Gefallen finden könnte? – Dann dürften Gurlitts Hinweise nur um so wichtiger sein, in denen gerade [307] der Umstand, daß Mays Schaffen der Vergeschlechtlichung alles Geschehens und Lebens ferne steht, des öfteren als Vorzug bezeichnet wird! Eine bestimmte Methode erforderte anscheinend, daß Maar auch hier Gurlitts Urteil unberücksichtigt ließ, obwohl Gurlitt als der Uebersetzer der „*Erotica Plautina*“ sowie sexuell-soziologischer und sexuell-pädagogischer Schriften auch in diesem Fall als zuständig entsprechende Beachtung verdient hätte! Indes ganz so, wie Gurlitts Urteil hinsichtlich der Sprache Mays zu dessen Schaden entstellt wiedergegeben wurde, geschah es hier auch bei Finke.

Der Wiener May-Gegner fährt dann auf diese und ähnliche Weise fort; vor allem hat es ihm das 7. May-Jahrbuch angetan. (Vielleicht das einzige Karl-May-Jahrbuch, das er kennt?) Um die Urteile der May-Verteidiger von vornherein abschwächen zu können, bezeichnet er sie in spöttischer (und ... geschmackvoller) Weise als ‚Köpfe alt gewordener Geheimer Hofräte, Universitätsprofessoren, Doktoren *jur.* und *theol.*, in welchen noch die Indianerromantik herumspukt‘ und denen der im vorausgehenden Satz angeführte Vorwurf der ‚beschämenden Geschmack- und Urteilslosigkeit gebildeter Schichten des deutschen Volkes‘ gilt. – Deshalb also der Titel ‚Karl May und der deutsche Geist!‘ Darauf aber nun doch mit Verlaub die Frage: Was hat denn der in Deutschland völlig unbekannte Herr Dr. Oskar Maar aus Wien Außerordentliches geleistet, daß er berechtigt ist, über Männer von Ruf, über die vielen May-Verteidiger von Rang, Verdienst und Namen mit überheblicher Geste und herabwürdigender Redensart in [308] Bausch und Bogen den Stab zu brechen? – Mit Professor Gurlitt kann da jede einzelne dieser Persönlichkeiten fragen: ‚Ich habe mich bemüht, Karl May zu verstehen und ihm gerecht zu sein. Muß ich mich deshalb schelten lassen?‘

Wenn Maar vor Gurlitt selber anfangs etwas Halt macht, indem er den Lebensgang Mays mit Gurlitt eine ‚sittliche Großtat‘ nennt, so zeigt bereits die Frage, ‚was diese sittliche Großtat mit der Bedeutung Karl Mays als Schriftsteller und Jugenderzieher zu tun habe‘, einen erstaunlichen Mangel an psychologischem Schlußfolgerungs-Vermögen. Die weitere Frage, ob man dem Pädagogen Gurlitt aber erst sagen muß, ‚daß wilde Jungens durch Mays Lektüre vielleicht wilder, aber nicht zu frommen Christen und Edelmenschen umgewandelt werden‘, wirkt indes nicht einmal mehr anmaßend, sondern eher ungefähr so, als hätte sie einer dieser Jungens selbst gestellt! – Im übrigen war die Maarsche Betrachtung, daß doch die Jugend und auch die Erwachsenen nicht gern Moralpredigten lesen, niemandem mehr bewußt als gerade May, der

---

<sup>43</sup> Die von vielen Seiten mißbrauchte wissenschaftliche Forschungsarbeit Freuds soll mit diesen Ausführungen durchaus nicht angegriffen werden. Ich bin selbst Anhänger Freuds.



diesbezüglich im „Ich“ u. a. betont: ‚Aber kein Mensch darf ahnen, daß das, was ich erzähle, nur Gleichnisse und nur Märchen sind, denn wüßte man das, so würde ich nie erreichen, was ich zu erreichen gedenke‘. –

Dem Schlusse zu kann nun der Wiener May-Gegner nicht länger mehr die fauchende Katze im Sack halten. Er will sie zwar nicht gern herauslassen, aber Gurlitt hat sie zu sehr gereizt. Gurlitts Meinung über das May-Verbot durch den sozialistischen Wiener **[309]** Stadtrat, dieses Verbot sei aus blindem Parteifanatismus heraus entstanden, hat Herr Dr. Maar böse verschnupft. ‚Betäublich ists‘, meint Maar mit Tränen im Auge, ‚daß Gurlitt vom Sozialismus so wenig zu verstehen scheint, daß er die ziemlich sentimentale, verschwommene, allgemeine Menschenliebe und Hilfsbereitschaft Karl Mays mit den weltbewegenden Gedanken des wissenschaftlichen Sozialismus und seiner Verfechter auf eine Stufe stellt‘. – Nein, betäublich ist vielmehr, daß man heute diesen Vorwurf allen jenen macht, die erkennen und erinnern, daß ein sozialer Gedanke, möge er noch so weltbewegend und wissenschaftlich sein, nichts nützt, wenn die eben von May vertretene Menschenliebe und Hilfsbereitschaft beim einzelnen wie bei der Gesamtheit nicht als Voraussetzung gegeben sind! (Und obgleich der Leiter des Karl-May-Verlags, wie aus seinem vorjährigen Beitrag „Grundsätze und Gegensätze“ ersichtlich, parteipolitische und religiöse Erörterungen klug zu vermeiden sucht, sei mir, der Besonderheit des Falles wegen, hier eine freimütige Erklärung gestattet: ich fühle mich deswegen berufen, gegen die Wiener Anrempelung Karl Mays, die aus sozialdemokratischen Kreisen erfolgte, Stellung zu nehmen, weil ich selbst die positiven Werte der sozialistischen Grundideen anerkenne, die Maar weltbewegend nennt, wenn ich auch – gerade diesen Ideen zuliebe – nicht alles, was unter der engen parteilichen Organisationsform geschieht, als unfehlbar kritiklos nachbeten kann. Auf jeden Fall indes weiß ich mich in meiner Stellungnahme **[310]** gegenüber den Wiener Sozialdemokraten in der Mayschen Angelegenheit einig mit unzähligen sozialistischen Gesinnungsfreunden, die Dr. Maars Kampfweise als unrichtig und unwürdig empfinden.)

Begreiflich ist, daß Dr. Maar, nachdem er ganz besonders Gurlitt gegenüber den Vorwurf der „Unkenntnis des Sozialismus“ hervorhebt, in den Blättern der May-Jahrbücher nichts anderes mehr sehen kann als die Auswirkung jenes deutschen Geistes, ‚an dem die Welt genesen sollte, bis sie aus allen Fugen ging‘. Er übersieht in seinem demagogischen Eifer nur, daß gerade in den May-Jahrbüchern jede Geistesrichtung, auch die diesem verhängnisvollen alten deutschen Geist entgegengesetzte, zu Wort kommt, was z. B. Aufsätze von Sozialisten, Demokraten, Pazifisten und kulturell Freigesinnten, kurz: Arbeiten jeder, auch der dem Wiener Kritiker sehr nahestehenden, Richtung beweist. Um so mehr muß man den Umstand, daß Maar dies absichtlich übersieht und totschweigt, dagegen ausgerechnet den Aufsatz eines – man höre! – fünfzehnjährigen Oberrealschülers (!) zum Beleg für den reaktionären Geist des May-Jahrbuchs anführt, als eine der bewußten Irreführung nahe kommende parteiische Berechnung erkennen. Aus sämtlichen May-Jahrbüchern ist zu ersehen, daß Dr. E. A. Schmid und die Mitherausgeber sich zur vornehmsten Aufgabe machten, Verfasser aller Richtungen, aller politischen oder konfessionellen und kulturellen Einstellung, zu Wort kommen zu lassen. Es heißt diesen guten Willen arg verkennen, wenn man dann ein solches Sammelwerk einfach verdammt, weil die Ausführungen **[311]** von entgegengesetzter Seite auch mit darin enthalten sind.

Auch mein Gedanke war, der Schüler würde gut tun, abzuwarten<sup>44</sup> und das Leben seines Volkes nicht nur etwa aus Hetzreden irgend eines seiner Professoren oder aus aufpeitschenden Traktätchen, sondern in reiferem Alter aus eigener Erfahrung, kennen zu lernen; dann könnte er vielleicht auch May noch besser verstehen! Zudem fiel mir diese Stelle aus Mays „Ich“ ein: ‚Wer meine Bücher verschlingt, und zwar wahllos verschlingt, um den ist es vielleicht schade; auf alle Fälle ist es aber noch mehr schade um sie! Wer sie mißbraucht, der soll nicht mich oder sie, sondern sich selbst zur Verantwortung ziehen‘. Was schaden aber da weiter in einem Sammelbuch, wie es das May-Jahrbuch ist, einige vielleicht durch solchen Mißbrauch,

---

<sup>44</sup> Wir sind hier ganz anderer Meinung. Es scheint uns durchaus beachtenswert, wie sich im Kopf des einzelnen, auch des Jugendlichen, die Welt malt. Wenn wir die Karl-May-Frage von allen Seiten beleuchten, so erachten wir es als richtig, auch hin und wieder eine Schülerstimme oder die Ansicht eines reiferen Knaben zu Wort kommen zu lassen. Töricht allerdings ist es, derartige Äußerungen mit dem gleichen Maßstab zu messen, den man bei Erwachsenen anwendet; solche Albernheit entwickelt sich zur Bosheit, wenn man die Gedanken eines Jugendlichen den Herausgebern oder dem engeren Mitarbeiterstab zu unterstellen sucht. Für unser Jahrbuch gilt, wie für alle derartige umfassende Sammelwerke der Leitsatz: „Wer Vieles bringt, wird manchem etwas bringen!“  
Die Herausgeber.

vielleicht auch durch falsche Auffassung niedergeschriebene Blätter? Wenn man gerecht sein will, so muß man doch auch die Aufsätze [312] Gurlitts, oder Artikel wie „Karl Mays Friedensgedanken“ von Stadtschulrat Dr. Buchenau, oder „Gärender Most“ von Erich Mühsam sowie, mit Verlaub, die Abhandlungen des Schreibers dieser Zeilen und vor allem Mays soziales und pazifistisches Denken und seine eigenen Werke, wie z. B. „Friede auf Erden“, würdigen. Manche Stellen in diesem Buch leuchten in höhere und reinere soziale und pazifistische Ideenwelten, als die heute üblichen oft nur phrasenhaften Schlagwörter.

Diesen Karl May, der acht Tage vor seinem Tod (1912) in einem Vortrag in Wien (ausgerechnet in Wien!) noch seine ganze große Menschliebe und wie ein Apostel wahrer Menschen- und Völkerversöhnung seine soziale und pazifistische Ideenwelt offenbarte, indem er dem zwiespältigen Reich der Gewaltmenschen zurief: „Empor ins Reich der Edelmenschen!“, diesen May als Mittel zu dem Zweck zu benützen, gerade das am „deutschen Geist“ spöttisch und abfällig zu glossieren, (was ja May an ihm in jeder Weise selbst als Fehler brandmarkte), das ist fürwahr keine Ehrentat: urteilt selbst, Sozialisten in und außer den Parteien! Und die May-Jahrbücher haben – richtig als **S a m m e l w e r k** verstanden – niemanden, auch die Gegner nicht, zu dieser Methode herausgefordert.

Es gibt Urteile, die sich durch ihren Hetzgeist von selber als Vorurteile verraten. Und zu diesen gehört mit an erster Stelle auch Herrn Dr. Maars „Karl May und der deutsche Geist“.

Solchem Stoffkreis müßte man, wollte man ihm in **e h r l i c h e r** Weise gerecht werden, wohl als bestes [313] Geleitwort jenen schönen Vers Mays vorausschicken, mit dem er sich damals in seinem erwähnten Wiener Vortrag der Mitwelt also vorstellte:

Kennst du den unergründlich tiefen See,  
In dessen Flut ich meine Ruder schlage?  
Er heißt seit Anbeginn das Menschheitsweh,  
Und ich, mein Freund, ich bin die Menschheitsfrage!“

Der „deutsche Geist“ hat – den positiven Wert menschlichen Geistes überhaupt auf seine Art zum Ausdruck bringend – von jeher in seinen höchsten Entwicklungsformen ebenso wie der Geist anderer hochwertiger Völkergruppen diesen See des Menschheitsschmerzes durchrudert und durchsucht, und hat von jeher in seinen fruchtbarsten Epochen durch seine größten Dichter und Denker, wie die andern Kulturvölker auf ihre Weise und durch ihre Großen, nach der Lösung letzter Menschheitsfragen gestrebt.

So bekommt das Thema „Karl May und der deutsche Geist“ einen tieferen, über alle Engen hinausragenden Sinn, den der Wiener May-Gegner nicht ahnte, weil ihn seine Brille „Vorurteil“ kurzsichtig machte.

Gerade das obige poetische Bekenntnis Mays beweist, wie sehr verwandt Mays Wollen und Streben mit dem anderer großer Deutscher, ja mit dem der großen schöpferischen Menschen überhaupt, ist; es deutet dabei die innersten Zusammenhänge an zwischen May und dem aufbauenden Menschengest im allgemeinen, zwischen May und dem deutschen Geist im besondern.

Dieser „deutsche Geist“ ist es, der in die Idealwelt grenzenüberbrückender reiner Menschlichkeit [314] einmünden möge: das ist der Wunsch, dem der Dichter in seinem Werk „Und Friede auf Erden“ strahlenden Ausdruck verleiht.

Daß hingegen unter dem Titel „Karl May und der deutsche Geist“ derartige Entstellungen, Gehässigkeiten und Fehlurteile zusammengetragen werden konnten, wie es der Wiener May-Gegner Dr. Maar tat, beweist nur die Notwendigkeit der May-Jahrbücher, die – wie die gesamten Werke Mays selbst – erzieherische (auch für Menschen mit sozialistischer Weltanschauung erzieherische!) Aufgaben haben.

\* \* \*

Anmerkung des Verlagsleiters: In der obigen Abrechnung Tono Kaisers mit Dr. Oskar Maar-Wien (genauer aber: mit dem sozialdemokratischen Stadtschulrat Glöckel-Wien) findet man den Hinweis, daß die Ergüsse in der „Schulreform“ sich u. a. auch gegen den verstorbenen Mitherausgeber des Karl-May-Jahrbuchs, Studienrat Dr. Max Finke, gerichtet hatten. Hierzu folgendes:

a) Dr. Finke war selber Sozialist. Getreu der Abmachung, die ich bei der Uebernahme der Herausgeberschaft mit ihm und später in gleicher Weise mit Prof. Gurlitt traf, haben wir das Jahrbuch vor jeder parteipolitischen Färbung sorgsam bewahrt. Wie man sieht, hat mein Mitherausgeber diese Vereinbarung so gut eingehalten, daß er in der „Schulreform“ von seinen eigenen Gesinnungsgenossen verkannt wurde. Eine Abfuhr, wie ich sie hier durch diese Enthüllung dem

Wiener Stadtschulrat Glöckel bereite, kann sich jeder holen, der die Karl-May-Frage parteipolitisch aufzuzäumen geruht, denn die Millionen von May-Lesern – und demzufolge auch die Mitarbeiter am Karl-May-Jahrbuch – setzen sich, wie ich schon wiederholt andeutete, aus Anhängern von der äußersten Rechten bis zur äußersten Linken **[315]** zusammen. (Und dies ist auch selbstverständlich, denn wäre Karl May sonst ein V o l k s schriftsteller?)

b) Seit Avenarius begegnet man bei den immer weniger und immer kleiner werdenden May-Gegnern der törichten Behauptung, daß alle, die für Karl May eintreten, irgendwie beeinflußt oder, um es deutlicher zu sagen, vom Verlag bestochen sind: eine Verdächtigung, die, sobald sich ein solcher Verleumder strafrechtlich packen läßt, die Gerichte beschäftigen wird. Als bester Beweis, wie wenig z. B. mein heimgegangener Mitherausgeber von einer solchen Verunglimpfung angetastet werden kann, möge seine nachfolgende Kritik über Karl Mays Lyrik dienen. Zur Erläuterung verweise ich auf das, was ich über Finkes harte Sachlichkeit in dem ihm gewidmeten Nachruf des achten Jahrbuchs (Jahrgang 1925, S. 7) äußerte. Da ich aber befürchten muß, daß auch diese scharfe und wegen des vorzeitigen Ablebens des Verfassers nicht durchgefeilte Beurteilung von Karl Mays Gedichten wiederum in übler Entstellung mißbraucht wird, bemerke ich vorsorglich: das Jahrbuch 1927 wird eine letzte von des Verstorbenen Feder stammende Abhandlung „Mittel der Darstellung“ bringen, worin er, im Gegensatz zu Karl Mays Lyrik, seiner Gestaltungskraft und Schilderkunst auf dem Gebiet des Reiseromans hohe Anerkennung zollt.

Dr. E. A. Schmid.

## Zu Mays Lyrik

Von Studienrat Dr. Max F i n k e †

Das Bild Mays muß Tiefe bekommen. Je deutlicher die Schatten darin hervortreten, um so heller die Lichte. Das Urteil muß seine Persönlichkeit gliedernd erfassen.

So ist beispielsweise mein Urteil über die Güte und Höhe der Mayschen Lyrik wesentlich ungünstig. Es hat sich bei der Durchsicht seiner Hinterlassenschaft an Versen verschärft. Unter den Nachlaßhandschriften sind neun Zehntel einzuschätzen nur als allgemein und sehr unbestimmt gefühlsbetonte Reime, die deutlich zeigen: hier lag Mays Stärke nicht. Alle diese - oft mißlungenen - Verse haben aber gewiß eine erhebliche, persönliche Bedeutung für die Gefühlswelt Mays gehabt. Er kräftigte an ihnen sein rhythmisches Lebensgefühl. Ihr Gefühlsablauf ist matt, ohne Steigerung und Höhepunkte, ohne Leidenschaft und Tiefe des Fühlens, ein sanfter Trank, der einem in goldgeränderten Gläsern der gefühlsreichen, in verschleierte allegorischen Allgemeinvorstellungen schwelgenden Gründerzeit seligen Angedenkens dargereicht wird. Seine Bestandteile bestehen aus kaum mehr als einem Dutzend Begriffsschemen der Kirschblüten- und Goldschnittlyrik, die keine eigentliche Lyrik ist: Sonnenstrahl, Tautropfen, **[317]** du lieber, lieber Morgenwind, Morgenlicht, Glocken, Berg, Tal, funkelnde Nacht, Sterne, Flügel, dazu das gedrechselte Mobiliar einer altfränkischen, schlichten Seelenstube: Schmerz, Freude, Leid, Weh, Hoffnung. Fast keine Spur von Gestaltungskraft. Erzeugnisse der Ermattung.

Das ist das Urteil von außen. Es gibt aber auch ein Urteil von innen her, aus dem Mittelpunkt des Erzeuger-Erlebnisses heraus, das hier freilich nicht das Erlebnis des Dichters, sondern eines Durchschnittsmenschen ist. Diese sogenannten Gedichte sind Aeußerungen einer Müdigkeit, die auf Zeitspannen wirklich bedeutender schöpferischer Vorgänge in Mays Innern folgten.

Die Verse rollen, nur schwach gebremst von der Hemmung der Rücksicht auf die Endungsreime, zwangsläufig ab. Sie sind erstarrte, kristallartige Gefüge ohne neuschöpferische Eigenschaften. Eine allgemeine, innerer Handlung bare Lebensgefühlstönung untermalt diese - mit Füllseln<sup>45</sup> und Abgebrauchtheiten reich geschmückten, als Poesie unmöglichen - Reimschmiedereien. Sie sind nicht drangvolle Ausdrücke von Erlebnissen, sondern der Ausfluß einer Altersstimmung, die zwar eine große, achtungheischende Beharrungsfähigkeit einer ererbten, sicheren Gleichgewichtslage der Seele zeigt, aber doch gekennzeichnet wird durch den Mangel an Erleben. Hier äußert sich zum mindesten nicht Urerlebnis, sondern über sich selbst verlegenes, schwächliches Bildungserlebnis. Wie ureinfach war die Technik **[318]** dieses Dichtens! Vielfach findet sich am Rand eine ganze Auswahl von Reim-Endsilben aufgeschrieben: Flieder, Glieder, wider, wieder, Gefieder usw. Wie aus Brümmers Reimlexikon. Jetzt wurde in die leere, durch das End-Gußstück des Reims beschränkte Zeile das Erleben hineingerückt. Kindlich ist die gefühlsmäßige Auffassung vom Wesen des Verses. „Du lieber Sternenschein.“ Das war zum Teil Zeitstil, diese überreiche Verwendung des - nur der deutschen Sprache eigentümlichen - Wortes „lieb“. (Lieber Gott, das liebe Brot, die liebe Not...)

Die gesunkene Schaffenskraft des alternden Karl May zeigt sich auch darin, daß er der Verführung zu trockner Allegorie erliegt. Die Einkleidung seiner Gefühle ist zweckhaft, geklügelt, nicht dichterisch-unbewußt. E d u a r d E n g e l, der bedeutende Literaturhistoriker, der neuerdings (siehe den Anhang zum 2. Band seiner "Deutschen Literaturgeschichte" 1920) May Gerechtigkeit widerfahren läßt<sup>46</sup>, betont aus guten Gründen, daß nur die absichtslosen, aus dem Unbewußtsein entstehenden Literaturwerke dauern werden. Alle Zweckschriften sind zu schnellem Untergang bestimmt. Das Zweckhafte der Mayschen Reime - ihr Zweck ist meist seine Verteidigung - schädigt ihre Wirkung erheblich.

Begreiflich und für gesundes Urteil zeugend finde ich, daß Fehsenfeld - durch mancherlei Enttäuschungen, wenn nicht Fehlschläge gewitzigt - sich **[319]** anfangs sträubte, Mays „Himmelsgedanken“ zu verlegen.

Mays Lyrik hat an sich geringen Wert. Ihre Abfassung dagegen, das muß immer betont werden, als Erlebnis, als Vorgang neuer seelischer Einstellung, Klärung und Festigung in Zeiten innerer Wenden und

<sup>45</sup> „Geh hin und lasse dir verzeihen!“

<sup>46</sup> Finkes Ausführungen stammen aus dem Jahr 1922. Engels Beitrag „Spannung“ (Jahrbuch 1925) war ihm nicht bekannt.  
Die Herausgeber

Heilungen hatte für ihn selber einen Wert, der seelenkundlich kaum überschätzt werden kann. Seine Gedichte drücken in häufig gebrauchten Wendungen und Vorstellungen ein allgemeines, hochstrebendes Gefühlsleben aus. Er wühlt, um musikalisch zu reden, in Harmonien, ohne daß sich eine klare Gliederung und Linienführung herausstellt. Seine Lyrik hat keine Melodie. Um große Lyrik zu schaffen, war der überwiegend unterbewußte May in der Tiefe seines Unterbewußtseins, kraft dessen er andererseits der große Erzähler wurde, nicht genügend durchgeschult. Dazu fehlte ihm die stetige innere Selbstbefruchtung und Verjüngung durch das Formerlebnis, das z.B. in Goethe so lebendig war. Von außen betrachtet, kommt deswegen seine Lyrik, von wenigen gut gelungenen volksliedartigen Versen abgesehen, so den Gedichten „Der Schlehdorn steht in Blüten“ (Bd. 49, S. 167) und: „Ich bin so müd, so herbstesschwer“ (Bd. 49, S. 117), nicht über den Rahmen einer „schablonierten“ Goldschnitt- und Kirschblütenlyrik hinaus. Doch was Schablone dünkt, war die Stetigkeit einer inneren Gleichgewichtslage, in die er sich flüchtete, wenn es in ihm gärte und brodelte. So schreibt er (Bd. 34 „Ich“):

Kaum hatte ich mich hingesezt, um die Disposition zu diesem hochstrebenden Gedicht niederzuschreiben, so trat eine [320] seltene Klarheit in mir ein, ich sah das frohe Lächeln der lichten Gestalten, und hundert schöne edle Gedanken eilten herbei, um von mir aufgenommen zu werden.

Was strengem Maßstab wertlos scheint als fertiges Ergebnis, bedeutete in der Schwebelage des inneren Vorgangs und im Formvollzug der Gefühlsäußerung nichts weniger als Heilung und innere Rettung. Doch sei immerhin zugegeben, daß May selber völlig fehl ging, wenn er sein Vermögen zur Lyrik häufig als eine besonders schätzenswerte Seite seiner Veranlagung bezeichnete. Er irrte hierin nicht weniger, als - meines Erachtens - in der eignen Beurteilung seines Zweiakters „Babel und Bibel“, den er für sein bedeutendstes Werk erklärte. (Dieses Drama befindet sich gleichfalls in Bd. 49.)

Mays Lyrik beurteile ich schärfer als selbst Ansgar Pöllman O.S.B. in seinen „Rückständigkeiten“. Ravensburg, F. Alber, 1906, S. 148. Er bezeichnet sie als „nett und glatt“, als „fehlerlose Verse“ eines Dilettanten. Ich finde sie schon in der Form unvollkommen und inhaltlich kraftlos. Nur im Aufbau, im Aneinanderreihen der zumeist matten Gedanken verrät sich Sinn für Wirkung, aber auch nur äußerer Art. Verdient ihren Namen eine Lyrik, die sich in der Abwandlung immer wieder derselben Gemeinvorstellungen erschöpft? Der Verstand scheint mehr beteiligt als das Gemüt des Verfassers, das hier nicht tiefer erlebt, sondern im Gegenteil kräftiges Erleben verhindert, indem es sich durch die äußere wie innere Eintönigkeit der Verse gleichsam einullt. Der Zweifel ist berechtigt: „Ob May in ihnen den Ausdruck tiefer künstlerischer und religiöser Stimmung suchte?“ Für [321] unbegründet aber halte ich Pöllmanns Verdacht, „daß sie (die „Himmelsgedanken“ in Band 49) in kritischer Lage etwas beweisen sollten. Aber sie kamen zu spät“. War May so berechnend? Ich halte es für völlig ausgeschlossen.

May erzählt in „Weihnacht“ (Bd. 24) sehr launig, wie sein Weihnachtsgedicht „Ich verkünde große Freude“ eine allgemeine Dichtwut unter seinen Klassengefährten verursachte. Die Konferenz mußte einschreiten. May gelobte sich, seine Gedichte erst nach seinem Tod herausgeben zu lassen. Diesem Verzichtsvorsatz vermochte er nicht treu zu bleiben. Trösten wir uns mit einigen ihm geglückten Versen für die übrigen! „Die Berge von Befour“ (Jahrbuch 1919, S. 384, desgleichen auch im Roman „Zepter und Hammer“) gehören zu den Ausnahmen, die versöhnen können.

[(322)]

**Ist Karl May Lyriker?**  
Von Alfred Biedermann

©

---

47  
48  
49  
50  
51  
52  
53

[(333)]

## Das Wirtshaus im Spessart

Von Dr. Wilhelm Matthießen<sup>54</sup>

©

---

<sup>54</sup> Vgl. Jahrbuch 1922, S. 335, Jahrbuch 1923, S. 321, Jahrbuch 1924, S. 325 und Jahrbuch 1925, S. 137.

## Ueber dem „Goldenen Horn“

Hierzu 4 Luftschiffaufnahmen

Von Ingenieur J. G o e b e l<sup>55</sup>

Es galt, mit L. Z. 101, der im Luftschiffhafen J a m b o l in Bulgarien – hart bei Adrianopel – beheimatet war, dem Padischah Grüße zu übermitteln. –

Der Luftkreuzer ist fahrbereit. Eine fieberhafte Tätigkeit beginnt. In der Luftschiffhalle klopft und hämmert es. Luftschiffer rennen scheinbar ziel- und planlos durcheinander. Dem Eingeweihten aber ist klar, daß hinter diesem emsigen Tun und scheinbaren Wirrwarr ein einheitlicher, starker Wille steht und eine Arbeit organisch in die andere übergreift.

**[346]** Mit unhörbaren Schritten – die Füße stecken in Filzschuhen – huschen die Leute vom Schiffspflegetrupps umher. Denn ebensowenig wie man ein Königsschloß mit Nagelschuhen betritt, durfte ein Luftschiff mit Kommißstiefeln betreten werden.

In den Maschinengondeln sind die Maschinisten in emsiger Tätigkeit. Die Motoren werden angeworfen – langsam drehen sich die Propeller – dann schneller und schneller. Der starke Luftzug weht weiße Staubwolken vom Hallenboden. Die Maschinisten hocken in ihrem engen Gondelraum und prüfen immer wieder den wunderbaren Mechanismus ihrer Maschine. Hier wird eine Schraube fester gedreht, dort eine gelockert; hier wird geölt, dort geputzt. Das alles geschieht mit Liebe und Sorgfalt. Die Maschinisten wissen recht gut, daß der Maschinenraum die Herzkammer des Luftschiffes ist.

Auch bei den Steuerleuten gibt's zu tun. Von der Zuverlässigkeit der Steuerung hängt zum guten Teil die Lenkfähigkeit des Schiffes ab. Prüfend werden die Ruderanlagen, die gesamte Ballasteinrichtung untersucht, die Werkzeuge eingestellt und die nötigen Karten bereitgelegt.

Die Abfahrt ist auf 8 Uhr vormittags angesetzt. Draußen aber erhebt sich ein frischer Wind. Damit rechnend, daß er heftiger werden und die Ausfahrt unter Umständen ganz in Frage stellen kann, beschließt der Kommandant, das Luftschiff schon jetzt auszuhallen.

Ein Pfeifensignal ruft jeden auf seinen Posten.

Das Schiff wird abgewogen. Es hebt sich, schwebt. **[347]** Derbe Fäuste aber ziehen den Zeppelin wieder herunter.

Langsam öffnen sich die Hallentore.

„Schiff klar zur Fahrt!“

Auf das Kommando „Luftschiff aus der Halle, marsch!“ packen deutsche und bulgarische Hände die Halteleinen – langsam gleitet der Luftkreuzer aus der Halle.

Das Luftschiff befindet sich auf dem Abfahrtgelände. Noch ein Kommando, und L. Z. 101 steigt – befreit von der Erdschwere – höher in den blauen subtropischen Himmel.

Die Motore springen an. Propeller drehen sich in rasender Hast und spalten die Luft in Fetzen.

Der Haltetrupp da unten wird schnell kleiner und immer kleiner; Hände winken letzte Grüße hinauf – höher und höher steigt das Schiff.

Nachdem eine Schleife über dem Luftschiffhafen genommen und die nötige Höhe erreicht wurde, ging es in schwerer Fahrt gegen einen starken, böigen Wind dem Ziel entgegen.

Die Motore knattern und hämmern; die Gondeln zittern in dieser Erschütterung. Sorgfältig überwachen die Maschinisten den Rhythmus der Maschinen, der ihnen zur Melodie wird. Der geringste Mißklang in diesem Konzert kann von bösen Folgen sein.

Tief unten läuft scheinbar die besonnte Landschaft auf Siebenmeilenstiefeln davon. Die grüne Ebene des Hafengeländes verschwindet. Wasserläufe winden sich silberblinkend durch die Flur. Große Herden

---

<sup>55</sup> Auszug aus dem Werk „Afrika zu unsern Füßen“. Von Ingenieur J. Goebel, unter Mitarbeit von Dr. W. Förster. (Verlag von K. F. Koehler, Berlin.) Dieses Buch schildert nicht nur die Balkanfahrten des L. Z. 101, sondern auch die berühmte Afrikareise des L. 59 im Spätherbst 1917: - Lettow-Vorbeck entgegen. Nicht von hilfereiten Kriegsschiffen betreut, ohne Unterstützung des Wetterdienstes der ganzen Welt, aber von gegnerischen Fliegern und Abwehrgeschützen bedroht, legte dieses Luftschiff eine Strecke zurück, die der von Berlin bis Chicago gleichkommt, somit nicht geringer als die Ozeanfahrt des Z. R. 3 zu bewerten ist. Man liest hier von schlichtem Heldentum in den Unbilden des Luftmeeres, über den Schluchten des Balkan, über dem Orient, feindlichen Heeren, der Libyschen Wüste, der Sahara und dem Sudan.



**[348]** weidender Kühe, Büffel, Ziegen und Schafe rennen, durch das Surren der Propeller erschreckt, beiseite und stehen eng zusammengepfercht in ängstlich abwartender Ruhe. Berge steigen auf; sie nehmen seltsame Formen an, auf einzelnen dieser Bergriesen liegt noch Winterschnee.

Ein Zug windet sich langsam durchs Tal. Menschen kommen aus ihren Behausungen, um nach oben Ausschau zu halten. Das alles erscheint puppenhaft klein, wie das Reliefbild eines geographischen Unterrichtswerkes.

Weitab von Menschenlust und Erdenleid stehen die wenigen Menschen auf diesem Wunderwerk der Technik, das Graf Zeppelin in stillen Stunden am Bodensee eronnen.

Ein jeder ist auf seinem Posten, wachsam und gleichsam verwachsen mit dem Luftschiff, mit dem er auf Leben und Tod verbunden ist. Große, sich auftürmende Wolkenballen treiben dem Luftschiff entgegen. Die Sonne durchleuchtet die weißlichen Massen und gibt ihnen goldglänzende Ränder.

Es ist, als müsse der Luftkreuzer bei einem Zusammenstoß mit den Wolken krachend zersplittern. Sie kommen näher – aber körperlos zerflattern, zerteilen sich die Wolkenschwaden, und weiße Schleier umweben das Schiff.

Dem Herausschauenden erscheint jetzt unser Luftschiff wie abgebrochen. Der Nebel wird dichter. Auf kurze Entfernung verschwindet jede Sicht. Das dauert indessen nur kurze Zeit. Dann lichtet sich der Nebel. L. Z. 101 durchstößt die Wolken; und allmählich **[349]** wird das ganze Schiff mit seinen Verstrebungen und heulenden Propellern wieder sichtbar. Schemenhaft verschwinden die Wolkenberge wie treibende Wattebausche.

Ueber Adrianopel wurde in Höhe Silivri das Marmara-Meer angefahren. L. Z. 101 bewegt sich nunmehr über den Trümmern der byzantinischen Mauer. Ehemals war dies eine 45 km lange, rund 3 ½ m dicke, 4 bis 5 m hohe Mauer mit gerundeten Türmen, außen mit Quadern verkleidet, im Rücken durch Kastelle gedeckt. Kaiser Anastasios hatte sie zum Schutz gegen die Bulgaren in den Jahren 507 bis 512 von Selymbria, dem heutigen Silivri, am Marmara-Meer bis Skyllä am Schwarzen Meer über das Hochplateau gezogen.

Gegen 11 Uhr vormittags tauchte Konstantinopel auf. Leichter Morgendunst lag noch über der Stadt. Ja, da lag Konstantinopel, das steingewordene Märchen aus Tausend und einer Nacht, mit seinen kostbaren Moscheen, Palästen, sonnigen Plätzen und Gärten – mit dem ganzen Zauber orientalischer Romantik. Die Kuppeln flimmerten in der Morgensonne.

In kühnen Schleifen schwamm L. Z. 101 selbst wie ein zur Wirklichkeit gewordenes Märchen über dieser Wunderstadt, die orientalische Schriftsteller die „Weltmutter“ nennen und die uns durch unsern Lieblingsdichter Karl May längst vertraut war.

Um den Anblick besser genießen zu können, senkt sich das Luftschiff tiefer über dem Kuppelmeer. Das Städtebild wird deutlicher. Aller Augen sind wie gebannt.

**[350]** Moscheen heben sich aus dem winkligen Straßengewirr – wie schlanke Opferkerzen wachsen die Minarette neben den Kuppelbauten hervor. Aus dem großen Platzviereck der Hohen Pforte ragt der Kolossalbau des Kriegsministeriums; der Schatten des Luftschiffes jagt darüber hinweg. Hunderte von Menschen, amisenklein, laufen zusammen und winken ein Willkommen zu.

Nicht weit von der Hohen Pforte hebt sich der flache Kuppelbau der Aja Sophia, des „Tempels der göttlichen Weisheit“, hervor, der Hauptmoschee von Konstantinopel, von vier hohen Minaretten flankiert. Der riesige türkische Halbmond auf der Hauptkuppel blitzt in der Sonne wie pures Gold.

Auf dem blauen Wasser des Goldenen Horns tummeln sich große und kleine Dampfer, Fischerbarken und kleine Segler. Kilometerweit erstrecken sich Hafenanlagen und Ankerplätze.



Zwei Ansichten von Stambul





Am Goldenen Horn

Nacheinander werden die alte und neue Brücke und die Hafenanlagen überfahren; man erkennt jetzt deutlich die Dreiteilung der riesigen Stadt. Man träumt von einer Wunderstadt, aus Himmelshöhe erschaut. Byzanz, das tausendfach verschlungene, drängt sich immer enger zusammen.

Der Höhenmesser geht von 400 auf Höhe 800 m über. Kaleidoskopartig verschiebt sich nunmehr das ganze Bild. Es geht der Meerenge entgegen. Noch einen Blick zur Aja Sophia, auf deren Kuppeln die Lichter der Sonne spielen.

Hier ließ im Anbeginn des Christentums ein römischer Kaiser Säulen pflanzen, die er aus den zerfallenen Tempeln griechischer Götter nahm, und [351] zwang diese Säulen der Artemis von Ephesos, eine Kuppel zu tragen zur Ehre Christi, ihres Feindes. Gelassen stehen die Säulen, und ihr erlauchter

Marmor trägt die fremde Kuppel, die scheidend dem Luftschiff die letzten Grüße entbietet.

Im Zickzacklauf windet sich der Bosphorus durch die zerklüfteten Ufer, an villenartigen Bauten vorbei, dem Schwarzen Meer zu. Auf der Skutariseite, mitten im Wasser, steht einsam der Leanderturm. Weiter! Die Riesenschlange des Bosphorus windet sich durch grüne Gärten und Zypressenhaine, aus denen sich vereinzelt malerische Bauten hervorheben.

Ein besonders prächtiger Bau, ein asiatisches Sultanschloß, spiegelt sich hell in der Flut, das Schloß des entthronten Abdul Hamid.

L. Z. 101 nähert sich der Küste des Schwarzen Meeres. Der Höhenmesser registriert Höhe 1000. Wild zerklüftete Ufer, kahle Felsen, in abenteuerlichen Formen, greifen gischtumbrandet ins Meer.

Das Luftschiff nimmt Nordwest-Kurs. Frische Seeluft umstreicht die Gondeln. Der Wind wird stärker und wirft große Schaumkronen auf. Achteraus liegt der Bosphorus und, wie eine Glasscherbe blitzend, fast mit dem Horizont verschwimmend, Konstantinopel. Voraus lagern sich grauschwarze Wolkenbänke.

Der gründunkle Wasserspiegel des Schwarzen Meeres breitet sich zu Füßen des Luftkreuzers in seiner Unendlichkeit aus. Einsamkeit, die Wasserfläche scheint tot, kein Schiff weit und breit – bis sich plötzlich eine Schar Delphine aus den dunklen Fluten erheben. –

[352] Die Bordfunkenstation verlangte nun Peilung von den Peilstationen Jambol und Warna. Nacheinander kamen die Peilwinkel an, den Standort des Luftschiffes zwischen Karaburun und Midia bezeichnend.

Fischerbarken, deren weiße Segel in der Sonne leuchten, deuten die Nähe der Küste an. Und bald darauf grüßt die Küste des Schwarzen Meeres bei Midia. Die Peilungen hatten sich also erfolgreich erwiesen.

Unter Generalkurs Jambol strebt L. Z. 101 seinem Hafen zu. Unten kommen und verschwinden freundliche Dörfchen inmitten grüner Wiesen und Felder. Berge wachsen empor, Flußläufe schlängeln sich durch die Landschaft.

Immer neue Landschaftsbilder erschließen sich, wechselvoll von der Sonne beleuchtet.

Es wird böig und das gerade im Angesicht der vertrauten Halle im Luftschiffhafen Jambol. Der Landungstrupp steht bereit. Jetzt heißt es aufpassen! Jede, selbst die glatteste Landung, birgt gefährliche Augenblicke.

L. Z. 101 ist durch den Gasverlust infolge Sonnenbestrahlung über der Türkei ziemlich schwer. Zudem kam noch der böige Wind unangenehm in die Quere.



Der Bosphorus

Langsam gehts tiefer. Die Landungstae fliegen zur Erde, die Mannschaften springen darauf zu... Eine plötzliche Böe aber packt das Luftschiff und reißt es wieder hoch. Es wird wieder losgelassen. An eine Landung ist im Augenblick nicht zu denken.

**[353]** Die Steuerleute nehmen ihre Kraft zusammen, und es gelingt ihnen, das Schiff wieder in ihre Gewalt zu bringen. So wird der tückische Wind gemeistert. Nach einer Schleife über dem Landungsplatz wird erneut zur Landung angefahren. Ein Wassersack ergießt seinen Inhalt über einen Teil der Mannschaften, was bei den Unbeteiligten ein frohes Gelächter auslöst.

Die vordere Gondel wird geschickt aufgefangen, und es dauert nicht lange, so sind die Heckleinen ebenfalls in den Händen des Haltetrupps.

Bald ist L. Z. 101 geborgen; die Hallentore schließen sich. Nach 8 ½stündiger Fahrt sind um 4 Uhr die Landungsarbeiten beendet. Es war einmal ...

## Rosen aus dem Süden

Von Klara May

Dem Orient entstammt diese liebliche Tochter Floras. Nicht unser farbenprächtiges, schöngesformtes Kulturerzeugnis dürfen wir uns unter der Rose aus dem Süden vorstellen, sondern die einfache, schlichte Zentifolie, die leider so gut wie ganz aus unsern Gärten verschwunden ist. Rosa, gelb und weiß erblüht sie im Süden: rosa überwiegt.

Der Orient und diese Rosen gehören zusammen, scheinen ineinander aufzugehen.

Schiras, die Geburtsstadt der Dichter Hâfis und Saadi, war einst am berühmtesten in der Rosenzucht. Die Balkanstadt Kazanlik (= „Kessel“) hat es bei weitem überflügelt. Für Millionen liefert es heute das köstliche Rosenöl. Die letztjährige Ausbeute vor dem Krieg betrug rund 3170 Kilo. Welche ungeheuren Rosenmengen dazu gehören, um nur 1 Gramm dieses Öls herzustellen, geht daraus hervor, daß man, je nach der Güte der Rosen, 2-3000 Gramm Blätter dafür benötigt.

Philippopel, Eski, Zagra, Tschirpau usw. treten hinter Kazanlik zurück.

Wohl liegt dieses Kazanlik nicht in Kleinasien, sondern im bulgarischen Ostrumelien, doch atmet man **[355]** dort bereits die Luft des Orients, des asiatischen, ja sogar des nordafrikanischen.

Mitte Juni ist in den „Rosenländern“ die herrlichste Zeit. Die Rosenfelder prangen in voller Blüte. Wie ein Feenreich liegen sie zu unsern Füßen. Rosen, Rosen, alles rosenrot; Millionen von Blüten, soweit das Auge reicht. Hoch die Berge hinauf steigt das Rosengewirr. Rosenfarbige Rosenstare schwirren belebend über dieser Pracht. Tiefblau erstrahlt der Himmel, nur hier und da ein Rosenwölkchen. Dazu der zarte, berauschende Duft, der die Sinne umhüllt und uns in einer Fata Morgana die Märchen von Tausendundeiner Nacht vorgaukelt.

So ähnlich mag es auch meinem Manne ergangen sein, als er die ersten Gedanken zu seinen südländischen Landschaftsbildern gewann. „Sei mir gegrüßt, du mein sonnendurchglühtes Afrika, du Land der Geheimnisse, du Land meiner Sehnsucht!“ sagt er in seinem Buch „Orangen und Datteln“.

Wie in Klingsors Zaubergarten walten liebliche Blumenmädchen singend ihres duftigen Amts. Dunkeläugige Südländerinnen pflücken emsig und gleichen dabei selbst den Blumen, die sie sammeln. Alles dreht sich dort um Rosen und Rosenöl, das sie „Rosenbutter“ nennen. Diesem Produkt schreiben sie in ihrer blumenreichen Sprache Heil- und Wunderkräfte zu, daher auch im ganzen Morgenland die für unsern Geschmack fast überreiche Anwendung des Rosenöls. Im Wein, im kühlen Eis, im Wasser, im Tabak, im Gebäck, im Zuckerwerk, in den Kleidern, in den Häusern, in den feinen Seifen, kurz überall Rosen. Das Rosenöl ist der Liebling der Türken. Das meiste bleibt **[356]** im Land, zumal Deutschland dem südländischen Rosenölhandel einen nicht geringen Wettbewerb geschaffen hat in den freilich selbst in der Blüte schlichten Rosenfeldern von Miltitz bei Leipzig. Poesie, wie sie uns im Orient auf Schritt und Tritt begegnet, würde man da allerdings wenig finden.

Außer Rosenöl und Rosenwasser gewinnt man noch das Rosenwachs, das sich an den Fingern der Pflückerinnen ansammelt und zu hohen Preisen verkauft wird. Auch davon kommt fast nichts ins Ausland, denn dieses Wachs ist es eigentlich, das durch seinen feinen Duft das vornehme Heim der Türken durchhaucht und ihm gleichsam eine Blumenseele verleiht. Es wird in den Tabak der Wasserpfeife gemischt und in die selbstgedrehte Zigarette.

Den Hauch der Rose verspüren wir dort überall; auch wenn die Blütezeit vorüber, duften die Rosen aus dem Süden, aus der Vergangenheit in die Gegenwart, in die Zukunft!

## Von Hassan el Kebihr bis Hadschi Halef Omar

Von Franz K andolf

Im Karl-May-Jahrbuch 1921 habe ich im Aufsatz „Der werdende Winnetou“ gezeigt, wie sich die Romangestalt dieses indianischen Haupthelden aus dürrtigen Anfängen immer mehr entwickelte, bis sie jene Form erhielt, die das Entzücken eines jeden begeisterten May-Verehrers bildet. Damals schrieb ich: „Für Winnetou glaube ich den Beweise erbracht zu haben, daß er als ein anderer in der Idee des gereiften Dichters, als ein anderer in der Vorstellung der Mannesjahre lebte. Man könnte diesen Beweis unschwer auch für seine übrigen Charaktergestalten, selbst Marah Durimeh nicht ausgenommen, führen.“ Heute will ich an der Gestalt Halefs zeigen, daß meine damalige Behauptung nicht aus der Luft gegriffen ist.

Karl May läßt den kleinen Hadschi in rund fünfzehn Bänden eine bedeutende Rolle spielen, und der Leser wird nicht müde, sich an seinen drolligen Einfällen zu erfreuen. May hätte ruhig mit Halef noch weitere fünfzehn Bände füllen können und wäre dabei des Beifalls seiner Leser sicher gewesen, so anziehend hat er uns diese Lieblingsgestalt seiner Dichtkunst vor Augen gestellt. Aber auch sie ist ihm, gerade **[358]** so wie Winnetou, nicht auf den ersten Wurf gelungen, sondern hat einige Wandlungen durchmachen müssen, bis sie endlich ihren bleibenden und den Leser immer wieder in seinen Bann ziehenden schriftstellerischen Ausdruck fand.

Im Jahr 1878 erschien im „Deutschen Hausschatz“ die Erzählung „Die Gum“<sup>56</sup>. Der Held wird von einem arabischen Diener begleitet, den May mit folgenden Worten schildert:

Die Araber sind nur selten über Mittelgröße und meist von schlanker, hagerer Gestalt; dieser Mann aber war fast ein Riese zu nennen. Er war so hoch und breit gewachsen, daß mir beinahe ein Ausruf des Erstaunens entfahren wäre, und sein langer, dichter Vollbart, verbunden mit dem Umstand, daß er bis unter die Zähne in allen möglichen Waffensorten steckte, gab ihm ein höchst martialisches Aussehen. Das war jedenfalls ein Begleiter, wie ich mir keinen bessern wünschen konnte, denn schon sein bloßer Anblick mußte dem Feinde Furcht einjagen.

Später entpuppt sich freilich dieser Riese, der nur auf den hochtrabenden Namen „Hassan el Kebihr – Hassan der Große“ hören will und sich selber „Djezzar Bei – Menschenwürger“ nennt, als ein ganz unglaublicher Feigling. Obgleich aber dieser Hassan, was Gestalt und Tapferkeit betrifft, das gerade Gegenteil des späteren Hadschi Halef Omar ist, besteht doch zwischen beiden eine Reihe von auffallenden Aehnlichkeiten. Auch Hassan fügt, wie später Halef, seinem einfachen Namen den ganzen Stammbaum bei, um auf den Hörer Eindruck zu machen – Hassan Ben Abulfeda Ibn Haukal al Wardi Jussuf Ibn Abul Foslan Ben Ishak al Duli; auch er ist wie Halef, der **[359]** trotz des Koranverbots zeitweise eine Flasche Wein nicht verschmählt, ein Liebhaber geistiger Getränke, was ihn dazu führt, den Inhalt des Spiritusfäßchens, das Karl May zur Erhaltung der verschiedensten Wüstenkleintiere bestimmt hat, mit „Ma el Zat – Wasser der Vorsehung“ zu verwechseln; auch er ist ein eingefleischter Moslem, der, wenn er auch nicht darauf ausgeht, seinen Herrn zum Islam zu bekehren, doch keine Gelegenheit vorübergehen läßt, vor ihm mit der Ueberlegenheit seines Glaubens zu prahlen.

Ganz besonders aber fordern die Ruhmredigkeit und Prahlucht Hassans und seine Vorliebe, Reden zu halten, zum Vergleich auf. Man glaubt manchmal den späteren Halef zu hören, so sehr sind sich die beiden in dieser Beziehung ähnlich, wenn auch die Uebertreibungen Hassans, weil mit seiner sonstigen Feigheit in Widerspruch stehend, nicht die überwältigende Komik besitzen wie die Halefs. Es mag genügen, zum Vergleich nur eine der Ruhmredereien Hassans anzuführen:

Ja, wir wollen dir gehorchen, Sihdi. Du bist der Weiseste der Weisen, der Klügste der Klugen und der Held aller Helden. Seht her, ihr Männer, ich bin Djezzar-Bei, der Menschenwürger. Dieser Säbel wird zehn Räubern den Bauch aufschlitzen, dieser Dolch wird zwanzig Mördern die Kehle zerschneiden, und diese Flinte, diese Lanze und diese Pistolen werden alles vernichten, was dann noch übrig ist. Für euch wird nichts übrig bleiben, als unsere Tapferkeit zu rühmen und unsere Heldentaten zu besingen, und wenn ihr zurückgekehrt seid zu euren Söhnen und Töchtern, so werden eure Zelte erklingen von dem Lobe Hassan el Kebihrs und des großen Sihdi aus Germanistan, der Areth, den Herrn des Erdbebens, tötet, und den schwarzen Panther mit seiner Frau verschlungen hat!

---

<sup>56</sup> Ges. Werke, Bd. 10.

**[360]** Das eine ist sicher: hätte May Hassan el Kebir als Typ seines arabischen Dieners beibehalten, so würden dessen innerlich ganz und gar unwahren Salbadereien dem Leser stark auf die Nerven gehen, eine Erfahrung, die wir leider später bei Selim, dem langen Haushofmeister des dicken Murad Nassyr, der in vielen Dingen ein getreues Abbild Hassans ist, machen – trotz seiner sonstigen Urwüchsigkeit.

Hadschi Halef Omar hat noch einen zweiten Vorgänger. Im Jahr 1879 veröffentlicht May in einer Familienzeitschrift den Roman „Zepter und Hammer“, der zum großen Teil in Aegypten spielt. Hier lernen wir einen Diener kennen, der eine schwächliche, aber äußerst nervige und geschmeidige Gestalt besitzt und den Karl May folgendermaßen zeichnet:

Unter allen Leuten Said Abdallahs hatte er (der Held der Erzählung) Sawab am liebsten. Dieser war nicht nur ein treuer und zuverlässiger Diener, sondern er zeichnete sich unter seinen meist ernstesten Genossen durch eine prächtige Lebhaftigkeit aus, die oft in Frohsinn überging und sich in erfrischenden Scherzen Luft machte.

Wie sehr dieser Diener, der auch Schlaueit und hohen, persönlichen Mut besitzt, dem Bild ähnlich ist, das wir uns von Halef machen, möge der Leser aus ein paar Stichproben erkennen:

Sawab sprang nach dem Fluß hin und erstieg die Dahabije. Einer der Männer, der ihn nicht kannte, trat ihm entgegen.

„Was willst du hier?“

„Sag mir zuvor, was du hier willst, du Ben el Kuskussu<sup>57</sup>!“

„Ich gehöre zu diesem Schiffe!“

**[361]** „So bist du wohl der Mann, der die überflüssigen Ratten und Mäuse totzubeißen hat, wie ich an deinem Großmaul ersehe?“

„Hüte deine Zunge, Kleiner! Ich bin Hassan, der Segelwächter.“

„Hassan, der Segelwächter? Was ist ein Segelwächter, und was ist Hassan? Ein Segelwächter ist ein Mann, der nichts ist, und Hassan ist ein Name, den soviele Männer tragen, wie Sand am Meere oder wie es Flöhe in der Sahara gibt. Ich aber heiße Hadschi Sawab Ben Hadschi Kafur el Karihmi Ibn Hadschi Schehab el Kadiri Ibn Hadschi Ghanem en Nur und bin der erste Diener und Minister meines Effendi Katombo. Siehe, wie du vor Erstaunen den Mund aufsperrst, als ob du die Pyramiden von Giseh verschlingen wolltest, gerade wie deine Ratten und Mäuse!“

Und an einer andern Stelle:

„Also: Bab er Run, Effendi. Meine Gestalt ist kurz, aber mein Gedächtnis ist so lang wie der Nil; wie könnte ich mir sonst meinen eigenen Namen merken!“

„Und über dem Tor des Hauses steht die erste Sure des Koran.“

„Die erste? Das ist gut; da habe ich nicht so viel zu zählen, als wenn es die neunzigste oder hundervierzehnte wäre.“

„Und du wirst deine Sache gut machen, Sawab?“

„Maschallah, habe ich sie jemals schlecht gemacht? Nur ein einziges Mal bin ich dumm gewesen, weil ich das Krokodil nicht gleich verschlungen habe, als es mich fressen wollte. Sei ohne Sorge, Sihdi! Assuan ist nicht dafür bekannt, daß da besonders kluge Leute wohnen.“

„Hier hast du Geld. Es ist möglich, daß du welches brauchst.“

„Maschallah, Sihdi, ich weiß, daß ich stets welches brauche; aber was ich übrig behalte, das sollst du ehrlich wiederbekommen. Das Geld ist wie der Vogel: man weiß, aus welchem Ei er kommt, aber wenn er ausgekrochen ist, so weiß man nicht, wohin er fliegt.“

„So geh!“ lachte Katombo.

**[362]** „Sallam – – –“

Das „aaleik“ war nicht mehr zu hören, denn Sawab sprang bereits ans Ufer. Hier gab er sich ganz das Ansehen eines Mannes, der ohne ein besonderes Ziel behaglich dahinschlendert, weil ihm die liebe Zeit nicht allzu karg zugemessen ist. Erst nach einiger Zeit trat er zu einem müßig stehenden Lastträger.

„Sallam aaleik!“

„Aaleik!“ lautete die kurze Antwort.

„Ist Friede in deinem Hause?“

„Friede immerdar!“

„Und Glück bei deinem Geschäfte?“

---

<sup>57</sup> Sohn des Breis.

„Allah gibt jedem, was er braucht. Gibt er viel, so braucht man viel, gibt er wenig, so braucht man wenig.“

„Hamdullillah – Preis sei Gott, daß ich gefunden habe, was ich suche!“

„Was suchst du?“

„Sag lieber: Wen suchst du? Ich suche einen weisen Mann, der mir eine Frage beantworten kann, und da deine Worte von Gelehrsamkeit duften wie die Bücher des Kadis, so glaube ich, daß du mir die Antwort geben kannst.“

„So frage!“ gebot der Lastträger, der sich geschmeichelt fühlte, und nun eine Frage erwartete, zu deren Beantwortung ein ungewöhnlicher Scharfsinn gehöre.

„Wo liegt die Straße Bab er Run?“

Das Gesicht des Lastträgers verfinsterte sich. „Ist das eine gelehrte Frage, so gehe dahin, woher du gekommen bist, sonst werde ich dir die Straße Bab er Run mit diesem da zeigen!“ Dabei erhob er den Prügel, an dem er seine Doppellasten zu befestigen pflegte, um sie auf der Achsel zu tragen. „Glaubst du, ein ehrlicher Mann läßt sich von einem Muckle<sup>58</sup> äffen? Fort, sonst kommst du dreimal schneller weg als du denkst!“

Dabei machte er eine so sprechende Bewegung, daß Sawab schleunigst das Weite suchte.

„Maschallah, war das ein Grobian! Also auf diese Weise geht es nicht. Ich muß es auf eine andre versuchen!“

**[363]** Während Hassan nur unsre Lachlust weckt, innerlich aber uns fremd bleibt, gelingt es Sawab, auch unsre Teilnahme zu erregen. Und Hadschi Halef Omar ist die Summe von beiden. Wie ich das meine? Nun, wir nehmen von Hassan seine Ruhmrederei und Prahlucht und seinen Fanatismus in Glaubenssachen, von Sawab seine Gestalt, seine Schlaueit, Tapferkeit, Lebhaftigkeit und seinen Witz, und wir haben Halef, wie er leibt und lebt und wie er uns im Jahr 1881 in der Reiseerzählung „Giölgeda padishanün“<sup>59</sup> zum erstenmal entgegentritt.

Es ist nicht Zweck dieses Aufsatzes, Halef im einzelnen zu charakterisieren, aber der aufmerksame Leser wird sich dem Eindruck nicht entziehen können, daß der Dichter, während er an seinem Halef schrieb und in liebevoller Kleinarbeit Zug um Zug und Strich um Strich dem Bild seines arabischen Freundes einfügte, diese Gestalt immer mehr in sein Herz einschloß. Und mit der Liebe wuchs die Freude an dieser urwüchsigsten seiner Gestalten. Sicher hat keiner seiner Leser eine größere Freude und ein innigeres Vergnügen über den kleinen Hadschi empfunden als der Dichter selber, wenn er einsam an seinem Schreibtisch saß und mit seinem Halef weinte und scherzte, lachte und schimpfte. Oder wenn er, wie uns seine Witwe erzählt, mitten in seiner Arbeit aufsprang und mit dem Manuskript in der Hand in die Küche zu seiner Frau stürmte und mit lachenden Augen ausrief: „Höre, liebe Frau, was mein Halef wieder angestellt hat! Das muß ich dir vorlesen!“

**[364]** Was ist aus dem armen Bedawi, dessen Burnus, als er uns zum erstenmal entgegentritt, „in allen möglichen Fett- und Schmutznuancen schimmerte“, unter der Führung Kara Ben Nemsis geworden! Der fanatische Muselman, der es sich in den Kopf gesetzt hat, seinen Sihdi zu bekehren, er möge wollen oder nicht, und der rauhe Sohn der Wüste, in dessen Augen ein Tuareg-Hedjihn mehr gilt als ein ermordeter Franke<sup>60</sup>, macht in kurzer Zeit den Weg zu einem überzeugten Christen. Rührend ist seine Anhänglichkeit zu seinem Sihdi, vorbildlich seine Treue gegen sein Weib, mustergültig seine Liebe zu seinem Sohn. Nur das Aufschneiden und sein hitziges Wesen kann er nicht lassen, sie sind zu seinem zweiten Selbst geworden.

Aber auch hier ist er nicht der Unverbesserliche. Er macht sogar einen gewaltigen Anlauf zur „Bekehrung“, indem er im Band „Am Jenseits“ seinen Sihdi bittet, ihm die Worte „Kutub – Bücher“ und „El Mizan – die Wage der Gerechtigkeit“ zuzurufen, wenn er im Begriff stehe, eine Tat der Unbedachtsamkeit und des Zorns zu begehen.

Sihdi, mir soll dereinst keine stolze Standarte vorangetragen werden, sondern ich will in Demut nach der Wage wandern; denn ich habe mir das Wort gemerkt, daß Allah den Demütigen Gnade gibt. Darum bitte ich dich: wenn mich der Hochmut und der Stolz wieder einmal wie so oft bei meinem Zorn packen, und wenn ich überhaupt im Begriff stehe, etwas zu tun, was gegen die heute uns verkündigte Liebe ist, so rufe mir ja schnell ‚El Mizan, die Wage‘ zu; dann wirst du sehen, daß ich sofort in mich gehe, um meinem Zorn **[365]** die Bastonnade zu geben, welche die Mekkaner nun nicht bekommen werden!

---

<sup>58</sup> Spaßvogel.

<sup>59</sup> Jetzt: Ges. Werke, Bd. 1. „Durch die Wüste.“

<sup>60</sup> Ges. Werke, Bd. 1, S. 14.

Jeder Leser, der die größte Schwäche Halefs kennt, wird mit mir der Meinung sein, daß er mit diesem Versprechen das Höchste geleistet hat. Mehr kann man wirklich nicht von ihm verlangen. Er hat am Schluß des Bandes „Am Jenseits“ eine Sprosse auf der Stufenleiter des sittlichen Strebens erreicht, die hoch über jener liegt, auf der er gestanden ist, als das Kismet ihn mit Kara Ben Nemsi zusammenführte.

Um so mehr muß es uns mit Verwunderung erfüllen, wenn wir in „Ardistan und Dschinnistan“, Bd. I, S. 3, Folgendes lesen:

Wir wohnten nicht in der Stadt, sondern bei ihr (Marah Durimeh) im Palaste, ich in demselben Stockwerk mit ihr, Halef aber im Erdgeschoß bei den dienenden Geistern. Sie liebte auch ihn. Sie war von seiner fast beispiellosen Liebe und Treue gerührt. Sie beglückwünschte mich, ihn gefunden und mir zum Begleiter erzogen zu haben. Aber sie tadelte an ihm, daß er sich keine Mühe gab, seine Seele in Geist umzusetzen, und sie hielt gerade das, was andere an ihm lobten, nämlich seine Liebenswürdigekeit, für seine größte Schwäche. Sie, die unvergleichliche Menschenkennerin, konnte keinen Menschen für entwickelt halten, der nicht die Kraft besaß, über die Forderungen seiner körperlichen Anima hinauszukommen.

Das klingt erstaunlich, wenn man bedenkt, daß May mit diesen Worten seinen Freund von der bisher erreichten Höhe in die ursprüngliche Tiefe hinabstürzen läßt. Er scheint nicht einzusehen, daß er ihm damit das erste und einzige, wirkliche Unrecht zufügt! Mit einigen Federstrichen hat er ein mehr als zwanzigjähriges redliches Streben seines treuen Halef gestrichen. [366] Und warum das? Warum läßt er ihn sogar so tief fallen, daß er, der stets nüchterne und mäßige Scheik der Haddedihs, sich an dem berausenden Getränk der Ussul sinnlos betrinkt? Weil sein Halef auf einmal nicht mehr einen Menschen mit Fleisch und Blut, sondern die Anima, das Menschliche, allzu Menschliche, vorzustellen hat. Ob dadurch die Gestalt des Mannes, den Kara Ben Nemsi nach Winnetou seinen liebsten Freund nennt, gewinnt, ist eine Frage, die ich nicht ohne weiteres mit „ja“ beantworten möchte. Fast scheint es mir, als ob Halef guten Grund hätte, sich über seinen Sihdi zu beschweren, und zwar in ähnlichen Worten, wie er es an einer andern Stelle<sup>61</sup> tut:

„Allah kerihm! So sei Allah mir gnädig! Was müssen diese Leute alle von mir denken! Für was müssen sie mich halten, den Scheik der Haddedihs vom großen Stamm der Schammar! – – – Mein ganzer Ruhm ist hin! – – – Die Ehre meiner bescheidenen Unterwürfigkeit ist hingeschwunden und der Glanz meiner schönen Umgangsform in Finsternis verwandelt! O Sihdi, warum, warum hast du das mir, deinem treuen Halef, angetan! – – – Nun ist dein Halef im ganzen Abendlande ein anrühiger Mensch geworden, und all mein einstiger guter Ruf hat sich in Schimpf und Schmach verkehrt. Ich bin eine verdorbene Wassermelone, ein fauler Apfel, ein wurmstichiger Buchecker geworden, den kein Sindschab (Eichhörnchen) verzehren mag!“

So schlimm, wie es Halef in seiner gewöhnlichen Sucht zu übertreiben hinstellen würde, ist es nun gerade nicht. Auch der symbolische Halef bleibt eine Gestalt, an der der Leser immer seine helle Freude haben wird. Ob sich freilich die Deutung Halefs als [367] Anima zwanglos und ohne gewaltsame Pressung aus den früheren Bänden ergibt, soll nicht entschieden werden. Nach dem Gesagten ist es jedenfalls zweifelhaft.

Reizvoll wäre es zu wissen, was Karl May mit Halef in seinen spätern symbolischen Werken gemacht hätte. Da diese die Entwicklung des Gewaltmenschen zum Edelmenschen hätten zeigen sollen, so hätte er Halef, die Anima, der er durch Marah Durimehs Mund jede Kraft zur Entwicklung nach oben absprach, folgerichtig sterben lassen müssen; denn soll der Gewaltmensch zum Edelmenschen werden, so muß seine Anima, das Niedrige in ihm, ertötet werden.

Aber hier zeigt es sich nun, daß der Dichter nicht die Kraft findet, sich von Halef zu trennen. Er, der aus dem Tod Winnetous, der als Vertreter der roten Rasse sterben mußte, ein Kapitel erschütterndern Tragik gestaltet hat, bringt es nicht fertig, Halef sterben zu sehen, so sehr lebt er in und mit dieser Lieblingsgestalt seiner Phantasie. Er hat zwar selber die bestimmte Empfindung, daß er diesen Schritt zu tun habe, aber er schiebt ihn immer wieder hinaus. Einmal, im dritten Band der Erzählung „Im Reiche des silbernen Löwen“, scheint es fast, als ob er sich entschlossen gehabt hätte, diesen Schritt zu tun. Die Art, wie dort Halef vom Sterben redet, mutet wie eine Todesahnung an und erinnert an die seltsamen Reden Winnetous vor seinem Tod. Aber da, wo die Befürchtungen des Lesers zur Wahrheit zu werden scheinen, liefert der Pedehr ein psychologisches Meisterstück – und Halef ist dem Leben und den Lesern wiedergegeben. Karl Mays Witwe

---

<sup>61</sup> Am Jenseits, S. 71.



erzählt von ihrem Gatten [368] ein kleines aber bezeichnendes Vorkommnis. Ich weiß nicht ganz genau, wann sich dieses abgespielt hat, aber es ließe sich ganz gut denken, daß es in die Zeit fällt, da er am „Silberlöwen“ schrieb. Es ist bekannt, daß der Dichter während der Arbeit mit seinen Gestalten und mit sich selber sprach. In einem dieser Zustände, in denen sich für ihn die Grenzlinie zwischen Dichtung und Wahrheit verschob und verflüchtigte, eilte er einmal in großen Schritten und händeringend in seinem Arbeitszimmer auf und ab und klagte: „Ich bringe es nicht über mich, meinen Halef sterben zu lassen, ich kann nicht, es geht über meine Kraft, ich habe ihn viel zu lieb dazu.“

Wir dürfen annehmen, daß May die Kraft hierzu in einem seiner späteren Werke doch noch gefunden und das Halefproblem ähnlich wie das Winnetouproblem zu einem Abschluß gebracht hätte. Das „Wie“ entzieht sich freilich unsrer Kenntnis, und es stehen uns nur Vermutungen zu Gebote. Vielleicht hätte er ihn auf seinem den Lesern angekündigten Ritt durch Märdistan<sup>62</sup> im „See der Schmerzen“ ertrinken lassen, vielleicht wäre der Hadschi in der schrecklichen Geisterschmiede auf irgend eine Weise ums Leben gekommen. Der Tod ist dem Dichter allzufrüh in den Arm gefallen und hat uns um eines der erschütterndsten und rührendsten Kapitel gebracht, und der unsterbliche Hadschi Halef Omar ist ganz so wie Winnetou nicht zur Vollendung gekommen. – – –

---

<sup>62</sup> Siehe „Ardistan und Dschinnistan“ Bd. I, S. 1.

[(369)]

## **Eine Kinderfrage**

Von Studienrat Dr. Otto R u d e r t

©

[(372)]

## Mein liebstes Buch

Diesen Gegenstand hatte ich meiner damals aus 13jährigen Jungen bestehenden Mittelschulklasse zur Bearbeitung gegeben. Eine große Anzahl nannte in ihren Aufsätzen Karl May als ihren Lieblingsschriftsteller. Einige besonders frische Darstellungen, die zugleich den Einfluß auf die Familie widerspiegeln, bringe ich im folgenden.

Seminaroberlehrer Fritz Prüfer, Dessau.

1.

Von Walter Z i e b e

Winnetou! Wir oft habe ich die drei Bände gelesen! Mein Vater sagte immer: „Wie kann man sich seinen Kopf so vollpumpen!“ Ich hörte wenig auf diese Worte und las ruhig weiter.

Mein Vater hatte keine Arbeit. Als ich den einen Tag aus der Schule komme, gewahre ich mit Staunen, daß er den ersten Band von Winnetou liest. „Nanu?“ sagte ich. – „Ja, ich habe nie geglaubt, daß ein solches Buch mich wie in einem Bann halten kann.“ – „Siehst du, so geht's mir ganz genau. Ich lese jetzt den ‚Schatz im Silbersee‘. Er geht auch so fesselnd.“

Einige Zeit später sagte mein Vater zu mir: „Hole mal Band 1 und 3 von Winnetou rauf!“ Ich holte die Bände. „Warum denn den ersten, den hast du doch schon gelesen?“ – „Ich habe meinem Kollegen von Winnetou erzählt, und da war er so begeistert, daß er [373] sagte, ich möchte ihm doch Band 1 mitbringen.“ – Ich war ganz erstaunt und sprach: „So langsam kommt ihr doch auf den Trichter, daß schöne Bücher lesen auch ganz hübsch ist.“ – „Ja, der Old Shatterhand beschreibt die Natur so wunderschön.“

Nicht lange darauf holte mein Vater das Buch „Durch das Land der Skipetaren“. Nun ging die Streiterei los, wer zuerst liest. Oft weinte ich, wenn ich aufhören mußte, denn mein Vater wollte auch lesen. Dann holte er die Fortsetzung „Der Schut“. „Nun werden wir alle Bände lesen,“ sagte er.

Jeder Band fesselt mich so, daß ich schwer aufhöre zu lesen. Die Karl-May-Bände haben uns schon oft die Langeweile vertrieben.

2.

Von Walter B a y e r

„Walter, was hast du denn da heute für ein Buch bekommen?“ – „Ich habe den ‚Schatz im Silbersee‘ gekriegt.“ – „Wird es ein spannendes Buch sein?“ – „Natürlich,“ sagte ich. – „Gib mal das Buch her,“ sprach mein Vater. Ich gab es ihm. „Es scheint sich schön zu lesen. Heut abend will ich mal weiter neingucken.“ – „Ach, mein Vater, das Buch muß ich erst lesen. Heute hab ich grade Zeit.“ Er gab mir das Buch wieder. Ich setzte mich an den Ofen und las. Wie wundervoll wurden Old Shatterhand und Old Firehand geschildert. In ihrer Stärke und großen Klugheit fesselten sie mich auf jeder Seite des Buches immer mehr. Auch die beiden Indianer, die ein großes Unheil abwehrten, sind in ihrer entschlossenen Tatkraft [374] nicht zu vergessen. Als ich das Buch fertig gelesen hatte, konnte ich mit Bestimmtheit sagen, daß es das beste Buch gewesen war, das ich bis jetzt gelesen habe. Mein Vater las es auch. Er sagte mir auch nur das gleiche. Das bekräftigte mir meine Behauptung noch mehr, so daß ich diesen Aufsatz mit Zuversicht niederschreiben konnte.

3.

Von Otto K i e s e l e r

Mein liebstes Buch ist eins von den Karl-May-Bänden. Mein Lehrer, Herr Prüfer, hatte es mir geborgt. Und es heißt „Unter Geiern“. Als ich den Tag, wo ich das Buch bekommen hatte, nach Haus kam, setzte ich mich gleich hin und las. „Na, was hast du denn da wieder für eine Schwarte?“ fragte meine Mutter. Ich war natürlich sehr empört, wo es doch eins von Herrn Prüfer war. „Du, da sag man nichts, sonst erzähle ich es mal Herrn Prüfer,“ sagte ich und las weiter. Ich las und las bis acht Uhr. Dann aß ich Abendbrot. Aber wie! Ich schlang das Brot und den Kaffee nur so runter, um bald weiter zu lesen. In zehn Minuten war ich fertig. Dann las ich weiter bis um zehn Uhr. Nun hieß es: „Marsch, in die Wiege!“ – „Ach, Mutter, bloß noch das Kapitel fertig lesen!“ – „Nein, du hörst auf!“ Ich legte ein Zeichen in das Buch und schickte mich zum Ausziehen an. Als das meine Mutter sah, war sie beruhigt und legte sich ins Bett. Nun konnte ich das Kapitel

noch fertig lesen. Ich wollte, aber ich kam nicht dazu, denn da rief meine Mutter: „Aber nun rasch ins Bett!“ Ich legte mich schweren Herzens hin. Meine Gedanken beschäftigten sich noch mit der Stelle, wo ich aufgehört hatte, wo die Wegelagerer hinter dem Geist herschleichen.

Als ich am andern Tag aus der Schule kam, da saß meine Mutter am Tisch und las. „Aber, Mutter, du wolltest doch keinen Schmöcker lesen!“ – „O, Junge, das geht ja so spannend und fesselnd, da kannst du mehr solche Bücher bringen.“

## Gesundung

Von Thea Kaiser-Query<sup>64</sup>

Langsam, bleiern schleichen die Stunden in freudloser Eintönigkeit für den Kranken, den Genesenden, für alle jene, die durch irgend ein Mißgeschick zu unfreiwilliger Ruhe verurteilt sind. Düster und schwer lasten trübe Gedanken auf geschwächtem Körper und umnebeln das Gemüt bis zur Schwermut. Licht- und freudlos scheint da die Welt zu sein und drohend, „gespenstisch erwacht eine Frage: „Verlohnt es sich zu leben – –?“ „Nein es verlohnt sich nicht!“ – ist die dumpf-traurige Antwort, eingegeben von nervöser Müdigkeit. Ein nicht zu unterschätzender Feind ist dieser mutlose Zustand für die Kunst ärztlicher Wissenschaft, eine gefährliche Hemmung auf dem von der Natur des Körpers erstrebten Weg der Genesung. Grausam und unverständlich wäre es, die Aermsten auf diesem toten Punkt hilflos sich selbst zu überlassen, da sie sich meist nur sehr schwer und nach langem Abquälen zum miterlebenden Leben durchringen können.

**[377]** Da nun hat gesundes, mitfühlendes Verstehen die rettende Hand zu reichen zum Aufraffen, zum Ueberwinden dieser mutlosen Psyche, – und diese gütige Hand sie reiche dem Müden – ein Buch, eine Erzählung von einem, der durch Leiden reifte und zum Dichter ward – ein Buch von Karl May! Er, der selber die hohe Schule des Leids durchzumachen hatte, findet am besten den Weg zur Seele jedes Leidenden. Mag auch zuerst die kranke Gleichgültigkeit keinen Gefallen finden an seinen Schilderungen, so gelingt es dem lieben Erzähler doch bald, vielleicht nach wiederholtem Ansatz, einzudringen in das allmählich aufnahmefähig werdende Geistesleben und schrittweise gewinnt der Retter Einfluß auf das umschattete Gemüt. Gar schnell vergessen hat dann der Kranke, daß er krank ist, krank war, vergessen hat er, daß „es sich nicht verlohnt zu leben“, denn er muß ja all die lebenswahr geschilderten Schicksale der Helden Mays miterleben, muß Gefahren überwinden, als hätte er sie selbst zu bestehen, muß allen Mut aufbringen, um Sieger zu bleiben – ja Mut und Kraft vor allem – und Willen zum Leben. Ein wohliges Dehnen und Strecken geht dann durch den schlaffen Körper, und unwillkürlich wirft er wie in Trotz und Abwehr der Lebensverneinung das Haupt zurück, die Gestalt strafft sich in dem Gefühl zurückkehrender Kraft, und Lebensbejahung fordert ihr Recht. Vermittelt dann der liebenswürdige Dichter auch noch die herzerfreuende Bekanntschaft mit seinem Hadschi Halef oder mit Sir David Lindsay in manchen von köstlichem Humor getragenen Bildern, dann zuckt es bald verräterisch um die **[378]** herabgezogenen Mundwinkel des Dulders und ein herzliches, befreiendes Lachen bricht sich Bahn, die letzte düstere Schwere fortscheuchend.

Nur ein Mensch, der über körperlichen und seelischen Leiden das Lachen verlernt hatte, weiß, was für ein kostbares Kleinod das Lachen ist, jenes reine Lachen, das sonnig die düsteren Seelentiefen erhellt und glimmernde Lichtfünkchen in aufleuchtende Augen zaubert.

Karl May hat sich auf seinem leidbeschatteten Erdenweg doch einen, im tiefsten Innern verankerten, gesunden Humor bewahrt, den man deutlich, und nicht ohne Rührung gewahr wird, wenn man ein Bildnis des Dichters betrachtet: ein gutes, verstehendes Lächeln spielt in seinem klaren Blick, ein feiner Humor, der sich ungekünstelt und lebendig auch in seinen Werken widerspiegelt und das Gemüt des Lesers befruchtet.

Niemals kann ein humoristisches oder sonst ein Witzbuch einem Leidenden jenes der Gesundung entgegenführende Lachen schenken; ein schales, unbefriedigtes Gefühl ist der Rest, selbst wenn man sich vorübergehend von der gemachten Lustigkeit hinreißen ließ. – Leise und unaufdringlich jedoch, wie selbstverständlich schenkt Karl May seine „Rosenkranzkrone des Lachens“. Er hat immer seine Lebensfreude in Leidbegleitung erobert, aus Leidenshand empfangen, und darum vermag er es so meisterhaft, den Freudebedürftigen damit zu beglücken. – – –

Nun ist da einer – ein ganz Großer – den hat seine eigene Größe und seine Einsamkeit zermalmt:

**[379]** Zusammengebrochen ist Friedrich Nietzsche unter der Wucht seines gewaltigen Ringens um letzte Erkenntnis, unter den gefährlichen Segnungen einer unmenschlichen Einsamkeit.

O, hätte doch eine heilige Zweisamkeit diese tückische Einsamkeit entwaффnet, bevor sie, erschreckt über ihr allzu verschwenderisches Schenken, ihr Geschenk wieder zurücknehmen und so den Beschenkten grausam vernichten konnte! War da keine rettende Hand mehr, die den armen reichen Geist vom Abgrund

---

<sup>64</sup> Die Verfasserin hat uns ihren Aufsatz schon vor 2 Jahren eingereicht. Er traf gleichzeitig mit v. Krenskis Abhandlung „Friedrich Nietzsche – Karl May“ (Jahrbuch 1925) bei uns ein und ist somit unabhängig davon. Die Herausgeber.

zurückriß? Wie – wenn seinen Höhenflug ein Karl May gekreuzt hätte, wenn beide eine Weile selbender gerastet hätten, trotz der Gegensätze ihrer Flugrichtung, und wenn Karl May ihm seine lebenswarme Phantasie wie ein Ruhekissen unter das müde Denkerhaupt gelegt hätte! Ob Nietzsche nicht veranlaßt worden wäre auszuruhen vom Ewigkeitssuchen, gefesselt durch das frisch pulsende, zum Miterleben zwingende Erzählertalent Karl Mays? Ein neues Kräftesammeln hätte für den Philosophen dieses Ausruhen in der von rührender Kindlichkeit durchschwängerten erdenfrohen Dichterseele werden können: „Suchet mir das Kind im Mann!“ Nietzsches eigener Ausspruch. Wie aber vermöchte es ein Mensch, dessen Geist sich ganz allein in die eisige Helle menschenferner Zukunftseinsamkeit und in die dunkelste, verborgenste Tiefe verflossener Ewigkeiten gewagt hat, in tödlicher Verlassenheit in sich selbst noch das Kind zu finden!

Hätte doch zuweilen die Kinderseele eines Karl May das Kind suchen dürfen in diesem rastlosen Geist; hätten sie doch manchesmal eine kleine Weile **[380]** beieinander gerastet! Warum mußte Nietzsche das Gift künstlicher Schlaf- und Beruhigungsmittel nehmen? Warum hat ihn nicht eine liebe Erzählung fesseln und seine überreizten Gedankengänge beruhigen dürfen, bis eine gesunde Entspannung, ein kindfrohes Lächeln den überreichen Geist in Schlaf gewiegt, aus dem er, frisch gestärkt erwacht, seinen beschwerlichen Sucherpfad weiter hätte verfolgen können mit neuer Kraft?

Ich wage das Kühne zu behaupten, daß eine Begegnung Mays mit Nietzsche zum Heil für den großen Denker geworden wäre, weil tatsächlich – trotz der scheinbar gewaltigen Gegensätze – tiefe Berührungspunkte bestanden haben. Die Frömmigkeit Mays hätte Nietzsche, den Schöpfer des „Antichrist“, nicht zurückgestoßen, denn für wahre, überzeugte, kindlich-gläubige Christen hatte er ein gütiges Verstehen und reine Ehrfurcht!

In dem Suchen der Beiden nach Ewigkeitswerten bestand sogar eine tiefe, geistige Verwandtschaft. Dem „Uebersinnlichen“ Nietzsches stand der „Edelmensch“ Mays gegenüber, die beide ihrem ursprünglichen Wesen nach auf eine Einheit zurückgehen, wenn Nietzsche unter seinem „Uebersinnlichen“ ein Wesen verstand, das sich in hehrer Größe weit über den Durchschnittsmenschen erhebt.

Ward aber der Uebersinnliche ein Uebersinn, dann muß er wiederum erst die Stufe des Edelmenschen erreicht haben, um in „ewigkeitsfernen Zeiten“ zum Uebersinnlichen zu reifen. Ein Uebersinn für unsere Zeit aber ist wohl ähnlich zu stellen mit Hellsinn, und wie sagt da Dr. Heinrich **[381]** Lhotzky in seinem fesselnden Aufsatz im May-Jahrbuch 1924 (Seite 210) mit klarer, überzeugender Logik: „Ich kann mir schon vorstellen, daß es die Absicht der Natur sein könnte, uns einmal hellsinnig werden zu lassen, aber selbstverständlich erst dann, wenn wir vollsinnig geworden sind, d. h. im Gebrauch aller unserer Sinne soweit gekommen sind, daß wir über ihren Gebrauch hinauswachsen müssen. Alles andere ist ungesunde Frühreife.“

Wenn wir also vollsinnig geworden, auch im Sinne des Edelmenschen, dann ist die Zeit des „Uebersinnlichen“ gekommen.

Ueber den „Uebersinnlichen“ und „Edelmensch“ hätten sich also diese das Edelste erstrebenden Geister die Hände reichen dürfen, und Karl May hätte wohl auch manchmal dem einsamen Höhenmenschen sorglich eine Stätte des Ausruhens und Kräftesammelns bereiten können im Kinderland, in seiner Märchenwelt, in seinem frisch-fröhlichen Wandern. Vielleicht wäre dann ein Nietzsche nicht am Wege geblieben, vielleicht hätte er ein Ziel erreicht, von dem aus er uns hätte noch mehr Licht spenden können.

Da ist aber nicht nur ein Friedrich Nietzsche allein, der seinen Bogen bis zum Zerreißen spannte, damit seine Pfeile der Sehnsucht das andere Ufer drüben über dem Meer der Ewigkeit erreichen sollten – noch viele, viele wandeln rastlos suchend und fordernd den steilen Weg der Erkenntnis.

Gerade unsere Besten unter den Philosophen, Künstlern, Gelehrten und Forschern, denen ihre Erdenpilgerfahrt eine Sendung, eine heilige Berufung ist, vergessen so leicht jede Schonung für sich. Ihr Geist **[382]** will nicht schritt halten mit der Gangart des Lebens, will vorausfliegen, doch da rächt sich fast immer die Natur des Körpers.

Möchten doch auch sie, wenn Uebermüdung ihr Recht fordert, in dem gleich einem kühlenden Quell sprudelnden Geisteswesen Karl Mays Erholung suchen, sich seiner Führung anvertrauen, bis ihre neugestärkte Schaffenslust weiter wirken kann, ohne daß sie an Leib und Seele Schaden nehmen.

Jene aber, deren Seelenleben zu erschlaffen, stumpf zu werden droht in der eintönigen Treitmühle des Alltags, sei es in Amtsstube oder Werkstätte, die haben erst recht Veranlassung, gerade die spannendsten Reiseerzählungen Mays als Aufmunterung der schlummernden Phantasie sich als ihr eigener Seelenarzt zu verschreiben; denn nicht müde machen sie den von der Tagarbeit Ermüdeten, weil May zugleich es meisterhaft versteht, auch ein ausgezeichneter, alle Ermüdung fernhaltender Führer zu sein in seinen leichtflüssig geschilderten Erlebnissen.

Zeit heilt Wunden – auch jene, die Enttäuschung, ein schwerer Verlust, eine vernichtete Hoffnung, irgend ein Seelenleid geschlagen haben. Ist es aber nicht glücklicher, der Zeit zu Hilfe zu kommen mit dem Willen zu überwinden, was überwunden werden muß?

Es ist, als leuchte es wie mit Herzblut geschrieben über den Schriften Mays: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken!“ [Mt 11,28]

Flüchtet zu ihm, zu seinen Werken mit eurem Seelenleid, euch vor allem gilt der Ruf!

**[383]** Und allen, die ihn gefunden haben, vermag er einen Sonnenstrahl zu senden von seinem Platz an der Sonne aus, den er kämpfend und siegend erreicht hat im Leidensschritt.

## Der Büßer

Von Otto Eicke

Die Lösung des May-Rätsels scheint nicht allzu schwierig, wenn man nur Vorurteilslosigkeit genug besitzt, sich aufzeigen zu lassen, daß die „zwei Seelen“ im Menschen Karl May nichts anderes sind als verschiedenartige Aeüßerungen einer einheitlichen Grundlage der ganzen Wesensart. Karl May war – wie viele andere vor ihm und nach ihm auch – ein Mensch mit überwuchernder Phantasie, der sich Wirklichkeit und Traumwelt in ihren Grenzen verwischten. Solche Veranlagung läßt aus dem einen Menschen einen Verbrecher werden, einen Hochstapler, wenn nämlich äußere Einflüsse wie Umwelt, Erziehung, Lektüre usw. in der Jugend in diesem Sinne wirken, und läßt diesen Menschen auch als Verbrecher enden, wenn sein seelischer Kern faul ist, so daß nie in ihm die Erkenntnis des Unrechts reift und die Sehnsucht erwacht, aus dem Sumpf herauszukommen. Viel kann dazu auch die Handhabung des Strafvollzugs und das Verhalten der bürgerlichen Gesellschaft gegenüber dem entlassenen Sträfling beitragen. Sie können beide in ihm eine Verbitterung und eine Mischung aus Haß und Trotz gegen alles bürgerlich Wohlanständige wecken. Dem **[385]** ändern aber ward das gleiche Danaergeschenk, die überwuchernde Phantasie, in die Wiege gelegt. Umwelt und Erziehung beeinflussen ihn günstiger. Es fehlt die erbliche Belastung. Er wird in geordnete Verhältnisse hineingeboren, erhält Eindrücke, die seine Phantasie auf rein idealistische Ziele zur Betätigung ablenken. Er wird ein Dichter. Das soll nun nicht etwa heißen, daß jeder Verbrecher nur ein Opfer der Verhältnisse ist und sonst ein Dichter aus ihm geworden wäre. So könnte nur Böswilligkeit meine Worte deuten.

Der größte Teil aller Verbrechen geschieht um äußerer Vorteile willen, die der Verbrecher um jeden Preis, das heißt hemmungslos, anstrebt, wobei er nach Gut und Böse nicht fragt, nicht weil er ein Phantast, sondern sittlich minderwertig, verwahrlost ist. Andere wieder vergehen sich sogar aus Lust am Bösen. Endlich aber trägt auch der Grad von Selbstzucht, über den ein Mensch verfügt, viel dazu bei, ob sich die phantastische Veranlagung im guten oder im bösen Sinne äußert. Ich wollte nur sagen: bei Karl May tritt das Ungewöhnliche in Erscheinung, daß seine überwuchernde Phantasie sich in doppelter Gestalt äußerte: erst zerstörend, dann schöpferisch. Sie war in ihm wie der Dampf im Kessel, der drängt und drückt und nach einem Ausweg sucht und schließlich die Verschalung da sprengt, wo sie brüchig ist. Die brüchigen Stellen hatten die äußeren Einflüsse in der Jugend geschaffen. Die Folge war, daß May, der gegen die Gesetze der bürgerlichen Ordnung sich vergangen hatte, nach diesen Gesetzen bestraft wurde. Das war recht und billig. **[386]** Er selber hat das anerkannt, hat nie aufgebeht gegen diese Gesetze oder ihre Vollstrecker. Soweit die Tatsachen festzustellen, haben die Gegner Karl Mays ein Recht. Mehr aber nicht! Das kann man nicht von ihnen verlangen, daß sie mit liebevollem Verständnis einzudringen versuchen in die Seele des Gestrachelten. Sie wissen nichts von Liebe. Der Haß verblendet sie, so daß sie nicht einmal sachlich zu sein vermögen. Aber das könnte man von ihnen verlangen, daß sie nun auch ein anerkennendes Wort dafür finden, daß May sich aus der Tiefe wieder zur Höhe emporgearbeitet hat. Sie bringen das Wort nicht über die Lippen und suchen sich und ihren Standpunkt den strengen Tatsachen gegenüber damit zu rechtfertigen, daß sie Karl Mays sittliche Wiedergeburt Heuchelei, sein Christentum oberflächlich und Maske schelten<sup>65</sup>.

Dabei ist das betonte Christentum ein unentbehrlicher Bestandteil Karl Mayscher Eigenart, wie sie sich in den gegebenen Verhältnissen entwickeln mußte. Der entlassene Sträfling, der reuige Sünder **[387]** findet unter seinen Menschenbrüdern kaum Verzeihung. Das Geschlecht der Pharisäer ist älter als das Neue Testament, das von ihnen erzählt, und wird nicht aussterben, solange Menschen leben. Im Bannkreis des Erlösers aber gelten andere Gesetze. Da gilt makellose Gerechtigkeit nicht einmal soviel wie reuige Umkehr. Das war die rechte Zufluchtsstätte für den verlorenen Sohn, als der Karl May hier erscheint. Der Katechet [Johannes] Kochta mag in der Strafanstalt diesen Samen in seine Seele gestreut haben. Fester als Karl May

<sup>65</sup> Dieser Abschnitt ist durch das Fortschreiten der sachlichen Beurteilung des toten Dichters einigermaßen überholt. Eickes Darstellung stammt nämlich schon aus dem Jahr 1921, also auf einer Zeit, in der die Aufklärungsarbeit unsrer Karl-May-Jahrbücher noch nicht die Wurzeln geschlagen hatte wie heute. Der gewaltige Stoffandrang, der uns heuer zu einer Umfangserweiterung des Jahrbuchs zwang, bringt es mit sich, daß wir häufig den Abdruck von Aufsätzen auf lange Sicht zurückstellen müssen.

Im übrigen bildet Eickes Abhandlung eine wertvolle Ergänzung zu Wulfens, Barthel-Winklers und Altendorffs diesjährigen Ausführungen.  
Die Herausgeber.



wird kaum einer an der Lehre Christi gehangen haben; denn allein das Heilandswort war dem einst Verirrten Trost, erschloß ihm eine Welt, in der er endlich wieder erhobenen Hauptes einhergehen konnte, entsühnt, völlig befreit von dem Makel der Minderwertigkeit. Dieser Vorgang ist so natürlich, so selbstverständlich, daß man es nicht begreift, wie „gelehrte“ Männer es angeblich unvereinbar finden, Karl May erst unter den Sündern, dann andächtig lauschend zu Füßen Christi zu sehen.

Karl May offenbart sich ja überall selbst als reuiger Sünder. Das Wort: „Ich habe gefehlt und gebüßt“, ist in allen Wandlungen immer wieder bei ihm zu finden. Nun hat man ihm den Vorwurf gemacht, seine große Lebensbeichte (Band „Ich“: Mein Leben und Streben) sei eben keine Beichte, sondern eher ein Verschleierungs-, mindestens aber ein Beschönigungsversuch. Das ist insofern richtig, als diese Schrift allerdings kein männliches Bekenntnis klipp und klar enthält: So und so war es! Aber kann man Karl May daraus einen Vorwurf machen, **[388]** daß er – wie Dr. Strobl sagt<sup>66</sup> – nicht den Mut (oder die Schamlosigkeit?) zu solcher Beichte besaß? Jedenfalls entsprach sie ganz seiner Art. May war keine knorrige Natur, kein wuchtiger Tatsachenmensch, sondern ein weicher Träumer. An ehrlichem Bekennerwillen fehlte es ihm nicht. Davon legen seine Reiseerzählungen Zeugnis ab. Dort konnte er sein persönliches „Ich“, das der Unbefangene nur im Strahlenkleid der Verherrlichung sehen will (siehe Old Shatterhand und Kara Ben Nemsí) auch wieder in das Büßergewand kleiden und konnte beichten – nicht, was er gesündigt, aber daß er gesündigt hatte – und konnte sich Trost und Stärkung holen, indem er sich selbst in der erdichteten Gestalt die Seligkeit des Bereuenden auskosten ließ, dem verziehen wird. So spricht Karl May aus dem Viejo Desierto („In den Kordillern“) und aus Klekih-petra, dem Schulmeister der Apatschen („Winnetou“ Bd. I).

Mit diesen Darlegungen sind einige wesentliche Striche – wenn auch nur skizzenhaft – gezeichnet von dem Bilde der Seele Karl Mays. Ein anderes, was vielfach übersehen wird, ist noch zu ergänzen. Die Leute sehen in Karl May immer den Villenbesitzer von Radebeul, den reichen Mann. Sie vergessen, daß Karl Mays Geschichte die Geschichte eines „Proletarier“-Sohnes ist. Karl Mays Vater war Tagelöhner, er selbst Kegeljunge. Er erzählt, daß er Kartoffelschalen gebettelt hat, aus denen man zu Haus noch Suppe kochte. Wenn er sich später unter die **[389]** „Studierten“ rechnet, so geschieht das auf Grund seines Seminarbesuchs. Dieser vermittelte ihm Bildung und Kenntnisse, konnte aber gewisse Grundzüge des Wesens im Sohn des Tagelöhners nicht auswischen. Sie äußern sich, wenn man so sagen darf, in Mays literarischem Geschmack. Man lese die erzgebirgischen Dorfgeschichten, die Geschichten vom Alten Dessauer. Aus ihnen spricht deutlich der Sohn des Volkes, der Freude hat an derber Situationskomik, an harmlosen Neckereien und gelegentlich auch einmal an einem Kraftmeierstückchen. Diese Art ist auch in den Reiseromanen noch spürbar. Wo sie dann verschwindet – in den symbolischen Schriften des älteren May – fehlt sie dem Leser fast als ein unentbehrlicher Bestandteil Mayscher Art.

Es bleibt, um das Bild Karl Mays, seiner inneren Entwicklung, zu vervollständigen, nur noch ein Wort darüber zu sagen, wie May im Alter zum Symbolismus, fast könnte man sagen zur Mystik kam. Soweit hier nicht Einflüsse anderer Personen gewirkt haben, die ständig mit May verkehrten, wurzelt diese Entwicklung in zwei Ursachen. Zuerst hatte man ihm sein „Ich“ erschlagen oder besser aus der Tatsachenwelt verscheucht. Die Schnüffler in seinem Leben, die den angeblichen Vollblutindianer J. Ojjatheko Brant-Sero gegen ihn auftreten ließen, hatten glücklich herausbekommen, daß die Gleichung: „Old Shatterhand = Karl May = Kara Ben Nemsí“ nicht stimmte. Sie schlugen Lärm und May war töricht genug, sie nicht gründlich auszulachen. Er wagte es nicht mehr recht, als der unbesiegbare Held durch die Savanne oder die Sahara **[390]** zu streifen. Er flüchtete nach Sitara, ins Land der Sternenblumen. Das heißt, er verschanzte sich hinter die Symbolik. Daß er diesen Ausweg fand, liegt wieder in seiner phantastischen Art begründet. Und wir sehen nun den Mann, der seine überwuchernde Phantasie in der Jugend auf Abwege führte, den sie dann fabulieren ließ von bunten Abenteuern mit Winnetou und Hadschi Halef Omar bei den Roten, den Beduinen, den Kurden, den Skipetaren, diesen Mann sehen wir im Alter, von der Hand derselben Göttin Phantasie geleitet, eingehen ins Land des Unwirklichen. Sie spiegelt ihm das große Weltgeschehen im kleineren Kreis, zeigt ihm „traumhaft“ zukünftige Menschheitsschicksale und läßt ihn im Anblick dieser Gesichte mahnen und predigen, wobei aus seinem Munde die Worte der christlichen Evangelien klingen, in deren Schutzbereich der verstoßene Weltflüchtling einst seine Heimstatt des Seelenfriedens gefunden hatte.

---

<sup>66</sup> Karl Hans Strobl, „Scham und Maske“ (Jahrbuch 1921).

## Andacht

Von Pastor Selmk e

Gott ist, Gott lebt, Gott regiert: das ist für Karl May das Allergewisseste. Das sind für ihn keine Menschen im Vollsinn des Wortes, die das Dasein Gottes leugnen. Die unterdrücken den Gottesfunken in sich, sind eigentlich krank und alles Mitleides wert. Nirgends beweist Karl May das Dasein Gottes. Wozu? Er ist ja da. Schau nur um dich, über dich, in dich. Ueberall begegnest du Gott und seinem Walten. Der Grashalm erzählt von seiner Güte. Das Sandkorn der Wüste läßt seine Majestät und Macht ahnen. Wer kann die Bahn der Gestirne sehen, ohne sich in tiefster Ehrfurcht vor der höchsten Weisheit zu beugen? Und in dir selbst ist die Stimme Gottes. Da mahnt er dich durch einen guten Engel, den rechten Weg zu gehen, das Richtige zu tun.

Voll Güte ist dieser Gott. Er will den Menschen nur Gutes tun. Er hat mit ihnen unendliche Geduld, sie wieder vom bösen Wege abzuziehen. Noch in letzter Stunde streckt er seine erbarmende Hand aus. Und geht der Mensch ins Verderben, so ist es seine eigene Schuld. Gottes Gerechtigkeit verzeichnet jedes Wort und jede Tat des Menschen. Und im rechten Augenblick stellt sich schon Lohn oder Strafe ein. So ist alles im Leben: Gottes Schickung.

**[392]** Sein Wille ist, daß, wie er die Menschen liebt, sie sich auch untereinander lieben sollen. Alle Menschen sind ja Gottes Kinder. Da gilt es, die Eigenart des andern zu achten und zu schätzen. Da gilt es, selbstlos zu sein, den Feinden sogar mit Drangabe seines Lebens Gutes zu tun, Frieden zu verkünden und selbst friedfertig zu sein. Liebe und Güte soll die Triebfeder des Menschen bei all seinem Tun sein. Allerdings darf das keine schwächliche Liebe sein, soweit sie sich auch herablassen kann und muß. Die Liebe soll und muß vielmehr auch hart sein, um den andern vom bösen Weg zu retten und auf den guten Weg zu bringen. Darum ist es die größte Sünde, so einer gegen die Güte fehlt und handelt. Und diese Liebe muß ganze Tat sein, nicht Worte allein, sondern Handlung. Durch sein Beispiel muß der Mensch den andern zu überwinden suchen. Ein Predigen nicht mit Worten allein, sondern mit Taten, mit der ganzen Lebenshaltung, das allein wird im tiefsten Innern überwinden und so zum Christentum führen, die Kirche Christi auf Erden herstellen. Doch damit der Mensch das kann, muß er zum Edelmenschen heranreifen. Daran muß der Mensch mit allem Ernst arbeiten, daß er das Niedrige, das Tierische in sich überwindet. Das geht nur auf dem Wege zu Gott. Das geschieht nur durch das Läuterungsfeuer der Leiden. Aber je edler der Mensch wird, desto unerbittlicher wird er gegen alles Schädliche und Gemeine in sich und um sich.

Und wie Liebe das Leben des ganzen Menschen begleiten soll, wie er nur durch Liebe zum Edelmenschen heranreift, so gibt auch die Liebe allein den Ausschlag, **[393]** ob einer ins Paradies kommt oder nicht. Wer gegen die Liebe gefehlt, und sei sein Erdenwandel noch so rechtschaffen, kann nach Mays Anschauung vor Gottes Augen nicht bestehen. Dieses Leben ist ja nur Vorbereitungsstätte für ein ewiges Leben. Es gibt eigentlich keinen Tod. Denn wir befinden uns im Leben, das uns gerade dann am allerfestesten hält, wenn es das, was an uns zerstörbar ist, fallen läßt: den Leib. Der Tod ist nur ein Bote Gottes, der zu uns kommt, um uns zu lichten Höhen emporzuführen. Eigentlich leben wir schon hier auf Erden in der Ewigkeit. Sie beginnt für uns nicht erst nach dem Tode. Darum heißt es, nicht an die Ewigkeit zu denken, sondern auch für sie zu leben. Der Tod ist so nur eine Seinsumgestaltung. Hier gilt eines Denkers Wort: „Wie wir uns im Diesseits betten, also liegen wir im Jenseits.“

In die Ewigkeit gelangt der Mensch nur als ein Gottverbundener. Er bleibt im Verkehr mit diesem Gott durchs Gebet. Ein rechter Mensch ist ein Beter. Ja, das ganze Leben soll ein Gebet zum Himmel sein. Durch alle Schriften Mays zieht sich die ernste Mahnung: Jeder Gedanke, jedes Wort, jede Tag soll ein Gebet sein, das auf der köstlichen Schale des Glaubens zu Gott emporgetragen wird, bis wir selbst zu Gott in die Ewigkeit eingehen dürfen.

[(394)]

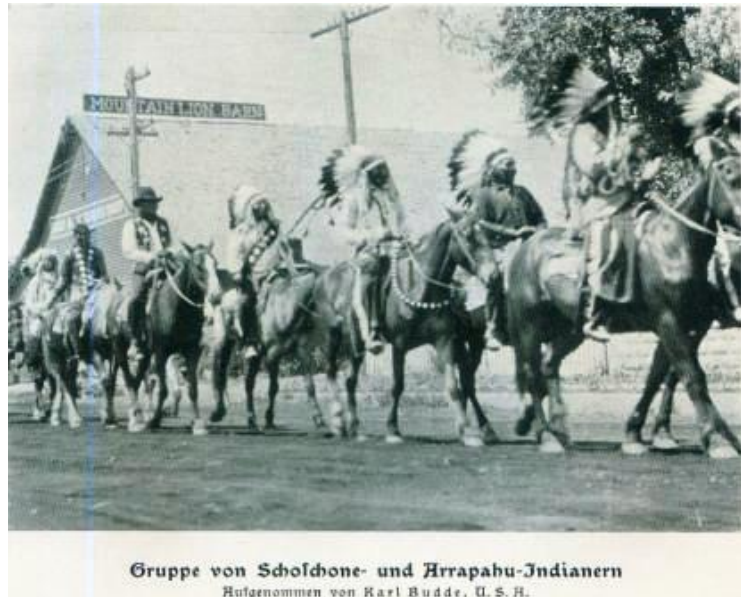
## Im Schutzgebiet der Schoschone-Indianer

Von Karl B u d d e , U.S.A.<sup>67</sup>

Ich befand mich seit einigen Tagen inmitten der „Reservation“ der Schoschone-Indianer, an der östlichen Seite der Wind River-Bergkette und hatte den South Paß weit hinter mir. Außer diesem Paß gibt es hier in den Bergen noch einen andern; es ist der Union Paß am nördlichsten Ende der Bergkette. Zwischen beiden liegt wohl der wildeste Teil des nordamerikanischen Felsengebirgs, eben die Wind River Range<sup>68</sup>. Befindet sich jemand östlich oder westlich von ihr und will an die andre Seite hinüber, so muß er sie über einen der genannten Pässe umgehen; denn über die Bergkette führt kein eigentlicher Weg.

Jedoch für den Indianer waren Wälder nie zu dicht und Schluchten nie zu wild gewesen, als daß er **[395]** es nicht hätte ermöglichen können, seine Schleichwege hindurchzulegen. Und so war von ihm auch hier ein schmaler Pfad gebahnt worden, der über die Bergkette führte und der heute noch besteht: er heißt Shoshone Indian Trail. –

Ich strebte einem Indianerdorf zu, das wie die Berge hier „Wind River“ genannt wird. Irgendwo von dort aus, so hatte ich in Erfahrung gebracht, sollte jener Pfad in die Berge führen, und es war bei mir beschlossene Sache, ihn aufzufinden und ihm zu folgen, ein Unternehmen, das ich mir als höchst fesselnd vorstellte. Die Gegend, durch die ich jetzt kam, bestand aus Weideland, auf dem aber auch *sage brush* wuchs. Von den Bergen herunter kommen viele wasserreiche Bäche, die diese Reservation in östlicher Richtung durchfließen, um den Wind River, der auf dem erwähnten Union Paß entspringt und am Fuß der gleichnamigen Bergkette entlang läuft, zu erreichen.



Ich marschierte hier auf einem neu angelegten Weg, der, wie ich in einem kleinen, außerhalb der Reservation liegenden Ort gehört hatte, von der Regierung der Vereinigten Staaten gebaut worden war, und nicht etwa vom Staat Wyoming, da alles Eigentum der Indianer unmittelbar der Regierung in Washington unterstellt ist. Die Beamten, die an der Herstellung des Wegs beschäftigt gewesen waren, hatten dabei eine nicht ganz humorlose Erfahrung machen müssen. Von „oben herab“ war nämlich der Befehl gekommen, als Arbeiter nicht Weiße, sondern nur Indianer zu verwenden, damit diese, von denen manche in Armut leben, sich etwas Geld verdienen **[396]** könnten. Gesagt – getan. Eine entsprechende Bekanntmachung wurde in der Reservation erlassen, und eine ganze Reihe der roten Gentlemen stellte sich daraufhin als Arbeitslustige ein. Sie waren aber nur zwei oder drei Tage im Dienst gewesen, als dieser und jener sich bereits ruhebedürftig fühlte, die Arbeit an den Haken hängte und das „schon verdiente“ Geld irgendwie „unter die Leute brachte“. Am nächsten Tag wuchs die Zahl solcher Ruhebedürftigen in erschreckender Weise an, so daß die weißen Aufseher, die bis dahin einen *red man* vielleicht noch nicht recht kennen gelernt hatten, bereits lange Gesichter schnitten. Immerhin kamen jedoch einige wieder zurück, um es mit den sonderbaren Dingen des weißen Mannes, als da sind Schaufel, Hacke usw., abermals zu versuchen.

Bald darauf stellten sich weitere Arbeitswillige wieder ein, wohingegen sich wiederum andre „Ruhebedürftige“ in das „süße Nichtstun“ zurückzogen. Kurz, es wurde ein Ein und Aus wie in einem

<sup>67</sup> Vgl. Jahrbuch 1923, S. 367, Jahrbuch 1924, S. 303 und Jahrbuch 1925, S. 128. Der Verfasser, aus dessen Feder wir noch viel Stoff für unsre Jahrbücher besitzen, wünscht festzustellen, daß die Handlungszeit seiner Schilderungen und die Zeit seiner Bildaufnahmen teilweise durch Jahre voreinander getrennt liegen.

<sup>68</sup> Range = Bergkette.

Die Herausgeber.

Taubenschlag. Der Lohnbuchhalter mußte sich infolge dieser Arbeitsweise des *red man* nahezu die Finger wundschreiben, und die Aufseher konnten auch nicht zu ihrer sonst so gewohnten Beschaulichkeit kommen, weil sie jeder Rothaut so und so oft von neuem wieder zeigen mußten, wie die Arbeitsgeräte richtig zu handhaben waren. Als die Beamten schließlich fürchteten, daß der Weg unter solchen Umständen schwerlich bis zum jüngsten Tag fertiggestellt werden würde, schickten sie die roten Herrschaften vom sonst so ruhmreichen Stamm der Schoschonen samt und sonders wieder nach ihren heimischen Wigwams, [397] worauf die freigewordenen Stellen von „blassen“ Arbeitern angenommen wurden.

Dieser so berühmt gewordene Weg führte mich jetzt auf ein hohes Steingebäude zu; es war die Indianerschule dieser Reservation. Als ich dort vorbeikam, sah ich die roten Buben und Mädels auf dem Hof „Haschen“ spielen. Indianer zu Fuß, zu Pferd und auch in Wagen begegneten mir hier fortwährend. Doch boten sie für mich nichts Neues, da ich in andern Staaten schon zahlreiche Angehörige verschiedener Stämme gesehen hatte, wenngleich noch keine Schoschonen oder „Schlangen“, wie diese Indianer auch sonst genannt werden. Heutzutage darf jeder Weiße Reservationsen betreten, aber es ist streng verboten, mit Indianern zu deren Schaden „anzubändeln“. Besonders schwere Strafen treffen denjenigen, der dem Roten Mann auf irgend eine Weise Whisky zukommen läßt. Welch gefährliche Wirkungen das „Feuerwasser“ auf diese Naturmenschen ausübt, lassen wohl nachstehende Zeitungsberichte am besten erkennen. Es handelt sich da um ein Ereignis, das sich hier erst vor wenigen Wochen, ehe ich hier durchkam, abgespielt hatte:

1. Der Leichnam der „Kleinen Ameise“ vom Stamme der Schoschone-Indianer, die vom „Schwarzen Wolf“ in einem Kampf, als beide betrunken waren, erschossen wurde, ist vergangene Woche im Fluß aufgefunden worden. Der Körper war etwa zwei Meilen flußabwärts getrieben worden und hatte sich in einem Knäuel Weiden am Ufer festgeklemmt.

[398] 2. „Schwarzer Wolf“, der Arapahu-Indianer, der im betrunkenen Zustand seinen besten Freund erschoss und, nachdem er genügend nüchtern wurde und erkannte, was er getan hatte, sich in selbstmörderischer Weise schwer verletzte, ist jetzt in der Schoschone-Indianer-Reservation gestorben. Als er den Tod kommen fühlte, drückte er noch seine Genugtuung aus, daß er sterben müsse. –

Das Dorf „Wind River“ liegt hart am Fuß hoher Berge, die der eigentlichen Bergkette vorgelagert sind, so daß diese selber, weil sie noch weiter zurückliegt, nicht sichtbar ist. Die Wohnungen der Indianer bestanden teils aus Blockhütten, teils aus Zelten, wie sie von Weißen gebraucht wurden, und teils noch aus den rückständigen Wigwams. Diese Wohnstätten lagen verstreut umher, da sich die Familien möglichst getrennt voneinander in der Nähe von Bäumen oder Büschen niedergelassen hatten. Wie die Weißen eingepfercht in Großstädten zu wohnen, kann einem Indianer, für den Wald und Prärie ein Lebensbedürfnis ist, nicht behagen.

Ich trat in einen *store* (Kaufladen) und kaufte mir Vorräte, die ich in meinem Rucksack unterbrachte. Dann fragte ich den Verkäufer, der ein älterer Mann und – natürlich – ein Weißer war, nach dem Indianer-Bergpfad. „Wer ihn nicht ganz genau kennt, geht auf ihm verloren. Auch ist er nur gegen Ende des Sommers, wenn der meiste Schnee geschmolzen ist, gangbar. Ihr müßt über den South Paß gehen, falls Ihr an die andre Seite der Berge wollt.“ Mit diesem Bescheid wollte mich der Alte [399] abfertigen. Aber ich sagte ihm nun, daß ich vom South Paß nichts wissen wolle, sondern durchaus von hier aus die Berge auf dem *Shoshone trail* übersteigen wolle. Er wurde nun beinahe grob, sprach von „Selbstmord begehen“, daß schon andre auf Nimmerwiedersehen in die Berge gegangen wären, und wollte darauf gar nichts mehr sagen. Ich erwiderte ihm daher, daß es meine alleinige Schuld wäre, wenn ich in den Bergen umkäme, und wenn er mir nunmehr keine Beschreibung des Pfads geben wolle, so würde ich ohne eine solche losgehen



Gruppe von Schoschone- und Arapahu-Indianern  
Aufgenommen von Karl Bodde, U.S.A.

und gleich von hier aus meinen Weg quer durch Dick und Dünn nehmen. Er sah jetzt ein, daß gegen meinen Dickkopf nicht anzukommen war; so trat er mit mir hinaus, um, wie ich dachte, mich auf den Pfad zu weisen. Aber er zeigte statt dessen auf eine nahe Hütte und sagte: „Ich selber bin noch nie auf dem *trail* gewesen, aber dort drüben wohnt ein Mexikaner, der ihn und die Berge genau kennt. Er wird Euch denselben Rat geben, den ich Euch gab.“ Damit ließ er mich stehen.

Mir blieb jetzt nichts andres übrig, als nach der Hütte zu wandern, in der ich den Mexikaner auch antraf. Meinen spanischen Gruß „*Muy buenos días, Señor,*“ gab er englisch zurück. Auch zwei ihm dann gestellte spanische Fragen beantwortete er auf englisch. Er schien sich also sonderbarerweise in der Sprache des großen Cervantes nicht unterhalten zu wollen. Die vielen Mexikaner, die in den Vereinigten Staaten wohnen, denken sonst anders über diesen Punkt; sie bedienen sich ihrer Muttersprache, wo immer sie halbwegs verstanden werden können.

[400] Wie der Verkäufer, so riet mir nun auch dieser Mexikaner davon ab, dem Pfad zu folgen, und brachte ebenfalls den South Paß in Vorschlag. Trotzdem der Mensch ein erträgliches Englisch sprach, konnte ich doch seine weiteren Aeußerungen kaum verstehen, obgleich ich jedes seiner Worte deutlich erfaßte. Er quatschte nämlich fürchterlich und vermochte in seine Ausdrucksweise keinen rechten Sinn zu legen. Soviel verstand ich von ihm immerhin, daß der Indianertrail unmittelbar von hier aus überhaupt nicht in die Berge führe, und daß es schwer anzugeben sei, wo und ob ich dort auf ihn treffen könne; und daß, falls ich ihn gleich finden sollte, es zum mindesten vier Tage dauern würde, ehe ich die Bergkette überschritten hätte. Als er dann, wie jener Alte im Laden, auch anfang, von Gefahren zu sprechen, und ich einsah, daß mit ihm doch nichts anzufangen war, so dankte ich ihm immerhin für seine mir wertlose Auskunft und ging etwas verdrossen fort.

Ich hatte in einer Talkuhle zu Mittag Lager gemacht und schickte mich an, die *foot hills*<sup>69</sup> zu ersteigen. Während der Rast hatte ich den Plan gefaßt, von hier in möglichst genau westlicher Richtung nach der Bergkette vorzudringen. Dann wollte ich an irgend einem von ihr herabkommenden Gebirgsbach aufwärts klimmen, bis ich hoch oben an der Wasserscheide ankommen würde. Diese mußte ich irgendwo zu übersteigen suchen, und, wenn mir dies gelungen war, dann vielleicht einem jenseitigen Bach abwärts folgen. –

[401] Ich war noch nicht weit von der erwähnten Talkuhle gekommen, als ich eine Wagenfährte erspähte, die nach Westen zu hoch in die Vorberge zu führen schien. Ohne Zweifel war dies ein Holzweg, auf dem ich, wenn ich ihn benutzte, schneller vorwärts kommen konnte. Auf ihn zustrebend, erblickte ich plötzlich seitwärts von meiner Richtung eine einsame Blockhütte, auf die ich zuhielt. Vielleicht wohnte dort jemand, der die Berge gut kannte. Grad war ich im Begriff, den kleinen Hügel, auf dem die Hütte stand, zu ersteigen, als ich schnellen Hufschlag hinter mir hörte. Ich erblickte einen berittenen Indianer, der mich anscheinend einzuholen trachtete. Ich stieg jedoch unbekümmert weiter. Als ich die Höhe erreichte, begrüßte mich Hundegebell, das eine alte Squaw aus der Hütte herauslockte. Sie gebot dem Wauwau Schweigen, entschwand aber mit einem kurzen Blick auf mich wieder in ihrer Behausung. Auch der Reiter war jetzt auf dem Hügel angekommen, und ich wendete mich ihm zu. Da ich wahrscheinlich auf seinem Grund und Boden stand, grüßte ich ihn zuerst, indem ich ihm zunickte, was er in derselben Weise zurückgab.

Er ritt ein gutes Pferd und saß in einem mexikanischen Sattel mit hoher Sitzlehne nach hinten und dem noch höhern Sattelhorn nach vorn, an dem der Lasso hing. Auch die Weißen hier im Westen benützen fast ausschließlich diese Art Sattel, an dem sie ebenfalls den Lasso hängen haben. Den sogenannten englischen Sattel bekommt man im Westen fast gar nicht zu sehen. Die Bekleidung des *red man* war rein indianisch. Das Haar hing ihm aufgelöst lang auf [402] die Schultern herab. Viele Indianer tragen ihr Haar nicht offen; sie flechten es zu zwei Zöpfen, die sie mit schmalen Bändern in ganzer Länge fest umwickeln und so meist



<sup>69</sup> Wörtlich: Fuß-Berge = vorgelagerte Berge.

nach vorn über die Schultern hängen lassen. Nicht wenige haben heutzutage auch Hüte, die zugespitzt und breitrandig sind und für Rothäute anscheinend besonders angefertigt werden, da sie sonst niemand trägt.

Ein Gewehr führte dieser Indianer nicht mit, doch hatte er eine Holzaxt festgeschnallt am Sattel hängen. Er kam demnach wahrscheinlich von den bewaldeten Bergen herunter. Ich schätzte sein Alter auf etwa fünfzig Jahre. Zunächst sahen wir uns eine Weile gegenseitig stumm an. Gerade wollte ich dieses Schweigen brechen, als er mir mit der in gebrochenem Englisch gestellten Frage „*Where you going?*“ (= „Wohin gehst du?“) zuvorkam. Ich deutete nach den Bergen hinüber mit der Bemerkung, daß ich sie übersteigen wolle. Darauf sah er mich wieder einige Zeit stillschweigend an und fragte dann ganz unvermittelt: „Pferde stehlen?“

Ich wollte schon grob werden, beherrschte mich aber doch. Es kommt tatsächlich heute noch zuweilen vor, daß *cowboys* (Viehhirten) den Indianern, die meistens gute Pferde besitzen, bei Nacht oder während eines bösen Schnee- oder Regenwetters Pferde entführen, und diese außerhalb der Reservation gegen klingende Münze wieder umsetzen. Wahrscheinlich sah dieser Indianer nun an dem auf meinem Rucksack geschnallten Oelmantel den daran eigens für den Sattel bestimmten Ausschnitt. Diese wasserdichte Mantelart wird von Reitern hierzulande viel gebraucht. [403] Da der guten Rothaut außerdem mein Hiersein eigentümlich vorkommen mußte, und sie auch sicherlich meine Angabe, daß ich die Bergkette übersteigen wollte, für eine freche Lüge hielt, so hatte sie mich sofort als einen Pferdedieb in Verdacht. Ich gab nun dem mißtrauisch gewordenen Indianer ruhig zu verstehen, daß ich tatsächlich beabsichtige, die Bergkette zu übersteigen, und er darum mich hier zu Fuß sähe. Er sah mich darauf abermals eine Weile an und fragte dann, ob ich nach hier zurückkommen würde. Ich antwortete ihm nur mit den beiden Worten „*later on*“ (= „später“). Er wollte dies nachsprechen, brachte es aber nicht fertig. Ich wiederholte daher langsam l-a-t-e-r, worauf er wieder mehrmals vergeblich ansetzte, es dann aber schließlich lächelnd aufgab. Bei seinem Alter war anzunehmen, daß er in seiner Jugend sicherlich noch keine Indian School<sup>70</sup> hatte besuchen können, weshalb sein mangelhaftes Englisch wohl zu entschuldigen war.

Ich stellte ihm jetzt eine Frage betreffs des Bergpfads. Leider konnte oder wollte er mich nicht recht verstehen, und ließ als Antwort nur Worte wie Schnee, Berge, Wasser und Wald fallen. Einmal drehte er mir seine linke Hand flach zu und strich dann mit dem Zeigefinger der rechten langsam über die zusammengelegten Finger. Was er damit sagen wollte, vermochte ich nicht zu erraten. Da die Unterhaltung wieder stockte, so drehte ich mich langsam nach den Bergen um und tat



Blick über die Reservation hinweg nach den vorgelagerten Bergen  
Hilgenommen von Karl Budd, U.S.A.

so, als ob ich sie aufmerksam [404] betrachtete. Der Indianer verhielt sich still hinter mir, und als ich mich wieder umwandte, war er abgesprungen und zog sein Pferd nach der Hütte, wo er es absattelte.

Nunmehr ging ich ohne Gruß fort. Vielleicht fühlte er sich beleidigt, daß ich mich als Fremder auf seinem Besitztum herumtrieb. Durch Weideland zu gehen, ist unter Weißen gang und gäbe, aber die Indianer hier mochten in diesem Fall Weißen gegenüber doch anderer Ansicht sein, und man kann es ihnen auch wirklich nicht verargen, wenn sie sich auf dem bißchen Land, das man ihnen bis heute noch gelassen hat, als Herren fühlen wollen.

Als ich die Hütte hinter mir hatte, stieg ich einen steilen Berg hinan, auf den von seitwärts kommend der erwähnte Holzweg hinaufführte. Da die Sonne in ungefähr zwei Stunden schon untergehen mußte, so schlug ich trotz der Steilheit des Berges einen schnellen Schritt an, dabei aber langsam und tief atmend, so daß mir die „Puste“ nicht verloren ging. Ich wollte vor Dunkelwerden auf alle Fälle noch den höher liegenden Wald erreichen, um mir dort einen Lagerplatz aufzusuchen. Je höher ich den Berg hinaufkletterte, desto weiter konnte ich nach Osten sehen. Das Flußtal des Wind River lag nun schon tief unter mir, und die Blockhütten

<sup>70</sup> Von der Regierung unterhaltene Schule für Indianer.

und Zelte der Indianer waren bis ins kleinste erkennbar, weil die scheidende Sonne dort unten alles grell beleuchtete. Hier oben schien sie nicht mehr. Sie war schon hinter den im Westen liegenden hohen Bergen verschwunden. Es wurde merklich kühler.

Gerade wollte ich um eine Bergecke biegen, als ich **[405]** schräg abwärts unter mir, am Fuß einer alleinstehenden Tannengruppe, ein indianisches – – Liebespäarchen sitzen sah. Sie waren beide noch blutjung und hielten ihre Arme zärtlich ineinander gehakt, dabei traumverloren unten auf das von der Abendsonne goldig beschienene Indianerdorf hinabschauend. Langfellows Hiawatha und Minnehaha, dachte ich unwillkürlich, zog mich aber sogleich wie beschämt zurück, denn ich wollte nicht als Lauscher ertappt werden.

Ich war nun gezwungen, einen steileren Aufstieg zu nehmen, und kam schließlich auf dem *foot hill* an. Von der Bergkette war aber immer noch nichts zu sehen, da es nach dorthin noch mehr Vorberge gab.

Der Holzweg, den ich jetzt erreichte und verfolgte, führte mich sogleich in den herrlichsten Tannenwald. Es ging ohne weitere Steigung an der Lehne eines Tals entlang. In diesem sah ich jetzt auf der baumfreien Sohle mehrere Dutzend Pferde weiden, die bei meinem plötzlichen Erscheinen sämtlich die Köpfe hochwarfen. Fohlen waren auch unter ihnen. Die schmiegten sich sogleich ängstlich an die Alten an. Alle schauten mich zunächst – die Ohrmuscheln nach vorn geworfen – gespannt an, bis ein prächtig gebauter Hengst ein lautes Wiehern ausstieß, indem er gleichzeitig seinen schöngeformten Kopf wild hin- und herwarf, so daß ihm die Mähne wirr um den Hals flog. Der Schlingel gebärdete sich wie toll, stieg vorn und hinten hoch und „keilte“ dabei nach allen Seiten aus. Dies schien die übrigen Tiere gewissermaßen aus der Spannung zu reißen, denn nun kam auch bei ihnen „Leben in die Bude“, und plötzlich, **[406]** wie auf einen Befehl, machte das Rudel „ganze Schwadron kehrt“ und fegte dann wie ein Sturmwind über die Talsohle hinweg, um gleich danach in einem Seitental zu verschwinden.

Es waren wilde Pferde, d. h., einen Eigentümer hatten sie doch, und sicherlich einen indianischen; nur waren sie im Freien geboren und aufgewachsen. Da die nicht eingezäunten Weiden hier im Westen sehr groß sind, so kann man sich denken, daß die sich selbst überlassenen Pferde an Wildheit den heute nahezu ausgestorbenen Mustangs nicht viel nachstehen.

Der Holzweg lenkte bald aus dem Tal heraus und strebte in südwestlicher Richtung einer Schlucht zu. Nicht lange, so vernahm ich ein dumpfes Rauschen, das aus der Schlucht heraufkam, an deren oberem Rand der Weg jetzt entlang lief. Dort tief, tief unten zwängte sich ein Gebirgsbach zwischen steilen Felswänden einen Ausweg aus den Bergen. Fast ebenso hoch, wie ich jetzt gestiegen war, lag dieser Bach tief, so daß er beim Austritt aus den Vorbergen – diese Stelle gleicht einem riesigen Tor – nicht mehr viel Gefälle hatte. Eine solche tief eingeschnittene Schlucht nennt der Amerikaner *canyon*, das spanische *cañon*. Der Blick, den man von hier oben aus hinunter in die tiefe Schlucht hat, ähnelt wohl etwas dem von der Roßtrappe ins Bodetal. Jedoch vom Bach selber war nur ein kurzes Stück sichtbar und zwar gerade hier, wo die Schlucht einen kleinen Bogen nach meinem Standort zu machte, so daß ich nach dort hinab bis auf die Tiefe schauen konnte. Der Holzweg führte jetzt die Schlucht an ihrem diesseitigen Rand aufwärts, aber ohne merkliche Steigung. Ich **[407]** schritt so rasch wie möglich aus, denn ich wollte ja vor völligem Dunkelwerden irgendwo noch einen passenden Lagerplatz finden. An der Seite des Wegs hatte ich schon vorhin öfters an Büschen kleine Bänder und kurze Fäden hängen sehen; sie waren absichtlich angebunden worden. Jetzt erblickte ich hier häufig geknickte Zweige, die in der Richtung wegaufwärts gebrochen waren. Diese Zeichen sollten ohne Zweifel als Wegweiser dienen und rührten wahrscheinlich von Indianern her. Der Weg wurde von ihnen benutzt, um Brennholz hinunter nach ihren Wohnstätten zu schaffen.

Es wurde jetzt schnell dunkel, aber ich konnte noch erspüren, daß der Holzweg etwas weiter oben den Bach kreuzte, und ich beschloß, wegen des Wassers an jener Stelle über Nacht zu bleiben. Als ich oben ankam, trank ich zunächst von dem klaren und eiskalten Wasser, denn ich war durch das viele Steigen und schnelle Gehen durstig geworden. Talabwärts, unweit dieser Stelle, nahm der *cañon*, in dem der Bach verschwand, seinen Anfang. Dieser mußte übrigens in der Schlucht noch irgendwo einen gewaltigen Sturz tun, um bis auf jene Tiefe dort unten am Felsentor gelangen zu können.

Ich watete nunmehr durch den Bach, der hier an der Ueberfahrtstelle nicht tief war. Drüben legte ich meinen Rucksack ab, trat unter die Bäume und schnitt mit meinem Jagdmesser Tannenzweige ab, die mir als Unterlage beim Schlafen dienen sollten. Ich entfernte mich so eine Strecke vom Bach und lenkte um eine dichte Baumgruppe herum, als ich, halb zwischen Tannen versteckt, einen – – Wigwam **[408]** erblickte.

Schnell hinzutretend sah ich aber, daß er unbewohnt war; er bestand aus in zugespitzter Form zusammengestellten Stangen, über die man einfach Tannenzweige gelegt und mit langen Grashalmen festgebunden hatte. Ich kroch durch die dicht am Boden gelassene Oeffnung und machte mit Hilfe eines Streichholzes Licht. Im Innern befand sich ein dünnes Graslager. Sonst fand ich, außer einigen leeren Blechbüchsen, nichts. Rückwärtskriechend schob ich mich wieder hinaus.

Vor dem Wigwam gab es eine Feuerstelle, und gleich daneben lag noch trockenes Holz. Ohne weitere Umstände machte ich sogleich an Ort und Stelle Feuer an, um mir ein Abendessen zu bereiten. Es war dunkel geworden, aber der Mond stand bereits leuchtend am wolkenlosen Himmel, und außerdem hatte ich das klarste Sternenzelt über mir. Da es auch völlig windstill war, konnte ich mich hier oben auf einen starken Nachtfrost gefaßt machen. Uebrigens war es jetzt schon kalt, wenn ich auch am Feuer nicht viel davon spürte.

Als ich das Abendessen mit gewohnter Eßlust verzehrt hatte, machte ich noch einmal einen Rundgang um das Lager. Dabei entdeckte ich beim Mondschein an einem Baum ein – – Hemd. Ich nahm es mit zum Feuer und warf es – nicht etwa in dieses – sondern in den Wigwam hinein. Es war ein dunkelgrünes und noch gut erhaltenes wollenes Oberhemd und konnte mir beim Schlafen als Zudecke dienen. Wahrscheinlich rührte es von einem Indianer her, der es hier am Bach gewaschen und zum Trocknen aufgehängt, aber aus irgend einem Grund vergessen [409] hatte. Ich streckte mich lang am Feuer nieder, den Rucksack unterm Kopf, so daß ich zwischen den Tannenwipfeln hindurch gerade in den Sternenhimmel schaute. Ringsumher herrschte eine feierliche Stille, die nur hin und wieder vom Geheul der Coyoten oder von dem mir so angenehmen tiefen Ruf des Uhus unterbrochen wurde. Nirgends regte sich ein Lüftchen. Es war völlig windstill, und der Rauch des Lagerfeuers stieg daher langsam und kerzengrad in die Höhe. Dieser Abend bot mir einen wahren Genuß. Dicht am Feuer hatte ich eine Blechdose stehen, in der Schokolade brodelte. Der angenehme Geruch durchzog die stille Waldesluft, und ab und zu schlürfte ich mit großem Behagen einige Schlucke des heißen Getränks, was alles mir so – so – gemütlich schien.

Als ich vorhin in der Dämmerung hier ankam, hatte ich noch sehen können, daß der Weg weiter oben an einem Waldrand entlang führte und dann dort anscheinend zu Ende ging. Es war demnach die Gegend, in der die Indianer ihren Holzbedarf holten, worauf ja auch dieser Lagerplatz mit dem Wigwam schließen ließ. Morgen früh hatte ich dann also ohne Weg auszukommen.

Ich erhob mich und ging nach dem nahen Bach. Er bot einen feenhaften Anblick, da sich das Mond- und Sternenlicht in den vielen kleinen Wasserfällen schimmernd widerspiegelte. Vom Ufer nahm ich eine Anzahl Steine auf, die ich nach dem Wigwam hinüberbrachte; ich baute sie unmittelbar am Eingang des Wigwams, in den man nur kriechend gelangen konnte, turmartig auf und ließ oben eine Oeffnung. [410] In diesem Turm machte ich ein zweites Feuer an und legte Stücke von möglichst dicken Baumästen hinein, die im Brennen länger vorhielten. Dann kroch ich auf allen Vieren in den „Indianerpalast“. Drinnen legte ich mich so, daß meine Füße durch die Zeltöffnung hinausragten, und dadurch dicht an die erhitzten Steine zu liegen kamen, die mir so als Wärmflasche dienten. In meine Decke gewickelt und mit dem Oelmantel und dem gefundenen Hemd zugedeckt, warf ich mich in die Arme des Traumgotts, der sich gewiß wunderte, mich heute nacht in einem Wigwam anzutreffen. Und dieser Traumgott, vielleicht war's Karl May selber: – die frohe Erinnerung an ihn und seine unsterblichen Schriften!



[[411]]

## **Zeitenfolge und Wahrheitsgehalt der amerikanischen Erzählungen**

Von Ingenieur Gustav Urban

©

---

71  
72  
73  
74  
75

[[423]]

## Zum Aufbau des Romans „Winnetou“

Von Joseph Höck

©

[(438)]

## Opfer

Von Adalbert Stütz

©

## Von Sam Hawkens zur Modenschau

Von Otto Gottstein

Im Anschluß an meine Aufsätze in den Jahrbüchern 1921 und 1924 möchte ich dem Leser noch erzählen, welche Wege das Pelzfell zu durchwandern hat, bis es an seinem Bestimmungsort anlangt.

Natürlich sind diese recht verschieden, je nach der Pelzart, um die es sich handelt. Da es aber an Raum mangelt, hier die verschiedenen Arten zu schildern, so greife ich die gebräuchlichste heraus und geleite den Leser nach Nordamerika.

Die Zweige der am Ufer des Flusses stehenden schneebedeckten Gebüsche knacken, sie werden beiseitegeschoben und ein graubärtiges, listiges Gesicht erscheint. Es ist unser Freund Sam Hawkens, ein selbständiger Trapper (Fallensteller). Er besichtigt die am Tage vorher gelegten Bisamfallen, die er mit seinem Lockmittel, dem Bibergeil, versehen hat. Schmunzelnd sieht er, daß sich die Eisen um das Bein einer Bisamratte geschlossen haben. Ein Schlag mit dem Gewehrkolben, ein Stoß mit dem Bowiemesser gibt dem noch lebenden Tier den Genickfang.

Dann häutet er geschickt den Balg ab und hängt ihn an seinen Gürtel, um bald darauf die zahlreichen anderen Fallen, die er gelegt hat, zu besichtigen. Gegen Abend sehen wir die kleine Gestalt unsres Freundes [447] durch die Lichtung nach seinem Blockhaus stampfen. Einige seiner Gefährten sind schon zurück, andre kommen später. Nun entfaltet sich ein buntes Treiben. Dick Stone war heute am erfolgreichsten. Er hat gefangen: 2 Skunks, 8 Bisamratten, 2 Biber, 1 Rotfuchs, 2 Nerze, 10 Opossums, 4 Zibetkatzen, 1 Fischotter. Will Parker hat wenig gefangen, aber er hat einen schönen Wolf geschossen. Auch Sam Hawkens' Beute ist diesmal nicht zahlreich, jedoch unter seinen Fellen bemerkt man 6 Nerze, die so dunkelfarbig sind, daß sie allgemeine Bewunderung erregen.

Nach dem gemeinsamen Essen beginnt auf dem vom Schnee gesäuberten Platz vor der Hütte ein emsiges Treiben. Die frische Beute wird von den Männern vorgenommen, die Felle werden umgedreht, so daß das Haar nach innen, die Haut nach außen sieht. Dann werden mit den Bowiemesser die Fleischreste abgeschabt und das so gereinigte Fell auf der Hautseite mit Asche eingerieben. Zuletzt nagelt man die Felle an die Außenseite des Blockhauses an und spannt sie dabei nach Möglichkeit, damit sie an der Luft trocknen.

Nach getaner Arbeit sitzen die Gefährten in der Hütte am Feuer und rauchen ihre Pfeifen. Will, der am Tag vorher aus der Stadt zurückkehrte, hat die neuesten Ereignisse berichtet und liest jetzt eine der vielen Preislisten vor, die die großen Fellaufkäufer und Sammler in hunderttausenden von Stücken versenden und verbreiten lassen, um durch möglichst hohe Preise die Trapper zu locken, gerade ihnen die Felle zu bringen und nicht dem Konkurrenten. (Sie entschädigen sich dann, indem sie dem einliefernden [448] Trapper beim Auslesen der Felle die Güte etwas geringer angeben, als sie wirklich ist, und so die Ware etwas billiger kaufen.)

Hier möchte ich einschalten, daß die großen Fellsammler von Chicago, St. Louis, Detroit, New York jedes Jahr zu Beginn der Fangzeit solche Listen an die Anschriften aller ihnen bekannten Trapper senden und diesen unentgeltlich Postsäcke, Paketkarten, Postgeld usw. mitschicken, um die Einlieferer zur Absendung zu ermutigen und es ihnen so bequem wie möglich zu machen. Am nächsten Tag schon hat der Einlieferer sein Geld für seine Ware, natürlich auf Grund der Bewertung seitens des Käufers. Der muß ihn aber immerhin ziemlich anständig behandeln, da er sonst seine Einlieferer verliert, und diese dann künftig zu einem andern Aufkäufer gehen.

So wird es heute gehandhabt, während früher sich diese Geschäfte nur in den Grenzgebieten abspielten, wohin die Trapper kamen, um ihre Beute abzuliefern.

\* \* \*

Im Lagerhaus der Firma David Summerfield in Chicago herrscht ein reges Treiben. An langen Tischen stehen langjährig geübte Sortierer und sichten die Sendungen, die in Postbeuteln von allen Teilen der Provinz einlaufen. Arbeiter öffnen die Beutel und rufen dem neben dem Sortierer stehenden Clerk den Namen des darauf vermerkten Absenders, nämlich des Aufkäufers, zu. Der Clerk setzt den Namen sofort an den Kopf eines riesigen Durchschreibeblocks. Nach den Angaben des Sortierers füllt er nun die Blockseite

[449] aus. Eben ruft der Arbeiter: „Fred Miller“ und der Sortierer fällt ein, indem er seinen Befund ansagt und die Felle einzeln in Kojenverschlänge an die Wand wirft: 1 Fuchs prima, 2 Skunks langstreifig sekunda, 1 Bisam prima, 4 Bisam sekunda, 2 Bisam tertia. Der Clerk schreibt eifrig diese Ziffern in seine vorgedruckte Blockseite, die am Kopf Fred Millers Namen trägt. Alsdan wirft er die Summe auf Grund der in den ausgesandten Preislisten gedruckten Einkaufspreise aus, rechnet die Beträge auf, versieht das an der Blockseite durchlocht hängende Blankoscheckformular mit dem Namen des Einlieferers und der Summe, und am nächsten Tag hat der Aufkäufer Fred Miller seinen Scheck.

\* \* \*

Mit schwerem Kopf sitzt Herr Adolf Berger aus Leipzig im Auktionssaal der Firma C. M. Lampson & Co. in London. Es ist gerade Bisamauktion und er erhielt vor einer Stunde ein Telegramm seines Leipziger Hauses, daß man dort einem Berliner Warenhaus 2000 Bisamfelle verkauft hat. Sorgenvoll berechnet er, ob sein Geld reichen wird, heut einige Tausend der begehrten Bisamfelle zu kaufen, denn in der Auktion muß er gleich zahlen, während sein Berliner Kunde bei ihm ein längeres Ziel in Anspruch nimmt. Aber das Geld scheint zu reichen, denn in der Bisamauktion kauft er ein „Los“ Bisam aus der guten nördlichen Gegend, die durch ihren dichten Pelz sich besonders gut zur Nachahmung von Sealskin eignen.

\* \* \*

[450] Im Rauchwarenkommisionshaus von Gottstein & Frank zu Leipzig wird emsig sortiert. Ein Berliner Kunde, ein großes Pelzwarenhaus, hat durch Gottstein & Frank bei Adolf Berger 2000 nördliche Bisamfelle aus der letzten Auktion gekauft. Gottstein & Frank haben die rohen Felle in eine der bekannten Zurichtereien (Pelzgerbereien), die eine in und um Leipzig seit Jahrzehnten aufgeblühte Industrie bilden, zum Zurichten gegeben. Dort ist die übliche Zurichtung vorgenommen worden. Die Felle sind an der Lederseite mit Salzwasser befeuchtet, dann von den Gesellen mit einem langen Schabeeisen geschabt worden. Dadurch wurden alle Fleischteilchen entfernt und das Leder geschmeidig. Sofort darauf rieb man das Leder, um es in diesem Zustand zu erhalten, mit Fett oder Butter ein. Dann streute man etwas Mehl auf das Leder und zog das halbtrocknete Fell nochmals etwas über das Eisen. Nach dieser Verarbeitung wurden die Felle in eine mit Sägespänen gefüllte Tonne gelegt. Diese Tonne wurde mehrere Stunden gedreht und durch die Sägespäne wurden vom Leder alle Fettstoffe und aus dem Haar alle Unreinlichkeiten entfernt.

Die hier geschilderte Zurichtweise ist die übliche für die meisten Fellsorten. Es gibt aber noch eine Menge Sonderbearbeitungen für verschiedene Fellarten.

Die so zugerichteten Bisamfelle werden also zur Zeit bei Gottstein & Frank sortiert. Diejenigen Felle, die eine besonders dichte Unterwolle haben, werden herausgesucht und in eine Spezialfabrik gegeben, wo man das lange Oberhaar herausrupft und die Unterwolle [451] schwarz färbt, was die berühmten und beliebten Sealbisamfelle ergibt.

\* \* \*

In Berlin ist große Pelzmodenschau. Unter zahlreichen Kunstwerken fällt der Blick eines May-Lesers auf einen prachtvollen Sealbisammantel, dessen Kragen und Aermel mit herrlichen Skunksfellen besetzt sind.

Sinnend betrachtet der Besucher den Mantel, und vor seinem Auge tauchen die Ufer des Flusses auf, an dem Sam Hawkens die Bisamratte aus der von ihm gelegten Falle herausholte.

[(452)]

## **Erdbeben**

Von Ingenieur Hermann Rönninger

©

[(469)]

## Erfrischungsquell<sup>79</sup>

Von Geh. Regierungsrat H. C u m m e

Berlin-Steglitz, den 1. Dezember 1921.

An den

Karl-May-Verlag,

Radebeul.

Vor einigen Jahren wurde ich auf Karl Mays Schriften aufmerksam, ich kaufte den „Winnetou“ usw., um bekannte Jungen damit zu erfreuen. Zufällig sah ich hinein – und blieb daran hängen. Die Schreibweise und die Darstellung, wie namentlich der Inhalt fesselten mich, so daß ich zu der Auffassung kommen mußte, es handle sich nicht um gewöhnliche „Indianergeschichten“, sondern um solche Werke, die auch alte, an tiefere Lektüre gewöhnte Leute erfreuen konnten. Jedenfalls waren die Ansichten und die Absichten des Verfassers durchweg edle, und ich konnte nicht begreifen, wie es Menschen hat geben können, die den Verfasser so, wie ich aus den Zeitungen entnommen, zur Verzweiflung zu [470] bringen vermochten. Elende Kerle, die aus früheren Jugendeseleien – wer hat die nicht gemacht!? – Kapital geschlagen, um einen Menschen, der offensichtlich nur aus edelsten Motiven und daneben natürlich auch aus Schriftstellerdrang heraus auf die Jugend und die Allgemeinheit hat wirken wollen, zu vernichten!

Ich habe das Meinige getan, um in meinem Bekanntenkreis eine andere Meinung über Karl May aufkommen zu lassen. Ich weiß – und ich spreche auch von mir selbst, daß alte, hochgebildete Leute aus den Bücherschränken ihrer Jungen sich Karl-May-Bände herausholen, um sich eine gute Abkehr von dem Elend unserer Tage zu verschaffen. Mir gelingt's dabei stets, mein Vorhaben zu erreichen, und ich halte die Stunde, die ich nach der Tagesarbeit abends in meinem stillen Arbeitszimmer bei Karl May verbringe, nicht für eine verlorene. Seit Frühjahr habe ich durch den jähen, fürchterlichen Tod meiner treuen Lebensgefährtin [Louise Emilie Anna Loe, 1860-1921], den Tod von Freunden und durch sonstige schwere Ereignisse die traurigsten seelischen Erschütterungen erlebt, die durch die edle Tendenz der Karl-May-Erzählungen mit dem darin obwaltenden wundervollen Gottvertrauen bei mir eine wesentliche Milderung erlangt haben. Ich will nun wieder einige Bände zu Weihnachtsgeschenken kaufen und bitte um Zusendung von ...

Mit vorzüglicher Hochachtung

Geheimrat Cumme.

---

<sup>79</sup> Der nachfolgende Brief ist dem Karl-May-Verlag im Jahre 1921 – anlässlich einer Bestellung und ohne unser Zutun – zugegangen. Da er sich von einer Fülle gleichartiger Zuschriften durch besondere Schattierung unterscheidet, ersuchten wir den Einsender um Abdrucksgenehmigung.  
Die Herausgeber.

## Wie denkt man in Indien über Karl May?

Von Dipl.-Ingenieur Th. Baltrusch

Chef-Ingenieur van Celebes en Onderhoorigheden

In Niederländisch Indien hat Karl May eine treue Leserschlar schon seit etwa 15 Jahren, die, von der Karl-May-Hetze unberührt, sich den Genuß seiner Werke nicht vergällen ließ.

Deutsche und Holländer, Frauen und Männer, sind in dieser Schar wohl zu gleichen Teilen vertreten; wenn man von der reiferen Schuljugend spricht, sind es naturgemäß etwa 90 % holländisch Sprechende, worunter mehr als die Hälfte wieder Mischblut. Jede größere Buchhandlung ist darum auch reich versehen mit guten Uebersetzungen von Mays Werken, und keine größere Freude gibt's für einen indischen Jungen, als auf seinem Geburtstagstisch einen Mayband zu sehen. „De Indische jongen“ (hierunter wird jeder in Indien Geborene verstanden, gleichgültig ob mit oder ohne Mischblut in den Adern) ist im allgemeinen ein guter Reiter und gewandter Schütze, da die Jagd auf Wildschweine in allen Teilen Niederl. Indiens immer sehr lohnend ist und von den Behörden das ganze Jahr hindurch gern gesehen wird, obschon anderes Wild (Hirsche, Büffel usw.) wie in Europa seine bestimmten Schonzeiten hat.

**[472]** Kein Wunder, daß der Indische Junge mit ungewöhnlichem Eifer die ans Unmögliche grenzenden Schußleistungen eines Karl May verfolgt und mit über dem Durchschnitt stehender Sachkenntnis seine Reiterkunststücke bewundert. Auch wir Aelteren müssen noch nachträglich erkennen, daß Mays Phantasie selten den Boden der Möglichkeit verlassen hat, meist auch dann nicht, wenn ein reiferes Alter Mays Schriften kritischer durchdenkt und manches Mögliche zur Unmöglichkeit stempeln zu müssen glaubt. Ich gestehe gern ein, daß ich erst hier in Indien von einem indischen Leutnant der Kavallerie wieder von der Möglichkeit des sog. „Brechens“ der ungezähmten Pferde hörte, d. i. der so oft von May mit ungewöhnlicher Gestaltungskraft beschriebene wilde Kampf zwischen Pferd und Reiter, wobei dieser durch bloßen Schenkeldruck das wildeste, mit allen Mitteln sich auflehrende Pferd „bricht“, zum Gehorsam zwingt. Auch die so oft beschriebenen Lassokunststückchen werden, wie jedermann im Film sich überzeugen kann, von dem amerikanischen Filmschauspieler Tom Mix glänzend nachgeahmt, ja übertroffen. Ich selber sah auf einer Hirschjagd auf Celebes im August 1924 auch ein Stückchen, das man Karl May wohl „nicht geglaubt“ hätte: ein großer Hirsch brach aus dem Dickicht hinaus ins Freie, zwei Schüsse fehlten, da krachte neben uns ein Boeginesischer Edler mit seinem Pferd an uns vorbei, um den Hirsch mit dem auf einer Bambusstange als offene Schlinge gehaltenen, am andern Ende am Sattelknopf festgemachten Lasso (geflochten aus den starken Fasern der Blattstiele der Talakpalme) einzufangen. **[473]** Schon nach wenigen Sekunden hatte das ausgeruhte Pferd den bereits ermüdeten Hirsch eingeholt und die offene Schlinge legte sich dem mächtigen Tier um den Hals, das Pferd machte die Maysche Wendung und der Hirsch stürzte zu Boden und wurde mitgeschleift. Es war ein Zwölfender. Man denke sich nun die Schwierigkeit, im tollsten Galopp über diese 12 Enden die Lassoschlinge zu werfen, ohne anzustreifen.

Als Junge war ich ein glühender Mayverehrer und hielt es mit 14 – 15 Jahren für ein Unrecht, den Einflüsterungen älterer Kameraden: Karl May habe das alles nicht erlebt, Glauben zu schenken.

Mit zunehmendem Alter bröckelte nun Stück für Stück an der Wahrhaftigkeit der Riesengestalt Old Shatterhands ab. Ich schreibe absichtlich nicht: von der Gestalt Karl Mays, denn als Schriftsteller blieb er gleich groß für mich.

Es wird nicht wundernehmen, daß ich – bei unveränderter Liebe zu seinen Werken – später von einem Aeußersten ins andre fiel und nun alle erzählten Geschehnisse nicht nur für nicht erlebt, sondern ganz im allgemeinen für meistens unmöglich hielt.

Und damit tat man May sicher unrecht, wie ich in den obigen Beispielen bewiesen haben mag. Auch seine Schußleistungen sind inzwischen von manchem Schützen im Wilden Westen wohl wirklich erreicht, wenn nicht übertroffen worden.

Mit lebhafter Spannung las ich auch in Indien Band 34 „Ich“ und mußte diesen Band kurz nach dem Erscheinungsjahr an viele wißbegierige indische Freunde und Bekannte ausleihen. Der Band brachte ja mehr von wirklichen Reisen und Erlebnissen, als **[474]** man zuletzt noch zu hoffen gewagt hatte, und wie tief sympathisch wird einem der Held dieser Selbstbekenntnisse! Und von da an nach mehr als 14jähriger Pause begann für mich ein zweiter Wettlauf nach den Werken Karl Mays.



Als Junge stand ich oft – dessen erinnere ich mich nur noch zu deutlich – stundenlang wartend vor der Tür der Volksbibliothek in der alten (jetzt abgebrochenen) Legionskaserne in Stuttgart, mit einem gelesenen Mayband in der einen Hand, in der andern ein Zettelchen, worauf der Name des neugewünschten Maybands stand. Um 5 Uhr ging die Pforte auf und wir halberwachsenen Jungens rannten nun in wütendem Wettlauf den langen Gang hinunter zum Ausgebetisch. „Fräulein Heß, bitte Winnetou, Durchs wilde Kurdistan, Der Schut usw.“, so schwirrten die Stimmen der Jungens durcheinander. Und welch seliges Gefühl, wenn man den gewünschten Band wirklich bekam!

Man wurde älter, vernünftiger, kam in die weite Welt und vergaß Karl May ein bißchen. Aber die Liebe zu ihm lebte verborgen im Unterbewußtsein fort. Als ich von der Ausgabe vom „Ich“ las, verschaffte ich mir das Buch trotz der Weltkriegs-Schwierigkeiten, und weggewischt waren alle Jahre des Vergessens. Band um Band habe ich mir wieder bestellt und wieder gelesen, mit nahezu derselben Begeisterung über Mays Gestaltungskraft wie vor 14 Jahren. Nach anstrengendem Dienst konnte ich abends nur noch leichte Entspannungsliteratur lesen, und kein Schriftsteller kann da wetteifern mit Karl May. Auch auf Reisen, wenn ich im Binnenland abends müde in [475] einem Pasanggrahan im langen Stuhl liege, die fliegenden Hunde kaum hörbar durch die stille Nachtluft flattern, kein Laut die unendliche Stille stört (meistens schläft der bedienende Mandoer außerhalb des Pasanggrahan) und mich die schwermütig machende Einsamkeit Indiens erdrücken will, da ist mir May immer ein lieber Kamerad.

Ich stehe mit beiden Füßen zu sehr im wirklichen Leben, als daß mich die späteren, symbolisch gemeinten Bände fesseln würden (obwohl ich alle Bände besitze und alle gelesen habe), aber die ersten 24 Bände sind ja so unerschöpflich reich an Farbe und zwingen mich immer wieder zu rückhaltloser Bewunderung des großen Erzählers Karl May. Gewiß, das meiste hat May aus Büchern selber wieder geschöpft, aber man nenne mir einen zweiten Schriftsteller, der so überaus zwanglos den Ethnologen neben dem Arzt, neben dem Botaniker, neben dem Zoologen, neben dem Theologen zu Wort kommen läßt. Zweifellos weckt May nicht immer die höchststehenden Instinkte des Menschen (die symbolischen Dichtungen haben das wohl versucht, aber sind darin wohl gescheitert), jedoch gerade die gediegene anspruchslose Frische, seine sinnlich nie aufreizenden Erzählungen machen Karl May zum unsterblichen Volksschriftsteller. In unsrer Zeit von sausenden Schwungrädern und rauchenden Schornsteinen, die immer ärmer an Poesie werden wird, kann der Versuch eines Schriftstellers, die packende Geschichte des tragischen Endkampfes zwischen roter und weißer Rasse in Nordamerika in den Jahren 1840 bis 1876 dem deutschen Volk der Vergessenheit zu entrücken [476] und ihr wieder pulsierendes Leben einzublase, nur als restlos geglückt bezeichnet werden. Der Orient, den May in seinen von mir immer wieder mit ungetrübtem Genuß gelesenen 6 ersten Bänden noch meisterlicher als den „*far wild West*“ schilderte, hat ja auch bald ein solches Denkmal nötig, denn auch die Eigenart dieser Völker ist im Schwinden begriffen. Wo soll das hin, wenn man jetzt schon in 18 Stunden von Paris nach Marokko fliegt, um dort die bitter wenig frierenden Eingeborenen mit allerhand Erzeugnissen der französischen Textilindustrie zu überfluten! Ich möchte mir für jedes eigenartige Völkchen im Orient „*the splendid isolation*“ von vielen Inseln der Südsee wünschen, so wie es auch der eigne Wunsch jener Völker ist. Aber dies sind in unserm Zeitalter eitle Wünsche, alles verflacht und fließt dank unsrer ungeheuren Verkehrstechnik ineinander über und der merkwürdige Hang zur Gleichmacherei bei den europäischen Völkern gibt demjenigen, was noch über die Masse hinausragt, den Rest.

Der Osten in Niederländisch Indien, z. B. Celebes und Neu-Guinea, bietet dem Ethnologen genug Eigenart und Forschenswertes, aber wie lange wirds auch hier noch dauern? May hat wenig über Niederländisch Indien geschrieben und in diesem Wenigen beschränkte er sich auf Sumatra. Jedenfalls ist May niemals auf Celebes gewesen, so daß keine einzige seiner abenteuerreichen Erzählungen diese große Insel zum Schauplatz hat. Dies hat seine gewichtigen Gründe. Bis zum Jahr 1905 war Celebes eigentlich nur dem Namen nach unter holländischer Oberhoheit. Eine Menge kleiner und großer Fürsten [477] (radjas) stritt sich im Innern untereinander und an den Küstenplätzen gegen die Holländer um wirkliche und angemäße Rechte, bis eine große Expedition mit Waffengewalt [1905] den offenen Widerstand der Sultane von Boni und Goa brach. Erst von dieser Zeit an beginnt die Literatur über Land und Völker auf Celebes, in einer Zeit also, in der Karl May sich schon längst der symbolischen Dichtung zugewandt hatte.

Soviel steht fest, daß May in den wenigen Erzählungen, die ihn mit Malaien zusammenbringen, ein fehlerloses Malaiisch sprechen läßt, eine Tatsache, die mich bei der Entdeckung mit hoher Befriedigung erfüllte. Als Sprachforscher, der nur durch Selbststudium das hochgesteckte Ziel erreichte, muß May auch

anders beurteilt werden als die Mehrzahl seiner akademischen Kollegen. Viel mag aus Nachschlagebüchern geschöpft sein, aber man findet doch nicht ohne weiteres alle zum Mayschen Text passende Grammatik und Worte. Da muß ein Stück Genialität mittun. Man mag auch behaupten, daß die wörtlich angeführte Rede eines Indianers oder Arabers oder Malaien Mays Dichtungen wenig literarischen Wert zufügt, aber warum war man dann schon als Junge so begeistert für die fremdsprachigen Ausdrücke und Redewendungen in seinen Erzählungen?

Der Erzähler brachte seine belehrenden Auslassungen nie in aufdringlicher Form: sie sind an richtiger Stelle, am richtigen Ort, in richtiger Form eingefügt, so daß die Einblicke, die der Leser in die Sprache der handelnden Personen gewinnt, zur **[478]** scharfen Charakteristik dieser Personen sehr wesentlich beitragen. May konnte eben von allen Farben, die ihm auf der Palette der menschlichen Empfindungen zu Gebote standen, meisterlichen Gebrauch machen. Was hat er an vergessenen Merkwürdigkeiten von Land und Völkern nicht wieder aus der Tiefe geholt, sie mit weitschauendem Blick geschickt miteinander verknüpft und zu spannenden Erzählungen verarbeitet! Wo ein anderer nichts sieht, sieht er alles. Es wäre billiger für ihn gewesen, seine Erzählungen durch das Hineintragen sinnlichen Beiwerks anregend zu machen, und seine Jugendwerke, die „erzgebirgischen Dorfgeschichten“, vermochten die Wirkung solcher Einschaltungen auch noch nicht zu entbehren. Daß er sie später wohl verschmähen konnte, beweist eben die genial ansteigende Meisterschaft des Dichters. Auch bei ihm gilt: „Kein Meister fällt vom Himmel“, denn letztgenannte Dorfgeschichten muten neben schon manch kühner Linienführung doch meist recht naiv an und eine Geschichte ähnelt der andern zum Verwechseln. Er läßt darin und auch später den Zufall außerdem so merkwürdige Verwicklungen und Lösungen verrichten, daß ich mich des Eindrucks nicht erwehren kann, daß May in unbewußter Selbsttäuschung seinen später so oft wiederholten Grundsatz von der unsichtbaren Leitung aller Geschicke und Leugnung des blinden dummen Zufalls aufstellt, um seinen Schilderungen von oft wunderlichen „Zufällen“ mehr Wahrscheinlichkeit zu verleihen.

Vielen von Karl Mays Lesern in Deutschland werden diese wunderlichen Fügungen des Zufalls **[479]** wohl etwas hinderlich sein, in Indien nimmt die Schar seiner Leser keinen Anstoß daran. Denn wohl kein Volk ist mehr im Aberglauben befangen als die weißen und braunen Bewohner dieses Smaragdgrübeltals am Äquator. Kein Indo-Europäer, der nicht an Gespenster, Chiromantie, Astrologie usw. glaubt! Und da der heiße Süden auch heißere Leidenschaften in den Menschen erzeugt, sind Haß und Liebe, Schlechtes und Gutes stärker in ihnen entwickelt als im mehr selbstsicheren, mehr im Gleichgewicht bleibenden Nordländer. Mays Gestalten sind entweder, ähnlich wie bei Dickens, ganz verworfene Ungeheuer oder wie sein Kara Ben Nemsi oder Old Shatterhand mit ganz unwahrscheinlicher Langmut ausgestattete Idealgestalten. Dem Leser in Europa mag das im reiferen Alter wohl auffallen, der Indo-Europäer findet es ganz natürlich. Bei aller Neigung zum Mystischen verhält sich der „indische Junge“ jedoch ablehnend gegenüber den späteren symbolischen Werken Karl Mays: sie bieten ihm zu wenig Abenteuer, das frische schwungvolle Leben der früheren Werke Mays fehlt. Zu meiner Verwunderung kann man übrigens im Band „Der Waldschwarze“, einem Jugendwerk Mays, in der Erzählung „Das Geldmännle“ schon lesen von der von May später in „Am Jenseits“ usw. so viel gebrauchten Personifizierung von zwei menschlichen Geistern oder Seelen in einer menschlichen Hülle. Soll dies wirklich ein Jugendwerk Mays sein?<sup>80</sup>

**[480]** Man verwundert sich über die Aehnlichkeit der Gestalten: der Hang zum Dichten, zum reinen unverhüllten Fabulieren äußert sich hier in einem Erstlingswerk des Meisters sehr früh und erscheint erst wieder sehr viel später (durchgeistigter) in „Am Jenseits“. May rückt dem Indo-Europäer, der, wie oben ausgeführt, dem Mystischen gern einen breiten Raum in seinem Gefühlsleben gönnt, durch solche Werke, solange sie nicht allzu viel symbolisieren, sehr viel näher als vermutlich der Mehrzahl der nordischen Leser, die am liebsten, zum mindesten während der geistig gesünderen Zeit vor dem Weltkrieg, in ihrem Lesestoff den Boden der Wirklichkeit und der Wahrscheinlichkeit nicht verlassen möchten.

Und nun mag es des Loblieds auf die herrlichen Werke Mays genug sein. Alt und jung, Nord und Süd bis nach Indien, alle genießen von den Werken Mays, und eine lohnende Aufgabe wäre es, das Verbreitungsgebiet seiner Leser einmal auf dem ganzen Erdball festzustellen. Vielleicht findet sich noch einmal ein Leser, der darüber schreibt mit Beziehung auf Nordamerika, dem häufigen Schauplatz von Mays besten Erzählungen.

---

<sup>80</sup> Jawohl! Um 1876 erschienen. – (Man vergleiche hierzu auch die Ausführungen Barthel-Winklers, Dr. Altendorffs und Elkans im vorliegenden Jahrbuch.) Die Herausgeber. **[NEIN! Geschrieben 1903.]**

## Die Autoren des Karl-May-Jahrbuches 1926

Altendorff, Ernst	1874	1941
Baltrusch, Theodor	(1886)?	?
Barthel-Winkler, Lisa	02.01.1893	1966
Biedermann, Alfred	23.12.1884	08.08.1971
Biese, Alfred	25.02.1856	11.03.1930
Budde, Karl	1886	09.04.1949
Cumme, Haimar Christian	vor 1860	?
Eicke, Otto	07.04.1889	? .12.1945
Elkan, Otto Titus	21.05.1911	25.06.1999
Engel, Eduard	12.11.1851	23.11.1938
Finke, Max	08.07.1888	04.01.1924
Goebel, Johannes	?	?
Gottstein, Otto	1892	1951
Guenther, Konrad	23.05.1874	26.01.1955
Gurlitt, Emmy	1863	1929
Gurlitt, Ludwig	31.05.1855	12.07.1931
Heise, Walter	?	?
Höck, Joseph	10.10.1900	01.05.1980
Kaiser, Tono (Anton)	?	?
Kaiser-Query, Thea	?	?
Kandolf, Franz	06.11.1886	19.06.1949
Lhotzky, Heinrich	21.04.1859	24.11.1930
Matthiessen, Wilhelm	08.08.1891	26.11.1965
May, Klara	04.07.1864	31.12.1944
Patty Frank	19.01.1876	23.08.1959
Prüfer, Fritz	04.10.1890	1972
Rönninger, Hermann <small>[Johann Hermann Meier-Rönninger]</small>	19.02.1876	09.01.1955
Rudert, Otto	06.03.1889	17.01.1955
Schmid, Euchar Albrecht	29.08.1884	15.07.1951
Sehling, Emil	09.07.1860	30.11.1928
Selmke, Paul	31.03.1891	?
Stütz, Adalbert	14.02.1878	23.12.1957
Urban, Gustav	27.04.1884	21.10.1969
Volck, Adolf	22.04.1845	27.03.1926
Wulffen, Erich	03.10.1862	10.07.1936

Beiträge der farbig markierten Autoren unterliegen noch dem Urheberrecht.